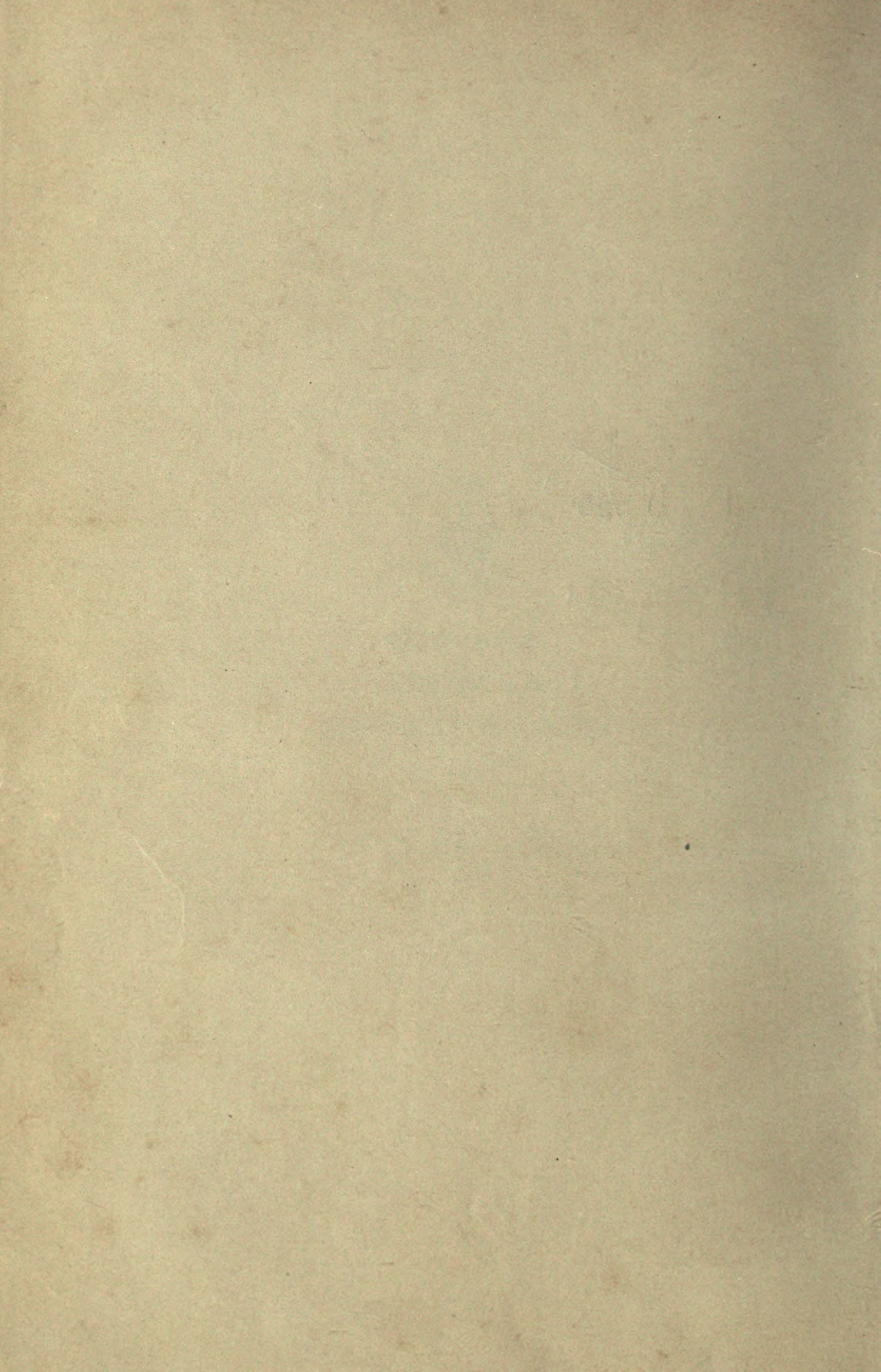
Aus der Heimat

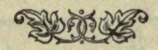
Geschichten, Schilderungen und Beschreibungen von Dresden und seiner Umgebung





Aus der Heimat

Geschichten, Schilderungen und Beschreibungen von Dresden und seiner Umgebung



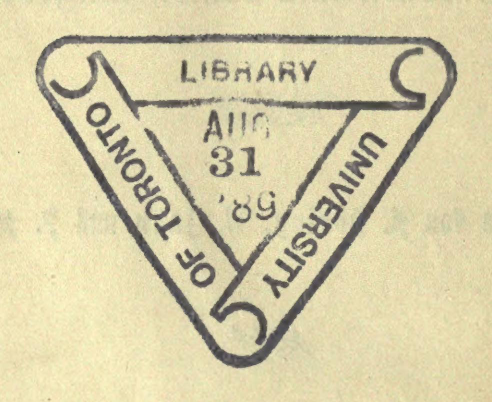
Dargeboten von H. Döring, W. Jahn und P. Müller



Zweite Auflage
(4. bis 9. Tausend)
steif geheftet M. 0.90, gebunden M. 1.20
Geschenkband M. 1.50



Dresden
Bleyl & Kaemmerer, Inh.: O. Schambach



Von waldumrauschten Bergeshöh'n
Schau ich hinab ins Tal:
Da liegst du, stolze Königsstadt;
Dich grüß' ich tausendmal!

Im schönen Kranze grüner Au'n
Vieltürmig ragst du auf;
Im Sonnengolde hell erglänzt
Des mächt'gen Stromes Lauf.

O Elbflorenz, wie strahlt dein Ruhm,
Du Perle deutscher Kunst,
So frei und herrlich aufgeblüht
Durch deiner Fürsten Gunst.

Der Städte Krone preis' ich dich,
Mit Ehren stets genannt.
Ich grüß' dich, teure Vaterstadt,
Juwel im Sachsenland!



Inhaltsverzeichnis.

I. Geschichtliches.

II. Wanderungen und Beobachtungen.

Quellenschriften.

Handreichung zur Heimatkunde von Döring, Gärtner, Jahn und Müller und die darin angegebnen Quellen.
Dresdner Anzeiger 1903 Nr. 32 und 33.
Petermann, Dresdens Größe, Lage und Hilfsquellen.
Dr. Nessig, Geologische Exkursionen i. d. Umgegend von Dresden.
Wuttke, Sächs. Volkskunde.
Lilie, Die Lößnitz.
Jastram, Lebensbilder und Skizzen aus der Kulturgeschichte.
Lindau, Geschichte von Dresden.
Dr. Richter, Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden.
L. Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Mannes, Selbstbiographie, Verlag von Joh. Alt, Frankfurt a. M.
E. Rietschel, Jugenderinnerungen.
W. v. Bremen, Die Schlacht bei Kesselsdorf.
Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein 18. Heft.
Manuskripte aus dem Körnermuseum (von Hofrat Dr. Peschel freundlichst zur Benutzung überlassen).
Wilsdorf, Ein Wohltäter Plauens.
E. Ritter, Deutsche Sagen.

I. Geschichtliches.

Die Urbewohner der Heimat.

Wo deine Wiege stand, wo dir die Sonne der kindlichen Freude zuerst leuchtete und die Liebe zu den teuren Eltern und zur lieben Heimat in deinem Herzen aufging: da hatten auch schon lange vor deiner Zeit andere Menschen eine traute Heimstätte und freuten sich in ihrer Weise an Natur und Leben. Seit mehr als 3 Jahrtausenden sind unsere heimatlichen Fluren besiedelt. Völker kamen und gingen, und zahlreiche Geschlechter folgten einander im Wechsel der Zeiten.

Über das Leben der ersten Bewohner unserer Gegend weiß kein Geschichtsschreiber zu berichten; nur unscheinbare Reste, die wir dem heimatlichen Boden entnehmen, geben uns dürftigen Aufschluß über jene Zeit.*)

Nach diesen Quellen dürfen wir für unsere Heimat vier verschiedene Abschnitte der Besiedelung feststellen:

Auf die Menschen der Steinzeit, die bis etwa 1000 v. Chr. hier heimisch waren, folgten die Germanen, welche bis in die Zeit der Völkerwanderung hier wohnten. Darauf nahmen im 6. Jahrhundert die Sorben-Wenden unser Elbtal in Besitz, bis diese unter Heinrich I. im 10. Jahrhundert wiederum von den Deutschen unterworfen wurden.

Die geschichtliche Zeit beginnt für unsere Heimat mit der Gründung der Mark Meißen. Die weiter zurückliegenden Abschnitte gehören der vorgeschichtlichen Zeit an, und ihre Menschen werden als Urbewohner bezeichnet.

1. Die Bewohner zur Steinzeit.

Den ersten Ansiedlern im Elbtale waren die Metalle noch unbekannt; sie fertigten Waffen und Werkzeuge aus Steinen und Knochen. Gern

*) Solche Reste aus der Urzeit der Heimat finden wir in der prähistorischen Abteilung des Mineral. Museums im Zwinger.

schlugen sie aus dem spröden Feuerstein Messer und Schaber zurecht oder verarbeiteten den zähen und harten Grünstein zu Meißeln, Beilen, Hämmern und Äxten.

Durch sorgfältige Steinschläge mit der Hand formte man aus dem Steine das gewünschte Gerät, schliff und polierte es sodann mit Hilfe von Wasser und Sand und durchbohrte es wohl auch zum Zwecke der Befestigung. Wegen der allgemeinen Verwendung steinerner Waffen und Werkzeuge bezeichnet man diese Zeit als Steinzeit. Solche Gerätschaften wurden in unserer Gegend am Schusterhaus bei Cotta-Dresden, auf dem Rostitz-Wallwitzplatze in Löbtau-Dresden, auf Feldern von Lockwitz und in einer Lehmgrube an der Mockritzhöhe gefunden. Da die Steingeräte aus jenen Fundstellen sorgfältig geschliffen und poliert sind, so erkennen wir, daß die Ansiedler dem jüngeren Steinzeitalter angehörten; denn die Menschen der älteren Steinzeit führten nur roh behauene Steine als Waffen und Werkzeuge.

Als Wohnplatz wurde ein flacher Hügel gewählt, auf welchem man die leichte Hütte vor der Flut des schwellenden Stromes bewahrt wußte. Die wertvolle Gabe des Herdfeuers schützte man in einer kesselartigen Grube im Boden der Hütte gegen Regen und Wind. Die Bedürfnisse des Lebens wußte sich der Steinzeitmensch mit Ausdauer und gewandter Körperkraft zu verschaffen. Der fischreiche Strom, der vom jagdbaren Wild belebte Wald, die Elbaue als Weideplatz seiner Herden und als Fruchtscholle seines Ackerbaues lagen ihm gleich nahe und boten ihm reiche Kost in mannigfachem Wechsel. Er verstand es wohl, die Tiere des Waldes zu beschleichen und mit seinen Steinwaffen zu erlegen. Dies beweisen uns die in der Asche des Herdfeuers gefundenen Tierknochen, unter denen die vom Hirsch besonders zahlreich vertreten sind.

Als Kleidung dienten unsern Urbewohnern Tierfelle und wohl auch Gewebe der einfachsten Art.

Auch des Schmuckes mochte man nicht entbehren, wie die in den Küchenabfällen gefundenen länglichrunden Tonperlen verraten.

Die für den Wirtschaftsgebrauch nötigen Gefäße formte man mit freier Hand aus feingeschlämmtem Ton, der mit Sand und wohl auch mit Kohlenstaub vermischt wurde. Diese Töpfe verzierte man, so lange der Ton noch feucht war, mit bandförmigen Mustern und brannte sie alsdann nur schwach am offenen Feuer.

In dem gebrannten Lehm mehrerer Herdplatten fanden sich deutliche Abdrücke von Getreidekörnern und Spreu. Daraus ersehen wir, daß diese Urbewohner bereits Getreidebau trieben. Mit der Einführung des Ackerbaues ist ein bedeutungsvoller Fortschritt im Leben der Urbevölkerung erreicht. Sie sah sich genötigt, das unstäte Wanderleben aufzugeben und

der regelmäßig wiederkehrenden Aussaat und Ernte, also einer zielbewußten Beschäftigung, sich zu widmen. Die zuerst gebauten Halmfrüchte sind Gerste und Weizen. Man hat wahrscheinlich nicht im Herbst schon, sondern erst im Frühjahr das Feld bestellt und die Saat ausgestreut, so daß also die Getreidearten sämtlich Sommerfrüchte gewesen sind. Es ist anzunehmen, daß der Steinzeitmensch den Pflug noch nicht kannte, sondern den Boden durch Hirschhornhacken lockerte.

Die Getreidekörner wurden zwischen zwei glatten Steinen zerquetscht, mit Wasser zu einem Teig angerührt und zwischen heißen Steinen gebacken. Das Brot wurde aus Weizenkörnern, nie aus Gerste hergestellt; es war flach und kuchenartig geformt. Aus der Gerste mag man schon damals einen häuslichen Labetrunk, ähnlich unserm Bier, bereitet haben.

Wohin die in unserm Elbtal seßhaften Steinzeitmenschen gewandert sind, läßt sich heute nicht mehr feststellen.

2. Die Germanen.

Etwa 1000 Jahre vor Christi Geburt war unsere Heimat von einem germanischen Volksstamme bewohnt, dem die Metalle und ihre Verarbeitung zu Werkzeugen, Waffen und Schmuck bereits bekannt waren. Man benutzte zur Herstellung des genannten Geräts ganz allgemein und ausschließlich die Bronze, eine Mischung aus Kupfer und Zinn, die sich in Formen gießen und hämmern ließ. Daher bezeichnet man diesen ältesten Abschnitt der germanischen Besiedelung als Bronzezeit und berechnet ihre Dauer von 1000 v. Chr. bis etwa 500 v. Chr.

Nur an wenigen Punkten unsrer Heimat sind bisher Reste aus der Steinzeit gefunden worden, so daß man für dieselbe nur eine kleine Zahl von Ansiedlern annehmen darf; dagegen finden sich viele umfangreiche Begräbnisplätze aus der Bronzezeit, von denen man auf eine große Zahl dichtbevölkerter Ansiedelungen schließen muß. Der Urgermane hatte nämlich das Umherschweifen bereits aufgegeben und war zur seßhaften Lebensweise übergegangen. Die Bauten wichen in ihrer rohen Art noch sehr ab von den Kunstbauten der Römer und Griechen, die zur selben Zeit längst eine höhere Bildung besaßen. Das germanische Haus entbehrte noch des festgemauerten Grundes; nur einzelne flache Feldsteine dienten als Unterlage für das einförmige Holzgestell, das aus Stämmen des Urwaldes gezimmert war.

Die Felder zwischen den Säulen und Balken füllte man mit schwachen Holzstäben aus und bewarf diese mit Lehmbrei. Infolge dieser Bauart war die Wohnstätte leicht der völligen Zerstörung durch Feuer ausgesetzt, so daß heute nur noch die Herdstelle mit ihrer Anhäufung von Asche,

Gefäßscherben, Knochenresten, Muschelschalen und gebranntem Lehmbewurf an die ehemalige Heimstätte erinnert.

Der Urgermane war bekleidet mit Tierfellen, oder mit einem Gewand aus selbstgefertigten Geweben, die er durch eine Bronzenadel zusammenhielt. Als weiteren Schmuck trug er bronzene Spangen und Ringe an Hals, Arm, Hand und Fuß. Auch die Waffen, die er zu Kampf und Spiel trug, wie Schwert, Dolch, Speer und Pfeil, formte er ganz oder zum Teil aus der genannten Metallmischung. Für die häusliche Beschäftigung führte er bronzene Werkzeuge, wie Äxte, Beile, Hämmer, Meißel und Nadeln. Zuweilen findet man einzelne dieser Bronzegeräte oder auch größere Mengen davon in einem Tongefäß im Acker oder unter großen Steinen oder auch im Moorboden liegend. Der Besitzer mag diese Gegenstände verloren oder versteckt haben, ohne daß es ihm später möglich war, seinen Schatz wieder zu heben. Einzelne dieser Sammelfunde waren offenbar zum Einschmelzen bestimmt, da man die Gießform zu Sicheln und zu Speerspitzen nebst Bronze in Barren und Gießkuchen dabei fand.

Auch mit der Töpferei war der Urbewohner jener Zeit wohlvertraut. Er formte das irdene Gerät mit freier Hand aus feinem Ton und verzierte es durch Striche, Punkte, Buckel u. s. w. Die Gefäße, wie auch die durch Metallguß hergestellten Bronzewaffen und Werkzeuge, zeigen eine auffallende Formenschönheit und große Mannigfaltigkeit der Verzierungen, so daß wir den Erzeugern einen ursprünglichen Schönheitssinn zusprechen müssen.

Die in altgermanischen Wohnstätten gefundenen Mahlsteine, sowie zahlreiche Webstuhlgewichte verraten uns, daß man in jedem Hause für den eigenen Bedarf das Getreide zu mahlen und die Gespinste zu weben pflegte.

Obwohl Ackerbau und Viehzucht zur Bronzezeit viel umfänglicher als vorher betrieben wurden, so übte man daneben doch auch Jagd und Fischfang aus.

Über Sitten und Gebräuche, wie über das Seelenleben jener Bewohner läßt sich aus den stummen Überresten der Vorzeit nur wenig erfahren. Aus den in großer Zahl aufgedeckten Gräbern erkennen wir Sorgfalt und opferwillige Hingabe und schließen daraus, daß man den Toten Achtung und Verehrung bewies. Die Totenbestattung gestaltete sich nach unserer Vermutung wie folgt:

Der Verstorbene wurde unter Beobachtung religiöser Feierlichkeiten auf einem Holzstoße verbrannt. Die übrigbleibenden Knochenreste sammelte man, zerbrach dieselben und legte sie nebst einigem Bronzeschmuck in ein Tongefäß, die Urne. Diese wurde sodann in einem etwa $^1/_2$ m tiefen

Grabe beigesetzt und meist mit einer Anzahl größerer oder kleinerer Beigefäße umgeben. Aus Feldsteinen, die man vorsichtig um und über die Gefäße baute, stellte man eine schützende Steinpackung her und überschüttete diese mit Erde.

Solche Gräber mit Leichenbrand finden sich zu vielen Hunderten vereinigt und werden als Urnenfriedhöfe bezeichnet. Sie sind in und um Dresden zahlreich vorhanden.

Wo heute das neuzeitliche Leben am stärksten flutet; wo die Lokomotive brausend auf den Schienenwegen dahinrollt (Leipziger Bahnhof und Eisenberger Straße in Neustadt und Friedrichstädter Bahnhof an der Walterbrücke): da bestattete man vor Jahrtausenden germanische Helden und deren Angehörige. Wo der Neudeutsche seine Volksfeste feiert (Vogelwiese an der Pfotenhauerstraße), wo er dem Ruder- oder Eissport huldigt (Carolasee): da legte der alte Germane in ernster Trauer seine lieben Toten zur friedlichen Ruhe im Erdenschoße nieder. Die massigen Steinhäuser der wachsenden Stadt bedecken bereits die Ruhestätten der altgermanischen Toten (Reitbahnstraße, Wiener Straße, Löbtau, Kaditz, Übigau, Striesen). Auch anderwärts im Elbtale (Stetzsch, Brießnitz, Neuostra, Blasewitz, Tolkewitz, Hosterwitz, Klein-Zschachwitz, Pestitz) wurden Begräbnisplätze mit zahlreichen Urnen aufgedeckt.

Die dem Leichenbrand beigefügten Metallbeigaben sind wichtig für die Zeitbestimmung der Gräber. Enthalten letztere nur Beigaben aus Bronze, so müssen wir sie der Bronzezeit zurechnen; tritt aber daneben auch Eisen als beigegebenes Kleinod auf, so sind die Reste der frühen Eisenzeit zugehörig. Letztere ist in unserer Heimat durch eine große Zahl von Gräbern vertreten, die nach unserer Schätzung aus der Zeit von 300 vor Chr. bis etwa 400 nach Chr. stammen.

Während der Völkerwanderung verließen die Germanen ihre Wohnsitze in hiesiger Gegend. In die verlassenen, von zurückgebliebenen Germanen nur schwach bevölkerten Wohnplätze drang um die Mitte des 6. Jahrhunderts durch die Lausitz und von Böhmen her der slavische Stamm der Sorben-Wenden ein.

3. **Die Slaven** (Sorben-Wenden).

Die Slaven machten die Elbgegend noch mehr als bisher dem Ackerbau dienstbar, indem sie nicht nur die Elbaue, sondern auch die sanft geneigten Hänge und Hochebenen besiedelten. In spätslavischer Zeit schlossen sie sich mit ihren Ansiedelungen enger aneinander und bildeten zahlreiche kleine Dorfschaften, die man nach ihrer Form entweder als Rundlinge oder als Straßendörfer bezeichnet. Wir

finden diese Anbauformen in unserer Umgebung noch heute gut erhalten, z. B. in Altcoschütz, Striesen (Markgraf Heinrich-Platz) und Kaditz. An die slavischen Vorbewohner erinnern uns noch zahlreiche slavische Ortsnamen unserer Gegend, z. B. Poppitz, Blasewitz, Loschwitz, Coschütz, Stetzsch, Kemnitz, Brießnitz, Kaditz u. s. w. Ein Rundling enthielt gewöhnlich auf dem Dorfplatze einen Teich oder Brunnen, hatte nur einen Ausgang, der leicht zu verschließen war, und diente als vorzüglicher Pferch für das Vieh. Die Sorben pflegten neben dem Ackerbau mit besonderer Sorgfalt die Aufzucht der Herdentiere. Sie scheinen auch in Handelsverkehr mit dem fernen Osten gestanden zu haben. Trotzdem dürfen wir nicht annehmen, daß sie die Träger einer höheren Bildung waren. Die von ihrer Hand herrührenden Werkzeuge und Geräte sind gegenüber den germanischen Resten als dürftig und mangelhaft zu bezeichnen. Sie fertigten ihre Gerätschaften meist aus Hirschhorn, Knochen oder Holz, selten aus Eisen. Auch ihr Topfgerät, das man in zahlreichen Trümmern auf den Burgwällen oder Heidenschanzen findet, hält den Vergleich mit der Formenschönheit und den Verzierungsformen germanischer Gefäße nicht aus. Aber einen großen Fortschritt hat die slavische Töpferei durch Anwendung der Drehscheibe zu verzeichnen.

Bei den Sorben war die Leichenbestattung (ohne vorhergehende Verbrennung) allgemein üblich. Man bestattete die Toten in tiefen Gruben und gab ihnen Schmuck und Gebrauchsgegenstände mit, z. B. Glasperlen, Schläfenringe, eiserne Messer und irdene Gefäße. Diese Sitte bestand fort bis in die früheste geschichtliche Zeit, wie die Gräber von Sobrigau beweisen. Wenn man bisher nur wenige Skelettgräber aus slavischer Zeit aufgefunden hat, so liegt das jedenfalls daran, daß sie sämtlich sehr tief angelegt und recht unscheinbar sind. Slavische Überreste fand man auf mehreren Burgwällen der Heimat, z. B. Altcoschütz, Niederwartha, Lockwitz u. s. w.

Die Herrschaft der Slaven wurde schon von Karl dem Großen hart bedroht. Im 10. Jahrhundert drangen die deutschen Volksstämme unter Heinrich I. in das Gebiet ein und unterwarfen die Sorben gänzlich. In dieser Zeit mögen die obengenannten Burgwälle, die sowohl als Schanzwerke wie auch als Heiligtümer und Opferstätten angesehen werden, von heißem Kampfe umtobt gewesen sein. Schließlich fiel eine slavische Feste nach der andern in die Hände der Deutschen. Der Wall wurde erstürmt, das hölzerne Heiligtum zerstört und samt der hölzernen Bildsäule des heidnischen Gottes zu Asche verbrannt.

Nach völliger Eroberung des Sorbenlandes drangen gegen Ende des 11. Jahrhunderts deutsche Ansiedler in unsere Gegend vor, und damit hielten deutsches Wesen, deutsche Sitte und Sprache ihren Einzug in

unserer Heimat. Allerorten wurden nun Kirchen und Kapellen errichtet und dem Gott der Liebe geweiht. Leider wissen wir über das Schicksal unseres Heimatortes in jener Zeit nichts Näheres zu berichten, da sein Name Dresden urkundlich zuerst im Jahre 1206 erwähnt ist. Die älteste urkundliche Form des Namens ist „drezdzane“; sie wird durch Sprachforscher von dem altslavischen Worte drezga = Wald, Sumpfwald, abgeleitet und mit „Bewohner des sumpfigen Waldgebiets“, also „Sumpfwaldbewohner“ verdeutscht. Nach dieser Namensdeutung ist anzunehmen, daß unser Heimatort durch die slavischen Vorbewohner angelegt wurde.

Dresden um 1400.

Dresden (die jetzige Altstadt) war wie alle größeren Städte um 1400 eine feste Stadt mit Mauer und Graben. Altendresden (die heutige Neustadt) war, weil noch klein und unbedeutend, ein offener Ort, der jedem Angriff in „bösen Zeitläufen“ ausgesetzt lag. Von Altendresden führte über die Elbe eine Brücke nach dem festen Neudresden hinüber. Sie bestand aus steinernen Pfeilern, die miteinander durch Holzbalken verbunden waren. In gefährlichen Zeiten nahm man die Balken weg, um den Zugang nach Neudresden abzusperren. Dieses hatte damals ungefähr die Größe und Ausdehnung des heutigen Stadtkerns und war ringsum von einem Wassergraben und einer 6—8 Meter hohen Steinmauer umgeben, durch welche mehrere Tore Einlaß gewährten.

Wir gehen über die Brücke. Am Brückentore, das sich ungefähr in der Nähe des heutigen Georgentores befand, ist eine große, an eisernen Ketten hängende Zugbrücke, die man am Abend aufzieht. Zwei Wächter, mit Armbrust und Spieß bewehrt, mustern uns aufmerksam, lassen uns aber in den dunklen Torweg eintreten. Wir durchschreiten den schmalen Gang und sind in Neudresden. Die engen Straßen zeigen an beiden Seiten niedrige Häuser, die aus Holz und Ziegel-Fachwerk gebaut und mit Schindeln gedeckt sind. Vor den Türen liegen Kehricht und Unrat, und nur mit großer Mühe können wir in den ungepflasterten und schmutzigen Straßen vorwärtsschreiten. Da, wo in der Häuserreihe irgend eine Lücke gelassen ist, liegen Dunghaufen, in denen die Schweine grunzend herumwühlen. Auf dem Markte ist viel Leben. Hier haben die Händler vor den Häusern auf Bänken und Tischen ihre Waren zum Verkauf ausgelegt und zwar je nach dem Handwerke an verschiedenen Plätzen: z. B. die Vogelhändler an der Vogelecke (Wilsdruffer Straßenecke) und die Holz-

händler an der Holzecke (König-Johannstraße). Der Marktplatz ist ungepflastert; einige Wassergräben (Kaitzbach) durchqueren ihn, damit bei Feuersgefahr sofort Wasser zum Löschen vorhanden ist. Wir biegen in die Gasse ein (jetzt Wilsdruffer Straße), die nach dem „Wilischen Tore“ führt, welches das „festeste“ genannt wird und steigen dort die Turmtreppen hinauf, um von oben einen Überblick über Dresden zu gewinnen. Wo heute lärmender Verkehr durch die Straßen hastet, ist es noch still und leer. Außerhalb der Mauer (am heutigen Postplatze stehen) einige unansehnliche Hütten; am See liegt ein großer Teich, dem sich noch einige andere anschließen. Weiterhin erhebt sich ein einfaches Kirchlein, die Marien- oder Frauenkirche. Sie ist wie die anderen Gebäude nur aus Holz und Fachwerk gebaut. Obwohl sie vor der Stadtmauer liegt, ist sie doch die Hauptkirche der Stadt. In ihr wird ein Heiligtum von ganz besonderem Rufe aufbewahrt: ein Wachsbild der Gottesmutter Maria. Zu diesem Gnadenbilde kommen die Pilger von weither, um Hilfe in Not und Heilung von Krankheiten zu erbitten. Eine zweite Kirche birgt ebenfalls wunderwirkende Heiligtümer; es ist die auf der Kreuzstraße stehende Kreuzkirche. Sie besitzt einen Splitter vom Kreuze des Heilands und ein Kreuzbild, welches, der Sage nach, in der Elbe aufrecht stehend aus Böhmen angeschwommen sein soll.

Ehe wir vom Torturme niedersteigen, gehen wir in Begleitung des Wallwächters, der aus seiner Eisenhaube gar trutzig herausschaut, auf der Mauer um Neudresden herum. An der Außenseite der Festungsmauer stehen große Holzbalken eingerammt; mit den Spitzen nach oben, bilden sie ein starkes Hemmnis für die Feinde, die etwa über den Wassergraben gekommen und an Sturmleitern in die Höhe bis zur Mauerkrone geklettert sind. Kleinere Türmchen, die aber nur für wenige Mann Raum bieten, unterstützen hier und dort die Festigkeit der Mauer. An manchen Stellen stehen Wurfmaschinen; das sind große, bewegliche Balken, mit denen man Steine und brennende Pechkränze auf die Belagerer werfen kann. Auf dem Rückwege fällt uns ein steinerner Bau auf. „Es ist das Schloß!“ antwortet auf unsere Frage der Wallwächter. In der Nähe des Schlosses erblicken wir ein mit einem hölzernen Türmchen geschmücktes größeres Gebäude; das ist das Kloster der Franziskaner, die dem Bettelorden angehören.

Wir wenden uns wieder dem Ausgange zu, um unsere Wanderung zu beenden. Am Brückentore müssen wir halten; denn es kommt eben ein Warenzug unter dem Torbogen heraus. Zwölf starkgebaute, mit grauen Leinwandplanen überdeckte Wagen bringen Kaufmannsgüter aus der Lausitz und aus Böhmen. Neben, vor und hinter den Wagen reiten gegen dreißig Reisige in Harnisch und Sturmhaube. Es hat diesmal einen heißen Tanz

gegeben. In der Heide sind wegelagernde Ritter über den Warenzug hergefallen, aber sie haben sich blutige Köpfe geholt. Fünfzehn der Strauchdiebe führen die Dresdner Reisigen „gebunden und geschunden“ als Gefangene in die Stadt. Mit Spott- und Hohnreden empfangen die Bürger, die sich schnell am Tore versammelt haben, die üblen Gesellen. In den unterirdischen Gewölben am Wilischen Tore werden sie nun auf lange Zeit weder Sonne noch Mond sehen, damit sie immer der Gastfreundschaft der Dresdner gedenken mögen und nicht ein zweites Mal die Bürger plagen.

Das Schloß.

Im Mittelpunkte der Stadt erhebt sich das Schloß, der Wohnsitz unseres Königs. Du kennst es gewiß, hast wohl auch einen Teil desselben, das Georgentor, schon durchschritten oder bist vom Theaterplatze aus durch die beiden Schloßhöfe gegangen und hast dann auf der Schloßstraße deine Wanderung nach dem Altmarkte fortgesetzt. Auch von der Augustusbrücke und vom Schloßplatze aus kannst du den Prachtbau bewundern, der hier vor dir steht. Und für den, der nur von ferne seine Blicke auf Sachsens Königstadt richtet, ruft der hochaufragende Schloßturm seinen Gruß hinaus und ladet ihn ein zum Besuche. Vor einigen Jahren erst hat sich das Schloß in dieses schöne neue Gewand gekleidet. Viele hundert Hände waren beschäftigt, den alten schmucklosen Bau zu einem der Neuzeit würdigen umzugestalten. Der Fremde, der vor Jahren unsere Stadt besuchte, würde jetzt das Schloß nicht gleich wiedererkennen; denn welch gefälliges Aussehen hat der frühere, unscheinbare Bau erhalten!

Doch dies ist nicht die erste Umwandlung, die unser Schloß erfahren mußte. Es hat seine Gestalt und Form gar oft verändert, um sich den Ansprüchen seiner Herren anzupassen. Einst, in grauer Vorzeit (um 1300), war es ein trutziger Bau mit starkem Mauerwerk, eine Burg mit engen Fenstern, niedrigen Gelassen und Sälen. Durch die Gänge schritt klirrend der eisengepanzerte Fuß des Fürsten und seiner Diener. Unten im Schloßhofe stampften die Streitrosse auf den Steinfließen, unruhig ihre Herren erwartend, um sie hinauszutragen zur Fehde gegen Ritter und Grafen oder wohl auch zu ernstem Kriege. Denn Unruhe und Krieg waren die Kennzeichen dieser Jahre, und nur selten fanden die Fürsten Zeit, dem Saitenspiele herumziehender Sänger zu lauschen oder den Zauberkünsten der Gaukler zuzusehen, die nach damaliger Sitte von Ort zu Ort wanderten. — Dies Markgrafenschloß stand nicht an der Stelle des jetzigen Baues;

es erhob sich mehr nach Südwesten, wohl ungefähr dort, wo sich jetzt das Schloß am Taschenberge befindet. Der Erbauer des ersten Schlosses ist unbekannt. —

Mit der wachsenden Macht der Fürsten wandelten sich auch die Räume des Schlosses. Da und dort wurde für größere Zimmer und breitere Säle durch An- und Umbau neuer Raum geschaffen. Prachtvolles Gerät, goldene und silberne Zieraten schmückten die Innengelasse, nur das Äußere blieb einfach. Auch im Hofe zeigten sich andere Gäste. Man ergötzte sich an der Hatz wilder Tiere und an anderer Kurzweil. So tönte nicht selten über dem abgeschlossenen Hofe das zornige Gebrumme des Bären oder der heisere Schrei des Wolfes, wenn die gehetzten Tiere hinter aufgesteckten Waldbäumen Schutz suchten vor den Geschossen der Jäger. Zu andrer Zeit schritten durch die Gänge Abgesandte aus Stadt und Land, die sich beim Landesherrn Rat holten oder Beschwerde führten über Gewalttaten oder erlittenes Unrecht.

Eine besondere äußere Zierde dieses Schlosses war der sogenannte „Totentanz“, ein eigentümliches Steinbildnis, das Herzog Georg im dritten Stockwerke des Gebäudes anbringen ließ. — Eine Reihe stiller Jahre verging, dann aber kamen schwere Zeiten über Stadt und Land. Dreißig blutige Kriegsjahre erstickten (1618—48) Wohlfahrt und Gedeihen, und in unsrem Vaterlande lagen Tausende von Heimstätten in Schutt und Asche. Dresden war in dieser Zeit wohl schwer bedroht, aber Stadt und Schloß trotzten dem Unheile, und kein Feind vermochte die Stadt zu verwüsten.

Das Jahr 1701 brachte dem Schlosse einen Unglückstag. Am Karfreitage dieses Jahres brach ein „unvermutetes Feuer“ aus und vernichtete einen großen Teil von dem, was Menschenhände in der Vorzeit geschaffen hatten. Nur der mittlere Teil über dem Georgentore blieb erhalten, doch der „Totentanz“ erlitt bedeutenden Schaden und mußte deshalb abgenommen werden. Man brachte ihn dann nach dem Friedhof von Altendresden, und noch jetzt kannst du dies alte Steinbildwerk im inneren Neustädter Friedhofe betrachten. Unter dem prachtliebenden Fürsten August dem Starken, der damals Sachsen beherrschte, erhob sich schon nach einigen Jahren ein neuer Bau aus den Trümmern. Nun standen vor den Toren des neuen Schlosses goldverzierte Karossen, und Hunderte von vornehmen Gästen, ausländische Fürsten und Herren, wandelten durch die prachtschimmernden Räume. In einem Lichtmeer erglänzte oft zur Nachtzeit der weite Palast, — doch die Freude, die drinnen herrschte, fand keinen Widerhall in den Herzen der Bürger. Wohl standen sie in großen Scharen vor den Toren des Schlosses, um die fremden Gäste zu bewundern, die in reichgeschmückten Gewändern, in stolzer Pracht zu den Festen Hofes eilten, aber mit Sorgen dachten sie dabei an die hohen

Steuern und Abgaben, an die vielen Opfer von Geld und Gut, die der prachtliebende Fürst von ihnen forderte. —

Dann kam eine andere Zeit. August der Starke ruht in der Totengruft. Die Feste sind verrauscht. In den Straßen tönt der Trommelschlag österreichischer Krieger. Ein sieggewohnter König, Friedrich II. von Preußen, schlägt sein Lager in Sachsen auf, indessen der Herr des Landes, August II., im fernen Polen weilt. Einsam und still liegt das Fürstenschloß! — Vom Lager der Feinde sausen Feuerkugeln nach der Stadt; Hunderte von Gebäuden und manche schöne Kirche sinken in Schutt und Asche; die ganze Altstadt steht in hellen Flammen, und nur wie durch ein Wunder bleibt das Schloß fast unversehrt. Nach der Beendigung des Krieges galt es, die zerstörte Stadt wieder aufzubauen, und bei dieser Gelegenheit bekam auch der Schloßturm, der unter der Beschießung gelitten hatte, seine jetzige Gestalt (1764).

Friedrich August der Gerechte, der vielgeprüfte Fürst, hielt seinen Einzug in das verwaiste Gebäude, und mit ihm verbreiteten sich Segen und Frieden über Stadt und Land. Unter ihm wurde das Kurfürstenschloß ein Königsschloß; denn Napoleon, der fremde Eroberer, schmückte den Landesfürsten im Jahre 1806 mit der Königskrone. Da sah das Schloß manche Festlichkeit, Napoleon weilte ja als Gast des Königs in den Mauern der Stadt. Doch bald kamen die Sorgen. Der neue König mußte vereint mit dem gewaltigen Napoleon die schweren Geschicke des Krieges tragen. Abermals war Dresden der Schauplatz einer furchtbaren Schlacht (1813). Doch auch diesmal trotzte das Schloß den feindlichen Kugeln. Aber sein Herr war nach Beendigung des Krieges fast ein Jahr lang ein Gefangener der Sieger, bis er endlich, erlöst von dem Drucke dieser bösen Zeit, wieder heimkehren durfte zu dem Hause seiner Väter. Und heute? Umbraust von dem Getriebe des großstädtischen Lebens, inmitten der Hochflut regen Verkehrs steht das Königsschloß in ruhiger, stolzer Pracht! In seinem Innern birgt es kostbare Schätze; die großen, lichtdurchfluteten Säle sind geschmückt mit reichen Decken- und Wandgemälden — es ist in Wahrheit der Sitz eines Königs.

Blitzschlag ins Schloß 1513.

Wie unsere Altvordern schrieben, ist aus nachfolgendem Briefe zu ersehen, den die mit der Statthalterschaft beauftragten Räte an den abwesenden Herzog richteten.

„Durchlauchter hochgeborner furst. Gnediger herr, wir bitten ewirn furstlichen gnaden undertheniglich wissen, das sich uff heut dato zu mittage zwuschen zcehin und eylff horen eyn groß wetter plutzlich erhoben und uffgezcogen und hat in den großen thorm ubir der capellen in ewir furstlichen gnaden slosße großer slege zwene

kurtz uffeinander gethan und eyn spitzbawm obin von der spynnell bitz unden uff dye mawer fast zersplittert, aber dennoch nicht angeczundet, auch sustent ane das gar keyn schaden gethan, denn das es etzliche, so in der capellen gewest, faste erschrecket, das sie auch nydder gefallen, aber doch widder zu sich selber kommen und ubir das keynen schaden entpfunden. Sunder ewir furstlich gnaden gemahel unßer gnedige frawe sampt der jungen herschafft sint noch allesampt, gottlob, frisch und gesundt. Welchs wir ewir furstlichen gnaden demutiger meynung im besten nicht haben wollen vorhalten. Dann ewir furstlichen gnaden underthenige gehorsame dinste zu bezceigen sint wir ubir schuldige pflicht allezceidt bereydt und gantz geflissen. Geben zu Dresden freytag divisionis apostolorum anno rc. XIII.

E. F. G. underthenige gehorsame heymgelassene rethe.

[Beigelegter Zettel]: Auch hat es an Willischen thorm das dach uff eyner seytten bitz uff den sümmeß zuslagen und eyn stück vom symmes eyner elen breyt abgeslagen und dye mawer bitz uff den grund erschellet, auch darnach eyn stück aus dem thore geslagen und also vorswunden."

Die Augustusbrücke.

Die Augustusbrücke ist die älteste unter den Dresdner Elbbrücken. Vor etwa 900 Jahren stand an ihrer Stelle eine Holzbrücke, die im 12. und 13. Jahrhundert unter Otto dem Reichen und Heinrich dem Erlauchten einer steinernen weichen mußte. Als erster Erbauer dieser Steinbrücke wird Matthäus Fotius genannt, zu dessen Gedenken man ein Steinbildnis, das Brückenmännchen, an einem Brückenbogen errichtete. Dasselbe befindet sich jetzt links an der Quermauer am Ausgange der Kaitzbachschleuse im Helbigschen Restaurant. Als beim Eisgange große Wasserfluten diese Brücke zerstörten, wurde 1344 eine neue erbaut, welche aus 24 Pfeilern und 23 Bogen bestand. Zu dieser Brücke gelangte man von Altstadt aus durch ein Tor nach Neustadt, wo sich ebenfalls ein solches befand. In Kriegszeiten und des Nachts waren diese Tore geschlossen. Erst unter August dem Starken (1695) wurden dieselben auch in der Nacht offen gelassen. Auf der Brücke selbst befand sich das Gatter, ein aus starken Eichenbalken hergestelltes Doppeltor mit einem Schlagbaum. In dessen Nähe stand das Brückenhäuschen, in dem der Hüter wohnte, der auf Ordnung zu sehen hatte. Von den Gebäuden und Merkwürdigkeiten, die in früherer Zeit hier zu finden waren, sind die wichtigsten eine Kapelle für Bußgänge, das Löwenhaus (in dem man zur Zeit Vater Augusts Löwen hielt zum Jagen auf dem Schloßhofe) und die Brückengerechtigkeit. Letztere, ein Steinbildnis, stellte eine abgeschlagene Hand dar und sollte Friedensbrechern zur Warnung dienen. Außerdem befand sich auf einem Pfeiler eine mit einem Holzdeckel versehene Öffnung, durch

welche die zur Strafe des Säckens verurteilten Verbrecher in die Elbe geworfen wurden. Diese Strafe bestand darin, daß der Verurteilte nebst einer Schlange, einem Hunde, einer Katze und einem Hahne in einen Sack gesteckt und in die Elbe gestürzt wurde. 1714 ist diese Strafe zum letztenmal hier vollstreckt worden. Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts veränderte die Brücke ihr Aussehen nur wenig. Im Geiste uns in jene Zeit zurückversetzend, betreten wir die Brücke von Altstadt aus durch das Brückentor, auch genannt das schöne Tor, überschreiten hinter diesem die Aufzugbrücke und befinden uns auf dem ersten Pfeiler. Zur Linken haben wir die Wache und zur Rechten das Haus des Schlagziehers. Wir können nun rechts oder links oder in der Mitte gehen, der Weg ist überall gleich, ohne Pflasterung und Fußsteig. Nur dürfen wir nicht allzu nahe an das Steingeländer treten; denn dasselbe ist so niedrig, daß oft Unfälle durch Abstürzen vorkommen. Wir gehen bis zum dritten Pfeiler, auf dem das von Johann Georg II. errichtete Kruzifix steht, vor welchem einige Andächtige im Gebete knieen. Dann kommen wir an das Gatter und gelangen dort, wo die Brücke sich bereits nach Altendresden senkt, an das Blockhaus. Hier halten Fuhrleute, um dem vor seiner Zollrolle sitzenden Einnehmer ihren Sechser oder Groschen zu entrichten. Eine Anzahl Soldaten der Wache sitzt plaudernd und scherzend auf einer Bank vor dem Blockhause. Von hier aus gelangen wir durch das Altendresdner Tor nach Altendresden. —

Dem prachtliebenden August dem Starken genügte diese Brücke aber nicht mehr, sondern er beschloß, sie umzubauen und zu erweitern. Dieser Neu- und Umbau wurde von 1727 bis 1731 durch den Oberlandbaumeister Pöppelmann ausgeführt und kostete 162 000 Mark. Nun bekam die Brücke, die von jetzt an den Namen „Augustusbrücke" erhielt, ein anderes Aussehen. Die Fahrstraße und die Wege für die Fußgänger wurden erhöht, die Fußwege gepflastert und erweitert. Durch besonderen Befehl wurde auch die Bestimmung getroffen, beim Überschreiten der Brücke sich stets rechts zu halten. Die Pfeiler wurden durch ihre Bauart gegen die Gewalt der Eisfahrt möglichst sichergestellt und nach den Seiten zu ausgebaucht. Die dadurch entstandenen Rundteile versah man mit steinernen Ruhebänken und zierte sie außerdem mit je zwei aus Stein gehauenen großen Vasen, die jedoch im siebenjährigen Kriege von den Preußen größtenteils zerstört wurden. Statt des steinernen Geländers brachte man ein eisernes an. Beseitigt wurden durch diesen Umbau das Blockhaus, das Gatter und verschiedene Denksteine, so daß nur das Kruzifix und das Brückenmännchen übrig blieben. Das Kruzifix wurde mit dem feinsten Dukatengolde neu vergoldet und 1732 auf dem fünften Pfeiler linker Hand (von Altstadt aus) auf einem künstlichen,

neun Ellen hohen Felsen aufgestellt. Auch für entsprechende Beleuchtung sorgte Friedrich August. Bereits 1706 hatte er 46 Laternen anbringen lassen, welche nach dem Umbau auf zierliche, mit dem Geländer verbundene Träger gestellt wurden.

Aus allen Ländern kamen nun die Fremden, wie ein Geschichtsschreiber erzählt, „um die Krone aller Brücken des In= und Auslandes, den Korso Dresdens, zu bewundern. Es gilt als ausgemacht, daß sie die stärkste, breiteste, schönste, festeste und ansehnlichste Brücke ist, derengleichen weder in Europa, noch in anderen Teilen der Welt schwerlich zu finden".

Unter dem Nachfolger Augusts des Starken wurde die Brücke wegen des Baues der katholischen Hofkirche abermals um zwei Pfeiler verkürzt, so daß sie jetzt nur noch auf 17 Pfeilern ruht. Obwohl man es für vollständig ausgeschlossen hielt, daß diesem Bau durch Hochfluten irgend welcher Schaden zugefügt werden könne, sollte man sich doch sehr bald vom Gegenteil überzeugen. 1784 beschädigte das Eis einen Pfeiler dergestalt, daß der Einsturz drohte, und 1799 trat ein ähnlicher Fall ein. Den größten Schaden erlitt jedoch die Brücke im Jahre 1813 durch die vom französischen Marschall Davoust angeordnete Sprengung.

Trotz der Kriegsunruhen arbeitete man den Sommer hindurch an der Wiederherstellung des zerstörten Pfeilers, bis man im September des folgenden Jahres damit fertig war.

Verhängnisvoll sollte für die Brücke das Frühjahr 1845 werden. Ungeheure Schneemassen bedeckten das Land, als plötzlich anhaltendes Tauwetter eintrat. Das Elbeis brach, und am 30. März trat das Wasser bereits über die Ufer und verbreitete sich über die Stadtteile, die bisher stets vom Hochwasser verschont geblieben waren. Das Wasser wuchs von Stunde zu Stunde die ganze Nacht hindurch, und donnernd schäumte die gewaltige Flut durch die Brückenbogen. Gegen 10 Uhr morgens zeigte das Pflaster der Brücke Sprünge, und gleich darauf begann der Kruzifixpfeiler zu wanken, um schon im nächsten Augenblicke zu versinken. Obwohl man später versuchte, das Kruzifix wieder aufzufinden, ist doch alle Mühe vergeblich gewesen; es ruht noch heute im Strome.

Jahrhunderte sind verrauscht, und noch steht der alte, ehrwürdige Bau, während Geschlechter um Geschlechter vergangen sind. Einst war sie das einzige Bindeglied zwischen den Ufern der Elbe und wurde als Wunderwerk der Stadt überall gerühmt. Jetzt genügt sie freilich dem lebhaften Verkehr nicht mehr. In nicht allzuferner Zeit werden fleißige Hände auch hier durch einen Erweiterungsbau Wandel schaffen.

Urtel und Recht.

Die große Glocke der Kirche zum heiligen Kreuz verkündet soeben die elfte Stunde. In der großen Gerichtsstube des Rathauses sitzen der Richter und sieben Schöffen bereits an der langen Tafel, auf der neben allerlei Pergamenten ein großes Kruzifix als einziger Schmuck steht.

Mertyn Kynast, der als Bürgermeister der Stadt zugleich das Richteramt zu führen hat, wendet sich zu seinem Nachbar, dem Stadtschreiber Thomas, und sagt, auf ein großes Pergament zeigend: „Leset, Herr Stadtschreiber, daß kund werde, was wir heute zu raten, rechten und richten haben!“ Der Angeredete erhebt sich und beginnt:

Es sind verklagt:

1. Die Torsmyden ob ihres Unglaubens und weil sie an Hexen glaubt;
2. Gregor Leffeler, weil er Kirchenraub ausgeführt und ein Münzfälscher ist;
3. Niclaus Romchen, der ein Dieb und ein Müßiggänger ist;
4. Hans Hertel wegen Friedensbruch und schlimmer Tätlichkeiten, die er in der Schenkstube des Ratskellers ausgeübt hat;
5. Marte Weiczel, die eine Zänkerin und Verleumderin ist;
6. Pauwel Donyn als Säufer und Nachtschwärmer.

Peter Cluge, der als Fronvogt alle Übeltäter pflichtgemäß in sicherem Gewahrsam in den unterirdischen Verließen am Wilsdruffer Tore zu halten hat, steht schon mit den Angeklagten, die fünf Stadtknechte bewachen, vor der Türe. Die Gefangenen sind bleich geworden durch die lange und finstre Haft, die sie bei Wasser und Brot bis heute verbringen mußten. Nur während der Vorverhöre hatten sie einige Stunden außerhalb ihrer Kerker zugebracht, aber das war auch keine gute Zeit gewesen; denn auf ihrem Wege vom Gefängnisse bis zum Rathause hatten sie genugsam Hohn und Spott und Schimpfwort vom Volk der Straße hören müssen. Die Ketten, mit denen ihre Hände geschlossen sind, klirren bei jeder Bewegung, und das umherirrende Suchen ihrer Augen verkündet lebhaft genug die Angst vor dem Richterspruch. Es werden harte Strafen sein, die sie treffen, harte und grausame; denn es gilt nicht zu bessern, sondern zu sühnen und andere Übeltäter abzuschrecken. Ein lauter Ruf des Richters klingt durch die Türe; der Fronvogt öffnet, Wächter und Gefangene treten ein.

„Torsmyden von der Brüdergasse, tretet vor!“ ruft der Richter. Langsam schreitet die Verklagte bis zur Mitte der Stube.

Dann ruft er weiter: „Leffeler, Romchen, Hertel, Weiczel, Donyn!“ So stehen sie endlich alle, eins neben dem andern, vor ihren gestrengen Richtern, um das Urtel zu empfangen. Der Richter und seine Schöffen haben sich von ihren Stühlen erhoben. Der Stadtschreiber überreicht das

Pergament dem Richter. Dieser wirft noch einen Blick auf die Angeklagten, dann beginnt er zu lesen: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit! Nachdem ihr in früheren Verhören durch gute Bürgschaften und Zeugen eurer Schand- und Übeltaten überwiesen und überführt seid, nachdem ihr auch zugestanden habt, wessen ihr hier angeklagt, ihr, Gregor Leffeler, freilich erst, nachdem euch die hochnotpeinliche Frage mit Daumschrauben und glühenden Zangen in der Folterkammer eure verstockte Zunge gelöst hat, höret unser Urtel, wie solches zu geben ist nach altem Herkommen und verbrieftem Recht:

die Torsmyden wird aus der Stadt mit Ruten gepeitscht; bei Todesstrafe darf sie das Weichbild nicht mehr betreten für ewige Zeiten; ihr Haus soll dem Fürsten des Landes als Eigentum zufallen;

Gregor Leffeler soll um seiner doppelten Übeltat willen erst mit glühenden Eisen gebrannt, darnach am Galgen auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden;

Niclaus Romchen wird als Dieb gehängt;

Hans Hertel werde die rechte Hand, mit der er friedliebende Bürger geschlagen und mißhandelt hat, durch den Henker unter dem Galgen abgehauen; darnach soll er die Stadt verlassen und bei Todesstrafe nicht wiederkommen;

Marte Weiczel wird der Henker ein Schandmal auf die Stirne brennen, damit jedermann sehen kann, daß ein böser Geist ihre Zunge regiert;

Donyn, der Säufer und Nachtschwärmer, soll acht Tage lang von mittags 11 bis 1 Uhr in das Narrenhäuschen am Frauentor gesperrt werden, damit sein lästerlicher Wandel allem Volke kund werde!" —

Totenbleich und mit verzerrtem Antlitz traten die Verurteilten auf einen Wink des Fronvogts bis zur Türe zurück.

Dann schlug der Richter dreimal mit einem hölzernen Klopfer auf den Tisch und sprach mit erhobener Stimme: „Und unser Urtel, so wir jetzt gesprochen, werde morgen ausgeführt nach der Reihe der Verurteilten! Die des Todes Schuldigen, Leffeler und Romchen, mögen heute essen und trinken, was sie begehren; es ist die Henkermahlzeit, die ihnen zusteht nach uraltem Herkommen und Gebrauch! Peter Cluge, führt die Verurteilten in ihre Kerker! — Und ihr, Stadtschreiber Thomas, verordnet, daß der Bürgerschaft noch heute durch Ausruf der Stadtknechte kund werde, wie wir geurteilt haben, und daß morgen ein jeder kann Zeuge sein, wie wir richten!" —

Die Verurteilten wurden abgeführt. Darnach verließ auch der Richter mit den Schöffen die Gerichtsstube. Nur der Stadtschreiber blieb zurück und schrieb noch emsig den Verlauf der heutigen Sitzung nieder. Endlich hatte

er den letzten Satz in das Urtelbuch eingeschrieben: „So geschehen am 13. Oktober im Jahre des Heils 1417 nach unsers Herrn und Heilands Geburt.“ —

Auge um Auge! Zahn um Zahn! Blut um Blut! So sprach man Urteil und Recht in jenen Zeiten! Es hat lange gedauert, ehe das Bildnis des Heilands, das durch Jahrhunderte bis auf unsre Zeit die Gerichtsstube geweiht hat, einen versöhnenden Glanz auch auf das Recht und das Urteil der Richter warf. Noch waren z. B. bis ins 18. Jahrhundert (1770) in unserer Stadt Folter und Scheiterhaufen beim Rechtsverfahren nichts Außergewöhnliches. —

Aus alten Urkunden unsrer Stadt.

Die treuesten Zeugen von alter Zeit sind deren Urkunden und Handschriften. Hier sollen einige Verordnungen folgen, die uns aus dem mittelalterlichen Leben der Dresdner Bürger manches Interessante berichten.

Lebensmittelpreise:

Item es soll ein fleischawer bey der stadt schopsennfleisch feyl haben eyn pfd. vor 3 pfg.

Item das schofffleisch am besten 1 pfd. vor 5 heller.

Item das ochsenfleisch 1 pfd. vor 3 pfg.

Item das kuhfleisch 1 pfd. vor 5 heller.

Item das schweynen fleisch das pfd. vor 7 heller.

Item kalpfleisch das pfd. vor 5 heller am hinderfirdell, am forderfirdell vor 4 heller.

Arbeitslöhne:

Schuster: Einfechtige schue einem knaben von funfzcehen jharen umb $2^1/_2$ groschen, pawerschue aber umb $3^1/_2$ gr., ein par stieffelchen vor dinstbothen auch vor arme junckfrawen vor 7 gr., gutte reithsthieffeln, das beste par umb einen thaler.

Schneider: Vor hohsen unnd wammes 6 gr.; 10 gr. vor einem parchenten wammes und lidern hohsen mit sethin gefuttert; einer erbarn frawe ader junckfrawen zcu machen: $1^1/_2$ gulden von einem seidenen rock, unden mit sechs strichen samath vorbrehmet und die ermel zcuschnitten; 8 gr. von einem wollen umbhangrock mit gefaldenen ermeln; 6 gr. von einem kurtzen mantel.

Schmied: Ein burger oder pawer yhre pferde zcu beschlagen 9 pfg.; von einem rade 12 gr. zu beschlagen.

Bäcker: Becker sollen pfennigkbroth, dreypfennigkbroth und zcwu benke mit groschenbroth haben, doch das groschenbroth eyttel rocken sein.

Zcimmerleuthe und Maurer: Einem meyster sollen yme eine woch 18 gr., einem gesellen 15 gr., einem mewrermeyster 18 gr., ein mewergesell 15 gr. haben.

Leinweber: grobe sackleymat die ele vor 8 pfg., grobe die ele vor 4 pfg. zu weben.

Tagelöhner: tagelohner, die kalk stoßen je einem tagk 20 pfg. oder die woche 10 gr. eynem tagelohner, dem man kost gibet, sol im sommer tagk 10 pfg., im winther 9 pfg. geben werden.

Von den pauersleuthenn soll rubbenn, krauth, heidekornn, grütze, öpffel, birnenn unnd anders der preiß nach der zeitt und jarwachs geburlich geschatztt unnd angeschlagenn werdenn.

Öffentliche Ordnung: Kein burger noch einwohner soll schweine, gense, enten unnd dergleichen vihe uff der gassen gehenn unnd lauffenn lassenn; gleicher gestalt sollenn zu vorhuttung groβes stangs der mastschweine inn der stadt nicht haltenn.

Es soll niemands bey tage oder nacht geschrei treibenn, nitt nochtlicher zeitt mitt drommel und pfeiffenn unfug treibenn. Alle sonnabende soll ider fur seiner thuer kehrenn umb die gassenn rein haltenn.

Es sall idermann in seiner behawsung seyn feuer unnd feuerstette gute unnd vleissig vorsehen sampt seynem hawsgesynde; die gast wirt uff yren geste, auch mit keynem kyne in ire stallung ghen lassen; nymand soll bey nachte oder den morgen fruhe mit brenemdem kyne oder spenen uff der gassen ghen.

Es sall nymand myst noch abraum vor seiner thuren ligen lassen lenger als das erlaubbt ist.

Alle gebeude, so hinfurt auffgebauet, sollen mit zigel gedacht werden.

Vom pflaster uffreißen: Welcher seine wasserrohrenn inn gassenn unnd straßenn einlegenn, bessernn oder besichtigenn will, soll das geoffente pflaster widerumb zumachenn unnd wegesam machen.

Diejenigen, so am sontage gottes worth nicht hörenn unnd under der predigte vor der kirchenn oder auffn marcktenn stehenn oder spaciren gehenn, sollenn den gerichtsdiener, sie sein jung oder alt, erlaubtt sein gefengklich ancunehmenn umb cu verwahrenn. —

Die Pest in Dresden.

Es war im Jahre 1419.

In der Schenkstube des Dresdner Rathauses war die lange Tafel voll besetzt. Fast alle Ratsmannen der Stadt waren erschienen, auch einige vornehme Bürger: der Schöffe Niklas, der fürstliche Rat Urban, der Kämmerer Tiremann und der Doktor Nikol. Nur der Bürgermeister fehlte noch, und doch warteten alle mit großer Spannung gerade auf ihn.

„Er hat mir bestimmt zugesagt, als er heute Mittag zum Tore einfuhr, daß er kommen würde," sprach Doktor Nikol.

„Was für Nachrichten wird er über die böhmischen Unruhen mitbringen? Hat er euch nichts gesagt?" fragte Rat Urban.

„Nein," erwiderte Nikol, „aber viel Gutes wird es nicht sein, das sah ich seinem Gesichte an. Die Zeit ist trübe und bös."

„Ja, ja," sprach der Schöffe, „der Zeichen viele deuten auf böse Zeit! Habt ihr gestern den roten Streif am Himmel gesehen?"

„Nein," antworteten die anderen.

„Ich aber hab' ihn gesehen; er ist lang gewesen und gewunden wie eine Schlange," begann der Schöffe; „so ist auch einer zu sehen gewesen im Jahre 1349; mein Ahne hat ihn selbst geschaut und hat mir's erzählt. Etliche Nächte lang hat er am Himmel gestanden. Darauf ist im Heumonden ein groß Gewässer gefolgt in Sachsen und Thüringen und hat an der Saale und Elbe großen Schaden angerichtet. Dann ist in Sachsen ein Wolkenbruch gefallen und hat bei eitler Nacht ein Dorf, Aschenbrunn geheißen, so rein hinweggeführt, daß man am Morgen nicht hat merken können, daß jemals ein Dorf dorten gestanden. Achtundachtzig Menschen sind dabei umgekommen. Hernach ist eine große und grausame Pestilenz gekommen, daß in Sachsen auf einen Tag sollen bei zehntausend Menschen gestorben sein. Und wie die böse Seuche ist davongegangen, ist eine Teuerung gekommen, also, daß in Dresden der Scheffel Korn hat 32 Taler gekostet."

„Auch im Gebirge hat man dergleichen Wunder und Zeichen am Himmel gesehen," erzählte der Rat Urban, „ein Diener am Hofe, der zu den Pfingsttagen in seiner Heimat gewesen, hat es selbst mit gesehen; er hat's auch dem Fürsten erzählen müssen."

„Erzählt uns davon!" riefen die anderen.

„So höret!" begann Herr Urban. „Um diese Zeit sind in Dippoldiswalde und den Dörfern ringsum ein schrecklich Feuerrot und rötliche Sterne überall am Himmel sichtbar gewesen. Zwei schwarze Wolken haben gegeneinander gestanden, und in jeder Wolke sind weiße Striche kreuzweise übereinander gelegt gewesen wie lange Spieße. Auch hat man in den

Wolken Schwerter glänzen sehen und ein greulich und grausam Brausen gehört, als ob mit Kürassen aneinander geschlagen würde. So ist es fortgegangen an zwei Abenden."

„Wer mag es deuten?"

„Krieg und Pestilenz wird es geben!"

„Es werden schreckliche Zeiten kommen!"

„Wer weiß, welche Hiobspost schon unser Bürgermeister bringt!"

So rief man durcheinander und riet hin und her, als die Türe aufging. Der Ratsherr, der dem Eingange am nächsten saß, rief seinen Tischgenossen zu: „Da kommt der Bürgermeister selbst, ihr Herren, nun werden wir es gleich erfahren!"

Mit Gruß und Händedruck nahm dieser am Tische Platz, fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als ob er damit schwere Gedanken bannen wollte, und begann langsam und ernst: „Schwere Händel, Krieg und große Schrecken stehen uns bevor. In Böhmen lodert schon die Kriegsfackel; es ist wie ein Wunder, daß ich dem Tode entronnen bin. Schon als ich in Prag ankam, fiel mir die Unruhe unter den Pragern auf. Es gärt im ganzen Lande; das macht, daß sie den Huß in Kostnitz verbrannt haben. — Als ich nach der Herberge ging, fand ich alle Straßen voll Gesindel, und nur mit Mühe konnte ich durch. Am Abend ging der Aufruhr los. Das Rathaus haben sie noch am selben Abende gestürmt und den Bürgermeister und sechzehn Räte aus den Fenstern gestürzt in die Spieße der unten tobenden Menge. Ich bin noch in der Nacht fortgefahren, sonst wär' ich kaum lebend davongekommen; denn auch vor meiner Herberge fing das Volk an sich zu sammeln."

„Die Himmelszeichen, seht ihr?" rief der Schöffe. „Hab ich's nicht gesagt?"

„Aber des Schreckens ist damit nicht genug, es kommt noch mehr," erzählte der Bürgermeister von neuem. „Im Gebirge ist die Pest eingekehrt. In Geising, Frauenstein und in Gottleuba sind schon gegen dreißig Menschen gestorben. Sie ist gekommen wie der Dieb in der Nacht. Vorige Woche ist noch alles gesund gewesen. Und vorhin, deshalb komme ich so spät, ist ein Bote aus Dippoldiswalde gekommen; der hat mir berichtet, daß sie auch dort schon eingezogen ist."

Da wurden alle schreckensbleich und sprachen: „Die Pest! Die Pest! Gott genad uns!"

„Seht ihr, in Dippoldiswalde! Die Wolke hat nicht gelogen!" sagte Herr Urban. Der Doktor Nikol aber sprach vorwurfsvoll: „Ja, ihr Herren, nun zieht sie wieder ein, vielleicht in wenig Tagen schon auch in unsere Stadt. Aber das ist es: Solange wir nicht besseres Röhrwasser haben und Kot und Unrat auf den Straßen monatelang liegen bleiben, wie es

jetzt ist, Gott sei's geklagt, solange wird auch das Schreckgespenst immer und immer wieder in unserer Stadt einkehren!" —

Man sprach noch ein weniges hin und her, aber es wollte keine rechte Unterhaltung mehr in Fluß kommen. So erhoben sich bald alle und schritten gedrückten Herzens in ihre Häuser, wo die Schreckensbotschaft überall Furcht und Entsetzen hervorrief. Am andern Morgen wußte es schon die ganze Stadt: Die Pest kommt!

Und nicht lange, so war sie da!

Aus den Winkeln der engen, modrigen Höfe, aus dem Unrat und der Unsauberkeit der Straßen stieg es auf, das furchtbare Schreckgespenst, und huschte in die dumpfigen Hütten der Armen, wo in den niedrigen Stuben Entbehrung und Dürftigkeit ihm schon die Opfer bereitet hatten. Mordend durchwandelte die schlimme Seuche Haus um Haus, überall Tod und Verderben, Siechtum und Elend zurücklassend. Dann pochte das „große Sterben" an die Türen der Reichen und Vornehmen und riß auch hier die Familien auseinander.

Und in der Verzweiflung, Ratlosigkeit und Sterbensangst suchte der hilflose Mensch in allerlei Zaubermitteln Errettung aus der Not des Todes oder verfolgte mit grimmer Rache schuldlose Menschen als die vermeintliche Ursache der Heimsuchung. Juden oder Hexen sollten die Brunnen vergiftet haben. Gewiß mochte das Trinkwasser gar oft Ursache der Seuche sein; aber nicht Menschen, sondern *Unsauberkeit, sumpfiger Boden* und *Faulstoffe machten es zum Todestrank.* —

Auf allen Straßen brannte in eisernen Pfannen ein Gemisch von Schafgarbe und Knoblauchkraut; in den Häusern und Höfen dampfte es von Wachholderbüschen auf, die man allerorten anzündete, und kaum vermochte Magister Thomas Rotholz, der Apotheker am Markte, die Nachfrage nach dem Gekräuter zu stillen. Von früh bis abends standen die Leute von der Apotheke bis zur Mitte des Marktes; sie alle verlangten immer dasselbe: Pestkraut, Wachholder, Knoblauch und Schafgarbe. Durch einen Ausrufer hatte die Stadtobrigkeit bekannt gegeben, daß man mit diesen Mitteln den unheimlichen Gast am besten bannen könne. Auch ein besonderer Pestdoktor war vom Rate in Pflicht genommen worden, daß er die Kranken mit Bad, Aderlaß, Schröpfen und Arzenei und anderer Pflege versorge. Er hieß Michel Rauch und hatte vom Rate ein Haus auf der Zahnsgasse zur Wohnung bekommen.

Schon am andern Abend nach der Versammlung der Ratsherren im Ratskeller brachten acht Leichenmänner die zwei ersten Opfer zur ewigen Ruhe auf den außerhalb der Mauern liegenden Frauenkirchhof. Nur die Totenglocke wurde gezogen, als die Männer mit den beiden Särgen durch die Straßen schritten. Kein Mensch war sonst zu sehen; selbst die Haus-

türen hielt man aus Angst vor Ansteckung verschlossen. Auf dem Friedhofe stand der Pfarrer in der Nähe des Grabes und murmelte ein leises Gebet; dann senkte man die Toten in die Erde. Bereits am andern Tage läutete die Glocke wieder, diesmal aber eine ganze Stunde lang. Zwei Frauen, fünf Männer und ein Kind hatte sich der Tod geholt. Die Leichen wurden zusammen in ein Grab gelegt. Und weiter schritt der Würgengel. Auf der Webergasse, Zahnsgasse, Sporergasse, Niklasgasse,*) Elbgasse**) lagen in den Häusern Sterbende und Kranke. Kaum vermochten die Leichenmänner die Menge der Gestorbenen zu begraben. Jetzt zog man schon das Glöcklein nicht mehr zum letzten Gange; man war froh, wenn man den Todesklang nicht hörte; er konnte ja schon in den nächsten Stunden den Lebenden auch rufen.

So würgte die Pest wochenlang unter den Dresdner Bürgern, bis sie endlich langsam erlosch. Aber schon in wenigen Jahren kam sie wieder. Am heftigsten wütete dieselbe 1585, in welchem Jahre 1209 Personen an der Pest starben. Im Jahre 1680 trat sie zum letztenmale in Dresden auf.

Feuer in der Stadt.

Kaum hat man bemerkt, daß irgendwo in der Stadt ein Feuer ausgebrochen ist, so klingt auch schon das elektrische Lärmzeichen in der nächsten Feuerwache. Im Nu sind die Pferde an die Spritzen gespannt, und gleich darauf rasseln in schnellstem Gange die Löschwagen mit den Feuerwehrmännern nach dem bedrohten Orte. Blitzschnell werden die Schläuche an die Straßenwasserleitung geschraubt, „Wasser!" tönt das Signal, und im nächsten Augenblick zischt das Feuer unter der Gewalt des Wassers, um in Kürze unter der Wirkung des kalten Strahls zu verlöschen.

Wie ganz anders vor etwa fünf- oder vierhundert Jahren, wo noch die zum Teil hölzernen und nicht massiven Häuser in den engen und verwinkelten Gassen eine viel größere Feuersgefahr boten als jetzt. —

Es ist ein heißer Tag. Der Kreuzturmwächter ist aus seiner kleinen und schwülen Turmwohnung gegangen und lehnt oben an dem Geländer des Turmes. Da! — eine schwarze Rauchsäule quillt dort auf der Brüdergasse durch ein Schindeldach! Mit einem Sprunge ist der Wächter zurück und eilt die schmale Stiege zu den Glocken hinauf.

„Bum! bum! bum!" klingt die Feuerglocke vom Turme über die Stadt. In den Zwischenpausen stößt der Wächter, zur Luke hinausgebeugt,

*) Rosmaringasse.

**) Schloßstraße.

in die Lärmtrompete. „Feurio! Feurio!“ schreien die Einwohner, die, erschreckt durch die bekannten Feuerzeichen, aus ihren Häusern auf die Gassen geeilt sind. Alles, was Arme hat, greift sofort nach den Handspritzen und Wassereimern; die letzteren hängen an der Hauswand, sind aus Weidenruten geflochten nnd inwendig gepicht. In großer Geschwindigkeit werden die Eimer in den auf den Straßen stehenden Bottichen gefüllt. Alles ist fertig! „Wo brennt's?“ fragt einer den andern; aber niemand weiß es. Doch jetzt kommt ein Bote, ein Handwerksgesell im ledernen Schurzfell und ruft: „Feurio! Feurio auf der Brüdergasse in der Mitte! Feurio! Feurio!“ Während er schon in der nächsten Gasse verschwindet, pflanzt sich der Ruf fort über Gassen und Plätze. An der Feuerstätte sind indessen außer allerlei hilfsbereitem Volke die Abteilungen der Handwerker mit Äxten, Spritzen, Eimern und Eisenhaken angekommen. Der Bürgermeister hält, wie es seine Verpflichtung verlangt, zu Pferde und gibt die nötigen Befehle. „Bildet die Kette!“ ruft er. Im Augenblick stehen zwei lange Reihen von der Feuerstätte bis zum nächsten Wasserbottich. Die gefüllten und leeren Eimer gehen von Hand zu Hand bis zu den Männern, die von den Leitern aus gießen und spritzen, was sie nur können. Aber noch knistert das Feuer in dem Gebälk, und Flämmchen zucken durch das Dach. Die Menge hat sich unterdessen auf der Gasse verdichtet. Da greifen auf ein Wort des Bürgermeisters die Stadtknechte ein und treiben alle, die müßig stehen, zurück. „Es fehlt an Wasser!“ hört man plötzlich rufen. Der Innungsmeister der Schiffer und Fischer tritt zum Bürgermeister, weil er weiß, daß jetzt für seine Leute Arbeit kommt. „Drei Mann stauen das Wasser des Kaitzbachs,*) und zwölf Mann ordnen die Kette zum Jüdenteich! — Bottiche an!“ Sofort werden die Befehle ausgeführt; alle müssen zugreifen und die Kette bilden. Nicht lange, und auf hölzernen, ungeschlachten Kufen bringen Pferde die gefüllten Bottiche von den ungefährdeten Gassen herbei.

Endlich ist das Feuer im Verglimmen; das Obergeschoß und der Dachstuhl sind zwar verbrannt, aber die andern Häuser sind gerettet. „Gott sei Dank! wir sind gerettet“, sagen die Männer, die auf den Dächern der Nachbarhäuser sitzen, wo sie Ströme von Wasser über die dürren Schindeln gegossen haben, damit sich kein anfliegender Funke einfressen konnte. Und sie dürfen wohl froh sein; denn, brach das Feuer in der Nacht aus, wo nicht so schnelle Hilfe kam, so waren ihre Heimstätten sicher verloren. Nicht selten geschah es ja, daß in wenig Stunden eine ganze Gasse und mehr einer Feuersbrunst zum Opfer fielen.**)

*) Dieser lief in einem überdeckten Gerinne durch die Stadt.

**) So brannte 1491 und 1685 fast die ganze Neustadt nieder.

Ein Markttag im Mittelalter.

Auf dem Dresdner Rathause ist eine rote Fahne ausgesteckt: es ist Markttag! So lange die Fahne hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Toren ziehen die Landleute der Umgebung herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heute auf der Pirnaischen Gasse feilhalten dürfen. Da werden Gemüse, Blumenkränze, Blattkohl, Erbsen und ähnliches von den Bauern ausgeboten. An der Ecke am Markte liegen Holz- und Bastwaren aus den umliegenden Heidewalddörfern: große und kleine Mulden, ausgepichte Becher aus sauber geglättetem Holze, Fässer, Backtröge, Schweinetröge, Pferdekrippen, Pflüge, Radkarren, Schöpfer an langen Stielen, für den Brauer mächtige, kastenartige Bierrinnen, Stechheber und anderes Gerät. Die Hausfrauen handeln um den Preis eines Trag- oder Handkorbes oder einer Holzschüssel. Sie geben aber der armen Waldbewohnerin, die, ihr Kind auf dem Arme, schon in der Nacht mit schwerer Rückenlast aufgebrochen ist, um ein paar Scherflein in der Stadt zu verdienen, auf Gotteslohn einen Silberling für ein Bündel Bindebast oder Kien, wovon ein Schock wohl kaum ein paar Pfennige wert ist. An der Brüdergasse werden Eier, Milch und Fische verkauft. Von jedem der dastehenden Wagen heimsen die Augustiner als Klosterabgabe sechs, von jeder Tonne drei Pfennige Marktgeld ein. Vom Frühmarkte sind noch prächtige Stücke Wild übrig geblieben: feiste Bärenschinken, Reh- und Hirschziemer in Menge. Mitten unter den Einheimischen und den Bewohnern der Umgegend sind auch auswärtige Händler und Geschirrführer. Von Meißen, Grimma, Freiberg, Leipzig, Mittweida sind sie herbeigeströmt, teils zu Wagen, teils zu Pferde, teils mit Maultieren. Es ist ein großes Durcheinander von Bürgern, Bauern, Käufern und Verkäufern. Am lautesten schreien und zanken wohl auch die Salzhockenweiber. Dort vor dem Bauer in grünem Rocke, rotem Hute und brauner Hose steht ein Bürgersmann in kurzem, bequemen Rocke in Blusenform. Daneben geht ein Weinverkäufer, der ein Faß Wein auf der Karre fährt, in rotem Rocke mit grünem Futter, in roter Mütze und blauer Hose, mit kurzen, ungeschwärzten Reitstiefeln. Hier und da kommt auch ein Gelehrter oder Doktor in langem, weitem, bis auf die Füße reichendem Talare. An anderer Stelle hemmen die Frauen das Fortkommen. Sie tragen ellenhohe Spitzhauben oder wunderliche weiße Tücher, die in steifer Form zusammengelegt sind. Es läßt sich wohl auch eine vornehme Frau sehen im Prachtgewand mit hängenden und pelzverbrämten Ärmeln, mit goldner Kette und Korallenschnüren und mit Ringen an den Fingern.

Bei den Waffenschmieden auf der Sporergasse stehen ritterliche Ge-

stalten, den roten oder gelben Waffenrock über dem dicht anliegenden Panzerhemde von Eisenringen, das ihnen vom Kopfe bis zu den Füßen reicht, auf dem Haupte den Eisenhelm, mit bunten Federn geschmückt. Sie prüfen die Klingen, passen sich den Schwertgurt um, wählen hier einen Spieß aus, mustern die ausgestellten Holzsättel und sind im Feilschen nicht blöde.

Auch Herr Peter, der Kauf- und Ratsherr auf der Wilischen Gasse, ist heute viel beschäftigt. Käufer kommen und gehen; in seinem Kaufhause ist ja fast alles zu haben: feine Tuche, Spezereien, zierliche Teppiche, gold- und silberdurchwirkte Decken und schöne Spitzenschleier.

Am Spätnachmittage, nachdem sich die Käufer ein wenig verlaufen haben, atmete er endlich etwas auf. Er trat vor die Türe und schaute nicht ohne Vergnügen der Menge zu, wie sie sich schreiend und stoßend durch die Straße wand.

„Da bin ich, Peter," sprach plötzlich jemand kurz neben ihm, und lachend antwortete der Kaufherr: „Na, endlich! Hab schon vorhin an dich gedacht, komm!" Der also Angeredete, ein Leipziger Geschäftsfreund, tritt mit in das Haus und begrüßt die Familie. Nachdem die Geschäftsangelegenheiten besprochen waren, meinte Herr Urban, der Leipziger Kaufherr: „Freund Peter, wollen wir nicht einen Labetrunk zu uns nehmen? Auf der Scheffelgasse soll ein besonders fein Gebräu sein."

„Ja," antwortete Peter, „fein ist es über die Maßen, wird aber wohl heute mancherlei Volk dort zechen; ich gehe trotzdem gern mit." Darauf zog er sein braunsamtnes Wams an und setzte seine Kappe auf; dann traten sie auf die Straße.

Auf ihrem Wege hemmte ein Ritter, gefolgt von zwei Knechten, ihren Weg. Spöttisch blickte dieser auf den Ratsherrn, dessen Gesicht sich beim Anblicke des Ritters finster zusammenzog.

„Das ist der Scharfenberger," sagte Peter zu seinem Freunde; „du wirst auch schon von ihm gehört haben; er ist ein berüchtigter Fehder. Mehr als einmal hat er unsrer Stadt Fehde angesagt. Mancher der Unsern hat schon in seiner Burg gefangen gesessen, und mancher Bauer ist von ihm erschlagen oder verstümmelt worden. Jetzt freilich ist wieder einmal die Fehde vertragen, wer weiß aber, wie lange. Sieh nur, wie er trotzig nach dem Turme schaut; dort hat er auch schon gesessen; vierzehn Tage hielten wir ihn gefangen, ehe er sich lösen konnte; denn seine Sippe ist arm."

Mühsam drängten sie sich weiter durch die enge, kotige, mit Menschen vollgestopfte Gasse. Die Trittsteine waren vor Schmutz nicht mehr zu erkennen. Wo das Gedränge zu arg war, mußten beide wohl oder übel

durch den Unrat waten, der von den Bewohnern der Häuser auf die Gassen geworfen worden war.

Endlich kamen sie auf der Scheffelgasse an, wo sich das durch sein gutes Bier bekannte Schenkhaus „Zum grauen Bären" befand. Gleich allen übrigen Häusern war es fast ganz von Holz erbaut. Vor der Türe hing das große Holzschild, auf dem ein mächtiger Bär gemalt war.

Als sie in das große Schenkzimmer eintraten, schallte ihnen ein gewaltiger Lärm daraus entgegen. Auf den einfachen Holzschemeln saß alles bunt durcheinander. Am vorderen Tische saß ein Rittersmann im strahlenden Waffenrocke, den Helm neben den Humpen gestellt, die Arme auf den Kreuzgriff seines Schwertes gestemmt; neben ihm ein Bürger, sein Langmesser im Gürtel tragend. Dann kamen an dem nächsten Tische Bauern, das Beil im Gurte, zwei Augustinermönche, Frauen, Knechte und Knappen. Mit Mühe konnten die beiden neuen Gäste ein Plätzchen an einem der Tische erhalten. Der Wirt trat herzu, und mit Ehrerbietung den ihm wohlbekannten Ratsmann grüßend, stellte er zwei große Steinkrüge an ihre Plätze. An der ihnen gegenüber befindlichen weiß getünchten Wand waren zwei große Pergamente angeheftet. Darauf stand also geschrieben: „So wollen wir hier dieselben alt und jung ermahnt haben, daß ein jedweder sich dieses Ortes ehrbahrlich und bescheidentlich mit Worten und Gebärden erweisen, allen Unwillen und Feindschaft beiseite setzen, mit mördlichem Gewehre die Gemächer nicht beschreiten, alle Gotteslästerung und ungebührende Reden, übermäßiges Volltrinken, von einem Tische zum andern laufen, Geschrei, Geplärr und Geplatze mit den Kannen, Tellern, auch alle andern Üppigkeiten, so oftmals zu großem Widerwillen Ursach geben, vermeiden. Der aber, der hier raufet, schlaget oder zanket, fluchet oder schwöret, unflätig oder garstig Ding redet, soll mit zween Groschen gestrafet werden.

Der Rat zu Dresden."

„Es ist notwendig gewesen," sagte der Ratsmann zu seinem Begleiter, indem er auf die Pergamente zeigte, „dies überall in den Schenkstuben anzuschlagen; denn es ist eine greuliche Unsitte mit Trinken und Schimpfieren in den Stuben unserer Stadt eingerissen."

Trotz der Trinkordnung ging es aber heute zum Markttage laut und lärmend genug her, zumal im hinteren Winkel ein Spielmann allerlei tolle Weisen auf seiner Fiedel strich. Eben stimmte er wieder an, und die Tollen und Vollen um ihn herum schlugen mit Händen und Füßen den Takt:

„Ich laß die Vögel sorgen
In diesem Winter kalt.
Will uns der Wirt nit borgen,
Mein' Rock geb' ich ihm bald,

Das Wams auch darzu.
Ich han weder Rast, noch Ruh
Den Abend als den Morgen,
Bis das ich's gar vertu'.

Steck an den Schweinebraten,
Darzu die Hühner jung!
Darauf wird mir geraten
Ein frischer, freier Trunk.
Trag einher kühlen Wein
Und schenk uns tapfer ein!
Mir ist ein' Beut' geraten,
Die muß verschlemmet sein!"

Da ging mitten im tollsten Lärmen die Türe auf, und zwei lustige Burschen stürmten herein. Ihre Häupter bedeckten große, runde, mit langer Feder verzierte Hüte. Das Wams war von feinem Tuche; die Ärmel waren geschlitzt, und eine gute Klinge hing jedem an der Seite.

„Wo kommt ihr fremden Vögel her?" sprach sie der Wirt scherzend an.

„Ei, Gevatter Bierfaß," antwortete ihm der eine, „wir kommen von weit her und wollen weit hin," und damit setzten sie sich an die Tafel neben den Ritter und die Kaufherren.

„Na, das soll jemand erraten," lachte der Wirt wieder, worauf die beiden sagten: „Wir kommen von Großenhain und wollen nach Prag an die Universität; vorher aber wollen wir bei dir noch einen guten Trunk tun."

„Nach Prag?" wandte sich der Ritter, der aufmerksam dem kurzen Gespräche zugehört hatte, an die Studenten. „Nach Prag wollet ihr? Von dorther bin ich gekommen; da werdet ihr auch den Huß hören können! Das ist ein Mann, das ist ein Prediger, wie er sein soll! Nichts geht ihm über die Wahrheit. Gewaltig ist der Zulauf, wenn er predigt; kein Plätzlein gibt es da mehr in der Kirche. Die geistlichen Herren freilich sind wenig erbaut. Er redet ihnen aber auch scharf ins Gewissen zu besserem Lebenswandel und reinerer Lehre. Und gar, was er in den gelehrten Schriften gegen den Papst geschrieben hat! Irrlehrer hat er ihn genannt, weil es ganz anders in den Büchern geschrieben steht, als es der Römische lehrt. Ganz Prag steht aber gerade deshalb auf Hussens Seite. Man wagt darum auch nicht, ihm nur ein Härlein zu krümmen, so gern man das möchte; denn sie fürchten wohl, es würde ihnen übel bekommen. Im Frühjahre hat ihn schon einmal das geistliche Gericht vorgehabt, daß er nicht mehr also lehren soll bei Todesstrafe. Und wisset ihr, wie er geantwortet? Also: Ich will die in der heiligen Schrift geoffenbarte Wahrheit selbst bis zum Tode verteidigen, indem ich weiß, daß die Wahrheit

ewig bleibt und siegen wird, und wenn ich Gnade finde vor Gottes Augen, so wird er den Märtyrerkranz mir verleihen."

Mit Wohlgefallen hörten die Studenten und die Kaufherren dem Ritter zu; so dachten sie ja auch.

„Ihr sprecht wie ein guter Freund von dem Huß und der Wahrheit," sagte Herr Peter und reichte dem Ritter zum Einverständnisse die Hand.

„Ja," antwortete dieser, „ein Jahr habe ich zu seinen Füßen gesessen; ja, ja, ihr Herren, ihr schaut darob verwundert, ein Rittersmann und gelehrte Sachen, nicht wahr? Noch länger wäre ich wohl in Prag geblieben, wenn mich nicht der Tod meines Vaters heimgerufen hätte. Nun habe ich die Feder wieder mit dem Schwerte vertauscht. Ihr werdet auch mancherlei Gezänk dort hören," wendete er sich zu den Studenten; „die Böhmischen sind uns Deutschen nicht grün. Es wird schwer halten, daß ihr keine Händel bekommt; hoffentlich führt ihr eure Klingen gut?"

„Daran soll es nicht fehlen; unser Arm ist stark, unser Auge klar!" antworteten ihm die Studenten.

Das Gespräch wurde nun immer vertraulicher, hatten doch alle dieselbe Denkweise; namentlich verabscheuten sie alle in gleicher Weise die Mißbräuche, die in der Kirche und unter den Geistlichen und Mönchen eingerissen waren. Es wurde den fünf Gleichgesinnten recht warm um das Herz, und als die Glocke vom Turme den Heimgang und den Schluß der Schenkstuben läutete: da sprach der Leipziger: „Fürwahr, ihr Herren, das war ein Abend! Wie schnell ist es neun geworden! Übermorgen fahre ich nach Leipzig heim; ihr beiden Studentlein aber kommt morgen abend noch einmal hierher, auch ihr, Herr Ritter, so ihr noch in Dresden seid; da wollen wir einen Abschiedstrunk tun. Gehabt euch wohl, ihr Herren!"

Dresdner Innungsleben um 1500.

Auf der staubigen und holprigen Wilsdruffer Landstraße kommt ein junger Bursch gewandert. Er trägt eine Filzkappe auf dem Haupte, ein Felleisen von Ziegenhaut auf dem Rücken und in den Händen einen eisenbeschlagenen Knotenstock. Seine Kleidung besteht aus einer Hose und Bluse von dunklem Tuche, und seine Füße stecken in großen Schlappstiefeln. So schreitet er rüstig vorwärts, bis er die Türme und Mauern von Dresden erblickt. Noch ein gut Stück vor dem Tore macht er Halt, stäubt seine Stiefeln und Kleider ab und schreitet dann über die Zugbrücke nach dem Torhause, wo der Torwart ihm den Weg vertritt und ihn fragt: „Woher des Wegs?" „Bin ein Bremer Kind und ein Schustergesell, der

hier Arbeit sucht!" antwortet der Wanderer. „Ohne das Handwerkszeichen kein Einlaß," brummt der Wächter. Da nimmt der Gesell seinen Ranzen unter den linken Arm, stellt beide Füße zusammen, reicht ein viereckiges Blechstück, auf welches die Zeichen des Handwerkes eingegraben sind, dem Torwart und sagt: „Dahier!" „Geh in Gottes Namen!" antwortet dieser, und der junge Gesell schreitet durch den Gang. In der Mitte der Wilsdruffer Gasse hält er still vor einem Hause, an dem die Zeichen der Schuhmacherzunft über der Türe hängen. Dann klopft er an, tritt ein und sagt: „Schönen guten Abend, Herr Vater, ich wollt' Euch angesprochen haben von wegen des Handwerks, ob Ihr mich und mein Bündel heute wollet herbergen, mich auf, mein Bündel unter der Bank." Dabei nimmt er den Hut zur Rechten und das Felleisen unter den linken Arm und fährt fort: „Ich will mich halten nach Handwerks Brauch und Gewohnheit, wie es einem ehrlichen Schustersknecht zukommt, mit reinem Mund und reiner Hand!" — „Sei willkommen von wegen des Handwerks; lege dein Bündel; ich will den Altschaffer rufen lassen, daß er dich umschaut!" sagt die Herbergsmutter. Der Altgesell kommt. Da erhebt sich der Zugewanderte, setzt den Hut auf, geht dem Eintretenden entgegen und legt seine linke Hand auf dessen rechte Schulter. Das Gleiche tut der Altgesell und spricht: „Hilf Gott, Fremder! Schuster?" — „Stück davon!" spricht der Fremde. „Wo streichst du her bei staubigem Wetter?" — „Immer aus dem Land, das nicht mein ist!" — „Kommst geschritten oder geritten?" — „Ich komme geritten auf zwei Rappen aus eines guten Meisters Stall." — „Worauf bist du ausgesandt?" — „Auf ehrbare Beförderung und Ehrbarkeit! Handwerks Brauch und Gewohnheit!" — „Wann fängt selbige an?" — „Sobald ich meine Lehrzeit ehrlich und treu ausgestanden!" — „Wann endigt selbige?" — „Wenn der Tod mir das Herz zerbricht!" — „Was trägst du unter dem Hut?" — „Eine hochlöbliche Weisheit!" — „Was unter der Zunge?" — „Eine hochlöbliche Wahrheit!" — „Was frommt unserm Handwerk?" — „Alles, was Gott weiß und ein Schustergesell!" — Darauf nehmen sie beide den Hut ab, der Altschaffer reicht dem Fremden die Hand und spricht: „Sei willkommen wegen des Handwerks! Wie heißt du? Was ist dein Begehr?" — „Ich heiße Niklas Ruhle, bin aus Bremen gebürtig und wollte dich gebeten haben, du wollest mir Handwerksgewohnheit widerfahren lassen und mich umschauen; ist es nicht hier, so ist es anderwärts!" — „Ich hab's noch keinem abgeschlagen, wie steht's mit der Kundschaft?" — „Geburtsbrief und Dankelbrief, alles in Ordnung!" — „Wo hast du deinen Lehrbraten verschenkt?" — „In der guten Stadt Bremen. Da sah ich eine Stube mit vier Winkeln, einen Tisch mit vier Ecken und darauf eine offene Lade. Ich habe auch gesehen einen hochlöblichen Willkommen und

Schenkkännel mit Bier, daraus hab' ich getrunken einmal oder vier, hätte ich mehr getrunken, so würde es mein Schade nicht gewesen sein." Der Altgeselle sagt: „Wollen die Meistertafel sehen, wer darauf geschrieben!" Darauf antwortet der Zugereiste: „Von mir wird er nicht viel lernen: das Land auf und nieder laufen, Kleider und Schuh zerreißen, dem Vater Bier austrinken, je nachdem es der Beutel kann."

Damit war die altherkömmliche, bei jedem Zugereisten immer aus gleicher Frag' und Antwort bestehende Prüfung beendet, der Altgesell nahm aus der Handwerkslade die Tafel und sagte: „Meister Kunz in der Seegasse hat einen Schusterknecht vonnöten; ich will hingehen und dich bei ihm umschauen." Er ging und rief der Herbergsmutter zu: „Frau Mutter, der Fremde hat das Handwerk bewiesen, nun wollen wir ihm auch Handwerksgerechtigkeit erweisen; gebt ihm die Vorschenke, bis ich zurückkomme!" Die Wirtin brachte einen Krug Dresdner einfach Bier, und der Schuster trank in vollen Zügen die ersehnte Labe. Nach einer Viertelstunde kam der Altgesell wieder und sprach:

„Ich bin gegangen
Nach deinem Verlangen,
Nach meinem Vermögen,
So weit das Handwerk redlich gewesen!
Meister Kunz läßt dir auf vier Wochen Arbeit zusagen!"

Dann trinken sie nach Handwerksbrauch einige Kannen.

Die Glocke schlägt neun. Der Altgesell geht, und Niklas schläft bis zum Morgen, wo er zum Meister Kunz geht. Das Meisterhaus ist ihm nun Vaterhaus; hier arbeitet er, hier wohnt er, und zur Mahlzeit sitzt er inmitten der Familie zu Tisch. Durch die Handwerks- und Innungsgesetze sind sein Leben und sein Verkehr geregelt. Kommen Meister und Gesellen zu einer Innungsberatung zusammen, so vollzieht sich auch hier vor geöffneter Lade alles nach altgewohntem Spruchwort und bestimmter Wechselrede. Die Handwerksgesetze waren ein eisenfestes Band, das in Freud und Leid, in Heimat und Fremde die Glieder eines Handwerks zusammenhielt. Auch das brave Bremer Kind hält sich ehrbar zum Handwerke, und es gefällt ihm gut beim Meister Kunz. Ein Jahr ist um, das letzte der vorgeschriebenen vier Wanderjahre, die durchlebt sein müssen, ehe ein Schusterknecht Meister werden darf. Da kommt die Sehnsucht nach der Vaterstadt zu Niklas Ruhle. Zuerst sitzt sie nur abends an seinem Bette und erzählt ihm von dem bekannten Häuslein in der Holsteiner Gasse, wo ein paar alte Leute wohnen, die immer nach ihrem Niklas ausschauen; dann guckt sie ihm auch bei der Arbeit über die Schulter und pocht leise an die Herzenstür, und zuletzt geht sie nimmer von ihm. Da sagt er zum Meister: „Meister, ich will fremd werden bei Euch!" und nach vierzehn

Tagen wandert der Niklas durch das Tor. Er hat es eilig; denn das Heimweh läuft ihm immer voran, daß er kaum folgen kann. In einem Monat aber, da wird er sich ausruhen von der weiten Wanderfahrt, da sitzt er daheim in Bremen auf der Holsteiner Gasse bei Vater und Mutter und wird ein braver Handwerksmeister.

Ähnlich verlief auch das Leben jedes Dresdner Handwerkers. Nach vier- oder fünfjähriger Lehrzeit, die in strenger Zucht und Sitte den Lehrling im Handwerke ausbildete und an die Handwerksgebräuche und Innungsgesetze gewöhnte, mußte der junge Handwerker auf vier oder fünf Jahre „fremd" werden, das heißt auf die Wanderschaft gehen, genau wie der Bremer und jeder andere Handwerker. Vorher aber hatte er durch sein „Gesellenstück" zu zeigen, daß er etwas Ordentliches gelernt hatte und seiner Vaterstadt und seinem Handwerke Ehre machen würde. Kam dann nach der Wanderzeit der weitgereiste Geselle wieder heim, war er „ordentlich und ehrbar" geblieben, so konnte er ein Handwerks- und Innungsmeister werden.

Eine Polizeiordnung aus dem Jahre 1570.

Müßiggänger und böse Buben hat es immer gegeben, genau so wie das Unkraut unter dem Weizen. Manche meinen allerdings, daß in früherer Zeit, die sie gern die „gute alte Zeit" nennen, alles besser gewesen sei als in der Gegenwart. Wer solchen Glauben hat, der wird freilich bald bekehrt werden, wenn er in den alten Urkunden liest, die von „Recht und Gericht" und von „den Ordnungen" reden und sich mit den Sitten und Gewohnheiten unserer Vorfahren beschäftigen. Nebenbei wird auch der Leser lernen, wie außer der bessern Sitte der Gegenwart auch unsere Muttersprache das grobe und unschöne Kleid ausgezogen hat, um ein schöneres, einfacheres und viel gefälligeres anzuziehen. Zu Nutz und Frommen soll hier eine Polizeiordnung die Auferstehung in ihrer alten Form feiern. Diese „Ordnung" ist „eine der ersten", die sich vornehmlich mit den Müßiggängern und bösen Buben beschäftigt.

„Die mußiggenger, derer viel alhier unnd nicht unbekandtt sein unnd gemeinlich am Marcktt bey der wage unnd umbs ratshauß, auch uffm Naumarckte unnd an der Elb gefundenn werdenn, sollenn hiemitt gewarnet sein, welcher kunfftiger zeitt uff eines oder des andernn ansuchenn umbs geldtt zu arbeitenn sich weigern wirdtt, denn sollen die gerichtsdiener ohne bevehlich von stundt an zu gefengknus ziehenn unnd ohne des richters wissenn darauß nicht lassenn. Die bernheutter unnd lose bubenn,

die keine hern habenn unnd in die schule nicht gehen noch redliche handtwerge lernenn, die sollenn hiemitt denn gerichtsdiener auch frey sein gefengklich anzunehmenn unnd zu verwahrenn. Nachdeme es auch die erfarung gibtt, das etzliche unsere burgere inn unnd vor der stadtt ire sone inn aller untugent unnd faulheit auffwachsenn lassenn und dieselbige nicht zur schule haltenn noch auff handtwerge thuen, sondernn sehenn zu, das sie dem mußiggang nachgehenn, welcher inn einer christlichenn gemein ergerlich unnd endtlich das darauß volgett, das solche mußiggenger entwiders soviel zeittlicher ann betelstab andern armenn zum nachtheil gerathenn oder sonst unzimbliche hendele vernehmenn, dadurch sie in schande unnd gefahr leibs unnd lebens kommenn, derwegenn sollenn dieselbenn nachlessige burgere hiermitt ires vatherlichenn ambtts erinnert unnd inen dardnebenn gebottenn sein, das sie ire sone zur schul haltenn oder auff redtliche handtwerge thuen nnnd nitt auff der gassenn, marckt oder vor dem thor in mußiggang unnd allem muttwillenn umblauffenn lassen. Wirdt solches imandth (jemand) uberschritten unnd in verachttung stellenn, so sall er wissenn, das solche umblauffer zu gefengknus gebracht werdenn, derselbenn elternn aber inn andere straffe genhommenn werdenn sollenn."

Tetzel in Dresden.

Es war um das Jahr 1516. Ganz Dresden war auf den Beinen. Schon seit Wochen durchlief das Gerücht die Stadt, Johann Tetzel, der Dominikanermönch, werde auch nach Dresden kommen. Manch einer wußte zu erzählen, wie Tetzel in Freiberg, Pirna, Meißen und in vielen andern Städten gepredigt und Ablaß gewährt habe. In Freiberg allein — so sagte man — habe er 2000 Gulden eingenommen. Wie gern würde ein jeder wenige Groschen oder auch Gulden zahlen, um seine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen. Heute war nun der ersehnte Tag angebrochen. Von allen Türmen hörte man Glockengeläut. Mit Kreuz, Fahnen und Kerzen zogen vom Altmarkt aus Priester, darunter auch Dr. Eisenberger, Pfarrer an der Kreuzkirche, der Schloßkaplan Matth. Staude u. a., Mönche und Magistratspersonen, Schulmeister und Schüler, Mann, Weib und Kind singend dem Ablaßprediger in feierlichem Zuge entgegen. Wie ein vornehmer Prälat kam Tetzel daher geritten. Auf einem Sammetkissen ward die päpstliche Ablaßbulle vor ihm hergetragen. Unter vollem Orgelklang geleitete man ihn in die Kreuzkirche. Inmitten des Gotteshauses, vor einem der 28 Altäre, wurde ein großes rotes Kreuz aufgepflanzt. Daran hing eine seidene Fahne, die das päpstliche Wappen trug. Vor das Kreuz

aber wurde eine große eiserne Truhe gesetzt, das Geld aufzunehmen, welches das leichtgläubige Volk in Menge brachte, um Ablaßzettel in Empfang zu nehmen, die ihm Vergebung seiner Sünden für Zeit und Ewigkeit zusicherten. Tagtäglich erfolgten Bittgänge um das Kreuz. Weihrauchduft und Kerzenglanz erfüllten das Gotteshaus, das bald sich zu klein erwies, um die Menge zu fassen, die den marktschreierischen Reden Tetzels williges Ohr lieh. Da gestattete Herzog Georg der Bärtige, daß Tetzel von einem Schloßfenster aus zur versammelten Menge sprach. Wir wissen nicht, wie lange sich Tetzel in Dresden aufhielt. Sicherlich hat er auch hier eine reiche Ernte gehalten. —

Luther in Dresden.

Es war im Jahre 1517.

Aus der Pforte des Dresdner Franziskanerklosters trat ein Mönch. Er war barfuß und mit grobwollenem, grauen Gewande und einer Kapuze bekleidet. Um den Leib trug er einen Strick mit einer geknoteten Geißel. Die Augen demütig zu Boden gerichtet, schritt er eilends die Gassen entlang über die Brücke nach dem drüben am Klosterplatze stehenden Augustinerkloster. Hier angekommen, schlug er mit dem Klopfer dreimal an das Tor, worauf der Pförtner ihn einließ. Im Klosterhofe standen mehrere Augustiner, die im Gegensatze zu dem Eintretenden braune Kutten und Kapuzen und statt des Strickes einen ledernen Gürtel trugen. „So eilig, Bruder Franziskaner, was gibt's?" riefen ihm die im Hofe Stehenden zu.

„Ei," sprach der Angeredete, „Bruder Martinus Luther, der heiligen Gottesgelahrtheit Professor und Vikar der Eremiten St. Augustins, wird nächsten Monat hier eintreffen; diesmal aber kommt er nicht, um als Visitator in der Bibellehre, im Predigen und in den Klosterregeln die Klosterleute zu prüfen wie voriges Jahr" — „oder uns Strafpredigten zu halten, weil wir uns das Leben ein wenig leicht und angenehm gemacht," rief ein Augustiner dazwischen.

„Nein, nein!" sprach der Franziskaner. „Er kommt aus andrer Ursache. Wie der Beichtvater des Herzogs dem Prior erzählt hat, soll er vor unserem gnädigen Herrn in der Schloßkapelle eine Probepredigt halten."

„Dann kann es uns übel ergehen," riefen die Augustiner, „Luther gar als Hofprediger in Dresden! Er würde scharf auf unsren Wandel sehen, am Ende uns gar seine neue Lehre aufzwingen, daß der Glaube

allein selig macht durch Christum, und es nichts sei mit Wallfahrten, Reliquien und Heiligen!"

„Das wird er nicht! Wir haben in unserer Stadt Heiligtümer, die uns auch kein Luther nehmen kann, und wenn er noch gewaltiger predigte als voriges Jahr," sprach der Franziskaner. Und ein dritter beruhigte die aufgeregten Gemüter, indem er rief: „Und unser gnädiger Herzog mag ja auch von der neuen Lehre nichts wissen; was brauchen wir Mönche da zu fürchten?"

Indessen waren auch andere herbeigekommen und bildeten einen Kreis um den Franziskaner. Es wurde mancherlei für und wider Luther geredet, und nicht wenige der Anwesenden traten auf Luthers Seite, indem sie sagten, auch sie hätten das in der Bibel gefunden, was der gelehrte und fromme Bruder Martin im vorigen Jahre in seinen Predigten hier verkündet.

Wie bei den Klosterbrüdern, so wirkte die Nachricht von Luthers Kommen auch in den Bürger- und Hofkreisen von Dresden verschieden. Viele, die es ernst nahmen mit dem christlichen Leben, hatten schon längst mit Verdruß das oft sittenlose Leben der Geistlichen und Mönche verurteilt, hatten mit Abscheu gesehen, wie das abergläubische Volk vor den Reliquien lag, um diese anzubeten und um Wunder anzuflehen, als wären die angebeteten Dinge Gott selbst. Ja, wenn sie in die Kirche gingen, um sich zu erbauen, mußten sie mit eigenen Ohren hören, wie die Gebete in aller Eile hergesagt wurden, nur damit man schnell fertig werde. Und gar noch der üble Ablaßhandel, durch den man sich nach der Lehre jener Zeit Vergebung der schlimmsten Sünden für Geld erkaufen konnte! — Andere meinten: „Was soll dieser Mönch Luther? Der heilige Vater in Rom wird schon wissen, was recht und Gott wohlgefällig ist." Wieder anderen, und das waren die Schlechten und Gottlosen, war es gerade recht, wie es eben war: Man lebte, wie man wollte, nach eigenem Gelüst; dann kaufte man sich los, wenn das Gewissen etwa gar zu laut wurde.

Endlich kam der Ersehnte. An einem heißen Julinachmittage rollte ein einfacher Wagen mit grauer Leinwandplane über den holperigen Weg, der nach Altendresden hineinführte. Als ein Stadtknecht nach Namen und Stand fragte, gab der Insasse, ein bleicher und hagerer Mann, mit kräftiger Stimme zur Antwort: „Martinus Luther, der heiligen Gottesgelahrtheit Professor, vom gnädigen Herrn Herzog Georg zur Predigt geladen." Kopfschüttelnd sah der Torwart dem fortrollenden Wagen nach und dachte: „Wie mag dieser einfache Priester, der nichts trägt von der Gewandung hoher und vornehmer Kirchenfürsten, gewaltig reden, daß ihn sogar unser Herzog zu sich rufen läßt!" Am Augustinerkloster verließ

Luther den Wagen und trat durch die Pforte, um wie im Vorjahre auch diesmal die Gastfreundschaft seiner Ordensbrüder zu genießen.

Am 25. Juli war der Eingang des Schlosses von einer großen Menge dicht umdrängt. Alles wollte den Martin Luther sehen, von dessen Predigten und Lehren schon so vieles erzählt worden war. Und als er nun durch die Menge schritt, schlicht, ernst und würdig, da wiederholte sich das, was schon vorher die Gemüter bewegt hatte: man lobte, man schalt, man wünschte ihm guten Erfolg oder spottete seiner. Die Schloßkapelle war gefüllt von vornehmen Hofleuten, vor deren erster Reihe Herzog Georg der Bärtige erwartungsvoll saß. Mit fester Stimme und glaubensstarker Überzeugung begann Luther seine Predigt über das Evangelium des Textes: Matth. 20, 20—23.

Am Abend, als der Hof bei Tafel saß, fragte der Herzog die Hofmeisterin der Herzogin: „Nun, wie gefiel Euch die Predigt?“ Diese bekannte offen zum Schrecken der Hofgesellschaft: „Ich hoffe einst recht ruhig zu sterben, wenn ich noch eine dergleichen Predigt hören dürfte,“ worauf der Herzog zornig erwiderte: „Ich wollte viel Geld darum geben, wenn ich solche Predigt nicht gehört hätte; denn sie ist nur dazu angetan, das Volk in seinen Sünden unbedachtsam und ruchlos zu machen.*)

So schien Luther seine Predigt vergeblich gehalten zu haben; ja, Herzog Georg war sogar sein erbitterter Gegner geworden, und wehe dem, der Luthers Lehren offenkundig gutzuheißen wagte. Er mußte es büßen an Leib, Gut und Leben.

Ein Volksfest zur Zeit der Reformation.

Es ist am Vorabende des Johannisfestes.

Vor den Toren Dresdens lagert eine Menge Menschen. Juden im Kaftan, Gaukler in verschiedenartig aufgeputzter Gewandung, Handwerksgesellen, Bauern, Spielleute und fahrende Schüler: alle lagern am Rande der Straßen oder etwas abseits an den Zäunen der Gärten, schwatzen, schreien oder treiben andere Kurzweil. Mehrere von dem Volke haben sich um einen der fahrenden Schüler versammelt, der mit rauher Stimme singt:

---

*) Etwas Gewisses über den Inhalt seiner Predigt ist nicht festzustellen; aber es liegt nahe, daß Luther, dem die Rechtfertigung durch den Glauben über alles ging, auch in der Schloßpredigt davon geredet und den Bilderdienst verurteilt habe. Für diese Annahme spricht auch der Zorn des Herzogs über die gehörte Predigt.

„Fahrendes Volk sind wir genannt.
Wir ziehen durch Dorf, durch Stadt und Land;
Wir wandern durch Wald, durch Feld und Heide,
Manchem zur Lust und manchem zum Leide.
Fahrendes Volk sind wir genannt,
Wir ziehen von dannen, wo man uns bannt;
Wir kennen und lieben kein heimatlich Land;
Fahrendes Volk sind wir genannt." —

Die Wächter an den Toren lauschen ebenfalls dem Gesange; aber sie geben keinen Beifall zu erkennen, wie drüben die andern, sondern schauen grimmig hinüber, und wehe dem, der sich von der Menge los-löst und etwa versucht, heimlich durch das Tor die Stadt zu gewinnen — ein unsanfter Stoß mit dem Spieße trifft den Fürwitzigen, daß er schimpfend und heulend zurückspringt! Heute gibt es noch keinen Einlaß für derlei Volk; aber morgen zur Frühglocke, da ist der Weg offen. Und drei Tage lang ist Freiheit, bis die Stadtknechte am Ende des Festes die Straßen und Herbergen und die verborgenen Winkel der Stadt wieder von dem zugezogenen Volke säubern und dieses durch die Tore hinaus-treiben. In den Straßen der Stadt herrscht aber trotzdem schon heute lebhaftes Treiben. Fenster und Türen werden mit grünen Reisern ge-schmückt; in den Stuben werden die Festkleider zurechtgelegt; in den Werkstätten probieren Meister und Gesellen die Sehnen der Armbrüste und spitzen die Bolzen; andere putzen die Feuerrohre und wiegen Kraut und Kugeln ab. Auf den Plätzen hat man Schaubuden aufgeschlagen, und im Schießgraben, der an den Seiten mit Seilen gesperrt ist, leuchten die Scheiben mit ihren großen, schwarzen Ringen auf weißem Untergrunde bis zu den Schützenständen vor. Rings um den Schießplan erheben sich Holzwände in bunter Bemalung, lange Kletterbäume und Gerüste mit herabhängenden Seilen, roh gezimmerte Tische und Bänke und Schutz-dächer über langen Tafeln. Hinter diesen stehen eisenbeschlagene Kisten und Kasten, die zum Feste ihre Schätze offenbaren und manche Münze, die bisher im Beutel aller Anfechtung widerstanden hat, herauslocken werden.

In Zunftstuben und Herbergen geht es nicht weniger laut her, wie draußen auf den Gassen und Plätzen. Die Trinkkrüge machen fleißig die Runde; denn die Kehlen sind durstig vom Schwatzen und Lachen, und die Festfreude erhitzt das Blut. Da schallen von den Türmen neun Glockenschläge über die Stadt. Kaum sind die letzten Töne verhallt, so schließen sich die Tore; die Straßen, Plätze und Trinkstuben leeren sich, und bald stillt die Nacht das laute Treiben. Nur die Stadt-wächter schreiten mit Laterne und Spieß vorsichtig und langsam die Straßen auf und ab, damit nicht Übeltat oder Lärm den Frieden der Bürger störe. —

Der Tag bricht an. Die Tore sind offen. Schreiend und stoßend schiebt sich die Menge, die draußen herandrängt, ungeduldig durch die dunklen Torgänge in die Stadt. Bald sind die Straßen überfüllt, und der fußdicke Staub, den eine Reihe heißer Sonnentage überall in den ungepflasterten Gassen gehäuft hat, steigt in weißlichen Wolken an den Gewändern empor und füllt die Luft bis zu den überstehenden Schindeldächern der Häuser.

Auf dem Markte ist das Gedränge am tollsten. Dort steht alles Kopf an Kopf, um den Festzug der Schützen und geladenen Gäste zu sehen, der vom Rathause aus nach dem Festplatze ziehen wird. Kaum vermögen die Ratsdiener für die Stadtväter und Schützen einigen Raum freizuhalten. Von Minute zu Minute wird das Gewühl schlimmer. Da schreiten die zehn Pritschmeister aus der Türe des Rathauses. Sie tragen ein Wams von gelber Seide, schwarze Kniehosen, lange, gelbe Strümpfe mit schwarzgelben Bändern, Corduanschuhe, einen spanischen Sammethut mit gelben Federn, einen Überwurf mit fliegenden Ärmeln, rot, gelb, schwarz, vorn und hinten mit Wappen gestickt, und um das Knie ein Band mit mächtigen Schellen, welche bei jedem Schritte laut rasseln. Die Pritschmeister sind Festordner, Ausrufer, Possenreißer und Sicherheitswächter in einer Person. Ihre Waffe ist die Pritsche; sie ist unförmlich groß und von gespaltenem, mit Leder überzogenem Holze. Mit den Pritschmeistern zugleich kommen ihre Gehilfen, gegen dreißig zwölf- bis vierzehnjährige Buben mit Flederwischen, hölzernen Klappern und gellenden Pfeifen bewehrt.

Die Pritschmeister und Buben verlassen den Kreis der Schützen und dringen, um Platz zu schaffen, schlagend und stoßend auf die Menge ein.

Der Zug hat sich geordnet. Die Pritschmänner sind an seine Spitze getreten; dann kommen die Zinkenisten, Trommler und Pfeifer, die Zieler in Kleidern mit aufgesticktem Stadtwappen und in der Hand die Zielstäbe, darnach die Würdenträger und vornehmen Bürger der Stadt mit langen, seidenen Schärpen. Hinter diesen stehen junge, feingekleidete Knaben, Söhne der angesehensten Familien, jeder eine bunte Fahne haltend; dann kommen andere Knaben, welche zu zweien in buntbemalten Truhen die Bolzen tragen. Ihnen folgen die Schützen in farbenreicher, festlicher Kleidung. Eine Feder auf dem Barett, die Wehr an der Seite, den einen Arm in die Hüfte gestützt, stehen sie stolz und würdig, hier und da einem Bekannten in der Zuschauermenge freundlich zunickend oder ein Wort mit dem Nebenmanne tauschend.

Die Fahnen flattern; die Musik rauscht; die Glocken läuten; der Zug windet sich durch die Straßen nach dem Schützenplatze am Schießgraben: das Fest hat begonnen.

Auf dem Festplatze lösen sich die Glieder des Zuges, und die Schützen drängen nach den ihnen bestimmten Ständen. Bald sitzen sie auf den bereitstehenden Bänken. Aus der freigehaltenen Armbrust oder dem Feuerrohre saust das Geschoß nach den Scheiben. Von Zeit zu Zeit tönt eine Glocke. Dann ruhen die Waffen; die Zieler geben die Schüsse an, hämmern die Bolzenlöcher zu und schwärzen die beschädigten Stellen der Wand. Auf dem Festplatze und vor den Schaubuden herrscht überall buntbewegtes und tolles Leben und Treiben. Neugierig und bewundernd werden auf den Preistischen die Preise für die besten Schützen angestaunt; da gibt es kleine, zierliche Trink- und Würfelbecher, Silberschalen, Gürtel, Armbrüste, Schwerter, Gewandstoff, Feuerrohre mit verziertem Schafte, vergoldete und silberne Denk- und Schaumünzen und Preisfahnen. In einer kleinen Bude, die dicht umdrängt ist, hat ein Händler allerlei Bücher und Schriften ausgelegt, die von vielen mit abergläubischer Scheu, von manchen auch mit Kennermiene geprüft werden. Verstohlen raunt ein Bürgersmann dem Händler etwas in die Ohren, worauf dieser geflissentlich laut antwortet: „Ein Kräuterbüchlein wollt ihr? Ah, da muß ich noch eins haben!“ Er wirft erst einen kurzen, forschenden Blick auf die Umstehenden und den Fragenden; dann kramt er in einem Winkel unter Legenden- und Kräuterbüchern und reicht dem Kauflustigen schnell ein kleines Buch herüber, welches dieser rasch, aber unauffällig in sein Gewand schiebt. Es ist eine Lutherschrift. Der Handel ist zwar gefährlich; aber der Lohn ist hoch. Zufrieden steckt der Händler die große Silbermünze in den Beutel, und noch zufriedener geht der Käufer mit seinem Schatze von dannen.

Das meiste Gedränge ist in einer Ecke des Festplatzes. Da steht ein Gerüst mit einer Schaubude, die mit allerlei Gewinnstücken besetzt ist. Ein Schreiber, neben dem zwei große Töpfe stehen, hat einen Haufen Papierstreifen vor sich liegen; es sind gerade tausend Stück.

„Hier kann man sein Glück machen und für zehn Pfennige ein reicher Mann werden!“ ruft der Ausschreier. Von allen Seiten tönt es: „Hier!“ „Mein Geld, Schreiber, da!“ Namen werden gerufen; es wird geschoben, gedrängt, gezankt und gelacht. Der Schreiber nimmt die Geldstücke in Empfang, schreibt den Namen des Spielers auf einen Zettel, den er dann zusammengerollt in den Topf zu seiner Rechten wirft. Endlich ist der letzte Zettel geschrieben; die Ziehung beginnt. Im linken Topfe sind die Gewinne und Nieten. Namen und Gewinne werden aus den Töpfen gezogen. „Hundert Gulden!“ ruft der Schreiber; dann, aus dem rechten Topfe einen Zettel ziehend: „Benedikt Ferber!“ Ein starkknochiger Schmiedegeselle schiebt die Menge zur Seite und schreit: „Hier!“ Schmunzelnd empfängt er den Hauptgewinn und läuft mit zugehaltenen Taschen davon.

Zwei fahrende Schüler in schäbigem Wams und mit hagerem Antlitze, die neben dem glücklichen Gewinner gestanden, blinzeln sich zu und bleiben dem Gesellen hart auf den Fersen. Vielleicht können sie ihm den Geldsack ein wenig leichter machen. Das ist wenigstens ihr Vorhaben. Aber die Menge ist zu gedrängt; sie können nicht weiter. Ein paar Püffe austeilend, wollen sie sich gewaltsam Durchgang verschaffen; das soll ihnen indes übel bekommen. Ein Pritschmeister, der sie beobachtet hat, folgt den beiden. Ehe sie sich's versehen, sind sie von ihm gefaßt; andere handfeste Männer greifen zu, und johlend und lärmend werden die zwei Übeltäter auf den Festplatz zu des Pritschmeisters Predigtstuhl geschleppt. Der erste wird über die hier auf erhöhtem Platze stehende Holzbank gelegt; der Pritschmeister hält eine scherzhafte Rede an die Menge; dann wendet er sich an den Schuldigen und spricht: „Nun, Hans Puffer, Keiler, Zwicker, Balger, Brüller, jetzt will ich dir mit hölzerner Glocke ein lustig Lied läuten!“ Darauf läutet er mit seiner Pritsche, und der Fahrende stöhnt und windet sich bei jedem neuen Schlage, der ihn trifft.

Wie ihm, so geschieht es auch dem andern. Mit Hohngelächter hat das Volk zugeschaut; ein derber Puff noch, dann sind die zwei Gepritschten schleunig unter der Menge verschwunden, um erst bei den Gauklern wieder unerkannt aufzutauchen. Hier ist es trotz der Volksmenge um vieles ruhiger als auf den andern Plätzen. Unverwandt sind aller Augen auf eine Bude gerichtet, vor welcher zwei Männer in buntscheckigem Gewand ihre Kunst treiben. Bald schlucken sie lebendiges Feuer, bald stoßen sie sich ein langes Dolchmesser in den Hals hinab; dann wieder heben sie einen zentnerschweren Stein in die Höhe oder verrenken ihre Glieder zu noch nie gesehenen Stellungen. Einer vermag sogar den Kopf fast auf den Rücken zu drehen, und manche abergläubische Bauers- und Bürgersfrau greift bei diesem Anblicke heimlich nach ihrem Rosenkranze, damit der Böse, der sicher in den Zauberkünstlern stecken muß, nicht etwa sie beim Schopfe fasse. Auch andere Merkwürdigkeiten gibt es hier zu sehen: einen Kirschkern mit hundert aufgezeichneten Gesichtern, eine Gans, die nach Befehl tanzt, ja, sogar große Schlangen, denen die Gaukler in den Rachen greifen, oder die sie um ihren Hals legen. Ohne Murren greift jeder in den Beutel nach einer kleinen Münze, wenn einer der bunten Männer mit wunderlichen Grimassen eine Gabe fordert. Dann beginnt ein rascheres Schieben und Stoßen, und ein neuer Strom von Zuschauern verdrängt den alten.

So verläuft in buntem Wechsel das Fest bis zum Abend. Dann gehen die Bürger heim und verschließen sorgsamer als sonst ihre Häuser. Die Fahrenden lagern zum Teil auf Straßen und Plätzen unter freiem Himmel; die Händler und besseren Gäste aber suchen die Herbergen auf,

die oft bis zu den Hausfluren gefüllt sind. Länger als sonst tönt die Unruhe durch die Stadt. Endlich wird es stiller. Neben den Stadtknechten ziehen heute stadteingesessene Bürger und Handwerksleute mit Spieß und Schwert zu je fünf bis sechs durch die Stadt, um das stadtfremde Volk in Zügel und Zaum zu halten.

Herzog Georgs Tod.

Der 17. April des Jahres 1539 ist angebrochen. Kalter Regen und heftige Schneeschauer, einzelne Sonnenblicke durch das schwarzdunkle Gewölk, stoßweises Heulen des Sturmes, — es ist, als sollte das alles dem sterbenden Herzoge ein Abbild seines Lebens sein. Getröstet von seinem Beichtvater, dem Pfarrer Eisenberg, und bewacht von dem Leibarzte Dr. Rothe, liegt der Kranke mit gefalteten Händen auf seinem Schmerzenslager. Doch nicht lange, dann irren seine glanzlosen Augen nach den Fenstern, wo bald das Dunkel des Unwetters, bald einzelne siegreiche Sonnenstrahlen hereinschauen.

„Noch keine Antwort?" fragt der Kranke leise.

„Noch keine!"

Schwere Atemzüge folgen, und die müden Augenlider schließen sich; aber eine Hoffnung scheint die Kraft des fliehenden Lebens noch zurückzuhalten. Dr. Rothe ist an das Fenster getreten und blickt forschend in den Schloßhof hinunter, während Eisenberg leise an den Tisch geht und ein beschriebenes Pergament noch einmal überliest. Plötzlich sprengt unten ein Reiter auf schäumendem Rosse in den Hof, worauf der Leibarzt, zum Kranken eilend, spricht:

„Gnädigster Herzog, eben ist Euer Bote, Johann von Lindenau, angekommen!" Wenige Minuten später tritt dieser in das Gemach.

„Was läßt mein Bruder sagen?" fragt der Herzog mit zitternder Stimme.

Lindenau antwortet: „Auf Eurer herzoglichen Gnaden Frage und Drohung, daß Ihr das Herzogtum durch Testament an Österreich geben würdet, falls Herr Heinrich bei der evangelischen Lehre beharren wolle, gab er mir zur Antwort: ‚Meint Ihr, daß mir zeitlich Geld und Gut so lieb sei, daß ich darum von der erkannten Wahrheit sollte abweichen und sie verleugnen? Da sei Gott vor, um einer Hand voll Leute willen meinen Herrn Christum zu verschmähen! Solche Unbeständigkeit sollt Ihr bei mir nicht finden. Ehe ich dieses täte, so wollte ich mit meiner Gemahlin lieber an einem Stäblein aus dem Lande betteln gehen! Im übrigen, was mir

mein lieber Gott gönnen will, das wird mir Sankt Peter nicht nehmen können!‘“

Tief aufseufzend schließt der Herzog bei diesen Worten die Augen, während fahle Blässe sein Antlitz überzieht.

„Herr Herzog, betet zu den Heiligen und zum Schutzpatron Jakobus um ein seliges Ende — und das Testament — unterschreibt, Herr, daß Euer Land nicht an den Ketzer fällt!“ ruft Eisenberg eifrig und tritt mit dem Pergamente zum Kranken. Georg öffnet seine Augen und läßt sie hilf- und ratlos auf Dr. Rothe ruhen. Dieser nimmt den Sterbenden in seine Arme und sagt: „Gnädiger Herr, Ihr pflegtet sonst oft zu sagen: „Geradezu gibt die besten Renner!“ Dieses tut Ihr jetzt auch und gehet gerade zu Christo, welcher für unsere Sünden gestorben ist und unser einziger Fürbitter und Seligmacher ist, und lasset die verstorbenen Heiligen fahren!“

Da leuchten des Sterbenden Augen noch einmal auf, und mit verlöschender, aber vernehmlicher Stimme spricht er:

„Ei, so hilf mir, du treuer Heiland Jesus Christus; erbarme dich über mich, und mache mich selig durch dein bitteres Leiden und Sterben!“

Mit diesen evangelischen Worten schloß der treueste Verteidiger der alten Kirche seine Augen für immer.

Der Priester hatte schon das Sterbezimmer verlassen, als Dr. Rothe dem Junker von Lindenau die Hände reichte und tief erschüttert ausrief: „Fürwahr, ein christevangelisch End! Er war ein rauher Feind der neuen Lehre; aber er war ein redlicher und ehrlicher Mann! Was er gefehlt, hat er im guten Glauben gefehlt. Der barmherzige Gott vergebe ihm seine Irrtümer und schenke ihm die ewige Seligkeit durch unsern Heiland Jesus Christ!“ —

Das Unwetter war vorüber; helle Lichtstrahlen fluteten in das Gemach und breiteten einen Schein verklärenden Friedens über das Angesicht des Toten. — —

Herzog Heinrichs Einzug in Dresden.

Es ist schon später Abend. Um die bereits dunklen Gassen zu erhellen, haben sich auf Befehl des Rates Bürger und Handwerker mit brennenden Fackeln am Tore, auf der Seegasse, am Markte und auf der Schloßgasse bis zur Schloßpforte aufgestellt. Hinter den Fackelträgern harrt fast die ganze Bevölkerung der Stadt, um den neuen Landesherrn zu begrüßen. Überall sieht man frohe Mienen. Nun ist es ja zu Ende

mit der Verfolgung um des Glaubens willen. Nach jahrzehntelangem Hoffen auf bessere Zeit ist diese nun da! Das Licht des Evangeliums wird nicht mehr durch Weihrauchwolken verdunkelt und seine frohe Botschaft nicht mehr durch die Laute einer fremden Sprache verkündet werden; man wird die Bibel lesen dürfen, ohne als todwürdiger Verbrecher gestraft zu werden.

Nur ein kleiner Teil blickt finster drein und hegt sorgenvolle Gedanken für die Zukunft. Wie nun, wenn unter dem neuen Herrn und der neuen Lehre die Gewalttaten, die bis zu des alten Herzogs Tode das lutherische Bekenntnis bannten, jetzt sie, die Anhänger des alten Glaubens, mit gleicher Härte treffen würde? Andere, die zu Georgs Lebzeiten am lautesten die Ketzerei verwünscht und ihren Rosenkranz am auffälligsten getragen hatten, waren jetzt merkwürdig still. Ihr Rosenkranz lag zu Hause verborgen in der Truhe, und ihre Gedanken erwogen bereits die Vorteile, die ihnen die Annahme des neuen Glaubens bringen würde. Das waren die Heuchler, die ihre Überzeugungen wechseln, wie man Kleider wechselt, unehrliche Leute trotz des äußeren Scheines von Frömmigkeit und Rechtschaffenheit. —

Pferdegetrappel wurde hörbar. Zehn Stadtknechte mit hochgehobenen Fackeln traten aus dem Torbogen; einige Vorreiter kamen, und dann ritt Herzog Heinrich auf einem Schimmel durch das Seetor in seine Residenz ein. Er trug ein schwarzseidnes, geschlitztes Wams mit goldener Verzierung und auf dem Haupte ein Barett mit großer Feder. Sein Angesicht war blaß, und seine Augen schauten ernst. Als aber die Menge die Fackeln schwang und in begeisterten Worten bis in die letzten Reihen ausrief: „Heil Heinrich, unserm Herzog, Heil! Heil!“, da verlor sich sein Ernst, und die gewinnende Milde, die ihm eigen war, leuchtete glückverheißend über dem jubelnden Volke.

Vor dem Rathause am Markte hatte sich der Rat der Stadt versammelt, um den neuen Landesherrn zu begrüßen: der Bürgermeister Greger Byner und die elf Ratsherren Gleynick, Fuchs, Kunath, Reich, Lyndeman, Braunßberg, Utzenrode, Pfeylschmydt, Henseler, Weydelingk und Schreyfogell.

Bei dem Rate angekommen, hielt der Herzog. Der Bürgermeister trat aus dem Kreise der Ratsherren heraus und hub an zu sprechen von der Freude der Stadt, von der Hoffnung auf ein gnädig und gerecht Regiment und von der Treue der Bürger, die in guten und bösen Tagen zu ihm halten würden.

Herzog Heinrich reichte dem Sprecher freundlich die Hand und sagte laut und weithin vernehmbar: „Ihr lieben, getreuen Räte unserer Stadt, ich danke euch mit freundlichem Gruße! Ihr sollet nicht umsonst um ein gnädig und gerecht Regiment gebeten haben. Ich will euch und mein ganzes Volk hegen und halten wie ein Vater seine Kinder!“

Da scholl ein groß Jubelgeschrei durch das Volk, und wie an den geschwungenen Fackeln hellleuchtend das Feuer brannte, so lohete die Begeisterung und Liebe in aller Herzen auf, und tausendstimmig erscholl es: „Heil, Herzog Heinrich! Heil, Herzog Heinrich!“ — —

Einführung der Reformation.

Herzog Georg ruhte in der Fürstengruft des Domes zu Meißen. Die alten Räte waren entlassen, und treuerprobte Männer, ihrem Herrn und dem evangelischen Bekenntnisse von ganzem Herzen zugetan, waren an deren Stelle getreten. Abgesandte aus Städten und Dörfern des herzoglichen Landes kamen und gingen und trugen Gesetze und Erlasse in ihre Heimat, welche die langersehnte Glaubensfreiheit gewährten und verbrieften. Es bereitete sich Großes vor: nicht nur Duldung, sondern gesetzliche Einführung der Reformation, also voller Glaubensfrühling. Die Volksseele, die bisher unter den Druck starren, kirchlichen Formenwesens gebannt war wie die Natur unter die winterliche Eisdecke, sollte frei werden. Ein frisches, fröhliches Grünen und Blühen konnte nun anheben, und aus dem Alten sollte das Neue aufsteigen, wie die junge Pflanze aus dem Moder der alten. —

Im Schlosse waren geistliche und weltliche Räte in eifriger Beratung um ihren Herrn versammelt. Schon seit der frühen Morgenstunde saßen sie an der mit grünem Tuche bekleideten langen Tafel, und noch immer reichte der Kanzler, der neben dem Herzoge saß, diesem ein anderes Pergament aus der seitwärts liegenden Mappe, sobald das eine ausgefertigt war.

Endlich ist der letzte Federstrich getan. Da nimmt der Herzog das Wort: „Liebe, getreue Räte und Visitatoren! Wollet noch einmal meinen Willen hören zur Ausführung dessen, was wir beraten und unser Kanzler dann verlesen wird! Ihr wollet allenthalben sorgen, daß bei der Einführung unseres lutherischen Bekenntnisses und des Evangeliums mit schonender Milde und nicht mit Härte und Strafen verfahren, also daß niemand zur neuen Lehre und Kirchenordnung gezwungen werde! Unser Pfarrer Eisenberg, der sich nicht in die neuen Dinge schicken will und gesagt, daß er die Austeilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt nicht verstehe, soll zwar entlassen werden, aber er soll eine ansehnliche Summe zu seinem Unterhalte haben. An seine Stelle wird Magister Johannes Cellarius treten; das ist ein fromm evangelischer und

gelehrter Christ, der mir und meinen Dresdnern das Wort Gottes lauter und rein verkünden wird. — Nun lest mir, Herr Kanzler, den Bericht!"

Dieser nahm das Pergament, auf dem er alle wichtigen Punkte niedergeschrieben, die bei der heutigen Beratung festgesetzt worden waren, und begann: „In Gegenwart unsers gnädigen Herrn, des Herzogs Heinrich, und der Visitatoren und Räte ist zur Einführung der Reformation in dem herzoglichen Lande beschlossen worden: Die Visitatoren Dr. Justus Jonas, Amtmann Dr. Melchior von Creutz, Magister Georg Spalatin, kursächsischer Hofprediger, Caspar von Schönberg und Rudolf von Rechenberg haben folgendes zu beachten: Es soll die Reformation mit Vorwissen der Obrigkeit jedes Ortes angestellt und dabei angezeigt werden, warum herzogliche Gnaden solches Werk vorgenommen. Ferner sollen sie sich erkundigen, wie sich Lehrer und Prediger mit Predigen und Sakramentsausteilen seither verhalten haben; auch soll gefragt werden, ob geistliche und weltliche Personen dem wiedertäuferischen Schwarme anhängig, und wo solche gefunden werden, sollen sie diese mit dem nötigen Unterrichte abmahnen. Den Pfarrern, Predigern und Lehrern sollen sie untersagen, anders zu lehren, oder der Sakramente oder Zeremonien halber anders zu handeln, als nach Gottes Wort und in aller Einfalt, wie die Lehre von ihro fürstlichen Gnaden selbst angenommen und das Haus zu Sachsen vor kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reiche auf dem Reichstage zu Augsburg erkannt haben. Wo Mangel an Seelsorgern und Schulmännern befunden wird, da soll dem abgeholfen und überdies darauf acht genommen werden, ob Kirchen- und Schuldiener mit genugsamen Einkünften versehen sind.

Es sollen ferner keine Priester angestellt werden, die nicht zuvor von den Visitatoren oder Superintendenten für tüchtig erkannt werden. Auch sollen die Stadtobrigkeiten das Recht haben, Pfarrer selbst zu ernennen, aber dieselben nicht ohne Vorwissen der Visitatoren annehmen. Wo aber einer berufen wird, der nicht schon vorher im Dienste des Wortes Gottes gewesen ist, der soll erst zu den Gelehrten nach Leipzig geschickt und dort geprüft werden. Güter und Zehnten, die von den Kirchen in die Klöster gezogen worden, sollen den Pfarrern wieder zugewendet und die Nutzungen derselben zur Unterhaltung der Prediger und Kirchendiener gebraucht werden.

Kleinodien, Monstranzen und Kelche der Kirchen sollen zur ferneren Verordnung solches Gott zu Ehren künftig nützlich gebraucht und bei der Obrigkeit in Verwahrung gegeben, überflüssige Kirchengeräte aber nützlich verkauft und das Vermögen zum Besten der Kirche und ihrer Diener verwendet werden.

Was die Klöster betrifft, so soll zwar deren förmliche Einziehung

noch nicht angeordnet, aber den Mönchen und Nonnen soll anbefohlen werden, sich der Ordenskleidung zu enthalten und sonsten ehrliche Kleidung zu tragen. Wer aus dem Kloster heraus will, soll mit Ausstattung nach Vermögen des Einkommens und nach den Verhältnissen des Klosters versorgt werden. Wo sich in den Städten und anderwärts Mönche, sonderlich solche des Bettelordens, des Predigens und Messehaltens noch unterstehen, die sollen angehalten werden, dies zu lassen. In den den Bischöfen gehörigen Orten und Flecken soll die Reformation nur eingeführt werden, so solches die Orte selbst wollen. Der Gottesdienst darf nicht mehr in lateinischer, sondern soll in der deutschen Muttersprache gehalten werden, damit die Leute auch verstehen, was die Geistlichen beten und predigen. Die Lutherische Bibel, dies reine und lautere Wort, soll fleißig gedruckt und den Leuten samt dem Lutherischen Katechismus in die Hand gegeben werden. Auch sollen in allen Orten Schulen errichtet und darinnen die christliche Lehre und das Schreiben und Lesen den Kindern gelehrt werden, damit diese nicht mehr aufwachsen wie die Tiere. Es soll weiter überall von der Obrigkeit darauf gehalten werden, daß neben der reinen und lauteren Lehre auch ein gleiches Leben bei vornehm und gering herrsche. In allem aber soll bei der Einführung der Reformation nicht mit Zwang und Härte, sondern mit Milde verfahren werden. Dies ist der Wille Gnaden Herzogs Heinrich von Sachsen."

Als der Kanzler das Pergament zur Seite legte, nickte ihm der Herzog beifällig zu und sprach dann, zu den Räten gewendet: „Nun ihr lieben, getreuen Räte und Visitatoren meinen Willen wisset, so handelt danach und führet ihn aus mit Redlichkeit! Ihr möget in unsrer getreuen Stadt Dresden beginnen und dann in den andern Orten meines Landes dasselbe mit Fleiß zu Ende führen! Möge Gottes Segen auf diesem unserm Werke ruhn!" — —

Am folgenden Tage, es war der 15. Juli 1539, schritten die Visitatoren in Begleitung des Bürgermeisters und einiger Ratsdiener aus dem Rathause. Auf dem Markte blieben sie noch einige Minuten zusammen stehen; dann rief der Bürgermeister einzelne Stadtknechte zu sich und sprach: „Du, Kaspar, führest den Herrn Amtmann von Rechenberg hinüber nach Altendresden in die Kirche zu „den heiligen drei Königen", allwo du auf Weisung die „Fußsohle der Mutter Gottes" und alles andere, was dir gesagt wird, zusammentun und auf das Rathaus bringen wirst! — Du, Melchior, gehst mit Herrn Dr. Justus nach der Kirche „unsrer lieben Frau", allwo du das wächserne Bildnis der Mutter Gottes herabnehmen und alles ausführen wirst, wie dir Befehl wird; ihr, Jakob, Hannes und Peter, geht mit uns!"

Darauf gingen die Herren mit den Knechten davon, während

der Bürgermeister mit dem Magister Spalatin nach der Kreuzkirche schritt.

„Es ist ein stattlich Gotteshaus, Eure Kreuzkirche," sagte Herr Spalatin zum Bürgermeister, als sie durch das Portal schritten.

„Ja," antwortete dieser, „und sie ist seit undenklichen Zeiten als Wallfahrtsort viel gerühmt und fleißig von Betern aus der Nähe und Ferne aufgesucht worden!"

„Hab's schon gehört!" bemerkte Spalatin. „Leider hat weniger die Verkündigung des göttlichen Wortes, als die abergläubische Sucht das Volk hineingeführt!"

„Gewiß!" antwortete der Bürgermeister. „Wären nicht ein Splitter vom Kreuze Christi und der „schwarze Herrgott" hier gezeigt worden, sie würde weniger Zulauf gehabt haben!"

„Nun," erwiderte Spalatin, „wir wollen hoffen, daß das reine Wort Gottes, das von jetzt ab in ihr wird verkündigt werden, noch eine größere Anziehungskraft ausübe, als jene zum Aberglauben und zur Abgötterei verführenden sagenhaften Reliquien."

Sie waren unterdessen in das Innere der Kirche getreten und schritten zum Hauptaltare. Hier thronte neben dem Kreuze der schwarze Heiland mit seiner goldenen Krone.

„Die Krone legt hierher," befahl der Bürgermeister, indem er gleichzeitig auf ein Täfelchen den Namen des Wertstückes schrieb; „das Abbild aber legt mit dem Kreuze in eine Kiste, und schafft diese dann in eine Kammer des Kirchenbodens!"

Die Ratsdiener führten den Befehl ohne Bedenken aus; nur Peter zitterte ein wenig, dieweil der alte Aberglaube sich noch einmal bei ihm regen wollte.

Als man endlich von dem Rundgange zurückgekehrt war, sagte Spalatin zu seinem Begleiter, wobei er auf die zwei großen Kasten zeigte, die, vollgepfropft mit einer großen Menge von silbernen, goldenen und edelsteinbesetzten Kelchen, Monstranzen, Leuchtern und anderen Zieraten, von den Dienern eben aus der Kirche getragen wurden: „Ein großer und wertvoller Schatz, der hier tot gelegen hat! Ihr werdet ihn lebendig machen in Werken der Liebe und Barmherzigkeit! Der Erlös wird viel Gutes stiften!"

„Die Kreuzkirche ist auch die reichste Kirche unsrer Stadt," antwortete der Bürgermeister, „und ihre Schätze sollen, wie Ihr sagt, gute Früchte tragen."

„Vergeßt nur auch die Schulen nicht dabei, Herr Bürgermeister!" bemerkte Spalatin.

„Gewiß nicht! Wollte Euch eben sagen, daß ich mit Zustimmung

des Rats gedenke, in unsrer Stadt neben der Lateinschule zwei deutsche Schulen zu errichten, eine für die Knäblein, die andere für die Mägdlein!" antwortete der Bürgermeister.

Damit verließen beide die Kirche, die, entkleidet von allem abgöttischen Wesen und überflüssigen Schmucke, von nun an wie jede evangelische Kirche allen ihren Besuchern verkünden sollte: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden," als der Name Jesus Christus.

Wie die Wahrheit zuletzt doch den Sieg behält und oft mit einem Male den Irrwahn durchbricht, der sie verdunkelte und gefangen hielt, so nahm auch das geläuterte Evangelium in der kurzen Zeit von wenigen Wochen seinen ungehinderten und freudig begrüßten Siegeszug.

In Stadt und Land verschwanden die Reliquien und Heiligenbilder aus den Kirchen, und die Klosterpforten taten sich auf. Mönche und Nonnen, die zum großen Teile nur der gefürchtete Zorn des früheren Herzogs hinter den hohen Klostermauern zurückgehalten hatte, legten ihre Ordenskleider ab und kehrten in das bürgerliche Leben zurück.

Unsere Schulen.

1. Höhere Schulen.

Es war ein Herbsttag. Der Morgen graute. Da zogen Scharen von Knaben und Jünglingen, in schwarze Mäntel gehüllt, vor ein Haus des Altmarktes. Der Ratsherr Flock wohnte dort. Er feierte heute seinen Namenstag. Darum stimmte die Schar hier einen Chorgesang an. Schnell öffneten sich die Fenster ringsum. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen schauten heraus und lauschten dem lateinischen Gesange. Zwei Schüler sah man in das Haus des Ratsherrn eintreten. Bald kehrten sie, nachdem sie eine Geldspende in Empfang genommen, zur Sängerschar zurück, die noch durch einige Gesänge die Zuhörer erfreute und darauf in geordnetem Zuge von dannen schritt. Wer waren die Sänger, die man an Festtagen zu verschiedenen Stunden durch die Straßen ziehen sah, um bald hier, bald da ihre Weisen erklingen zu lassen?*) Die Kreuzschüler

*) So pflegten die Kreuzschüler „umb die Martins-Zeit auf den Gassen vor denen Häusern, da es begehret wird, zu singen:

„Den besten Vogel, den ich weiß,
Das ist eine Gans,
Die hat zwei breite Füße,
Darzu einen langen Hals,
Ihre Füße sind gelb,
Ihre Stimme ist hell.

sind's, die man früher auch Schreiber nannte. In ältester Zeit mag wohl ihre Schule auf der Schreibergasse gestanden haben; dann hat sie zu verschiedenen Malen ihren Platz verändert, bis sie 1866 ihr jetziges Heim am Georgplatze erhielt. Die Kreuzschule ist die älteste Schule unserer Stadt. Ihre Entstehung fällt in das 13. Jahrhundert. Sie war ursprünglich nur eine Chorschule, die Kirchensänger und Meßknaben, welche den Priestern beim Gottesdienste Handreichung leisteten, heranbildete. Nach und nach erweiterte sie sich zu einer lateinischen Stadtschule, die manch berühmten Mann zu ihren Schülern zählte. Auch nach der Reformation blieb die Verbindung der Schule mit der Kreuzkirche bestehen. Und noch heute läßt man sich die gesangliche Ausbildung der stimmbegabten Schüler angelegen sein. Unter dem Namen Alumnen erhalten sie in der Schule unentgeltlich Wohnung, Kost, Unterricht und noch manche Unterstützungen. In der Kreuzkirche versorgen sie den Chordienst, die Singumgänge aber sind eingestellt worden.

Wie die Kreuzschule, so waren auch die Dreikönigschule, die wahrscheinlich im 15. Jahrhundert entstanden ist, und die 1579 eröffnete Annenschule anfänglich Pfarrschulen, die Chorknaben ausbildeten. Im Laufe der Zeit haben auch diese beiden Schulen sich zu lateinischen Stadtschulen, jetzt zu Realgymnasien entwickelt.

Wir unterscheiden Hochschulen, höhere Schulen und Volksschulen. Alle drei Gattungen sind in unserer Stadt vertreten. Zur 1. Gruppe rechnen wir die Technische Hochschule am Bismarckplatze und die Tierarzneischule an der Zirkusstraße. Groß ist die Zahl unserer höheren Schulen. Für diejenigen, die später die Universität oder eine andere Hochschule besuchen wollen, öffnen die Gymnasien und Realgymnasien ihre Pforten. Zu ersteren gehören die Kreuzschule, das Wettinianum, das Vitzthumsche und das Königliche Gymnasium, zu letzteren die Annen- und die Dreikönigschule. Alle haben einen 9jährigen Unterrichtsgang. Während aber erstere den Hauptwert auf das Erlernen alter Sprachen (Latein, Griechisch, Ebräisch) legen, treiben letztere neben Latein mit besonderem Nachdruck Französisch und Englisch. Das jüngste Gymnasium, das König-Georg-Gymnasium, ist eine Schöpfung der Neuzeit und stellt eine Vereinigung des Gymnasiums und des Realgymnasiums dar. Diejenigen, die geeignete Vorbildung für das praktische Leben der Gewerbtreibenden, Beamten u. a. suchen, können eine der drei Realschulen besuchen. Diese höheren Schulen lassen das Latein weg,

---

Den besten Gesang, den sie kann,
Der ist Ta Ta, Ta Ta
Das ist Kikak, Kikak.

Diesen Vogel, wer ihn hat,
Der rupft und zupft ihn
Wohl itzund zu Sanct Martins-Tag."
(Dresdner Geschichtsblätter.)

pflegen dafür besonders die neueren Sprachen und gliedern den Unterricht in 6 Jahresstufen. Der Eintritt in genannte Schulen ist bereits bei einem Alter von 9 oder 10 Jahren möglich. Anders ist es mit den Seminaren (z. B. 4), die ihre Schüler erst nach vollendetem 14. Lebensjahre aufnehmen und in 6 bezw. 5 jährigen Stufen zu Lehrern und Lehrerinnen für die Volksschulen heranbilden. Zu den höheren städtischen Schulen gehören auch die beiden „höheren Töchterschulen", welche ihren Schülerinnen bis zum 16. Lebensjahre reiche Gelegenheit zur Ausbildung bieten. —

2. Volksschulen.

„Was fang ich nur mit meinem Fritz an? Der Junge wird alle Tage wilder und treibt sich nur auf der Gasse herum. Etwas Gutes lernt er nicht. In die lateinische Schule mag ich ihn nicht schicken, soll er doch kein Doktor oder gelehrter Ratsherr werden. Wohl aber möchte er schreiben und lesen lernen. Es ist heutzutage notwendig, wenn er später meine Bäckerei übernehmen und sein Fortkommen finden soll." So sagte Meister Beil zu seinem Nachbar und Gevattersmann, dem ehrsamen Schneidermeister Lang. „Ei," antwortete dieser, „hast du denn noch nichts von der Hauptschule auf dem Neumarkte gehört? Das ist eine richtige „Schreib- und Rechenschule", eine „Deutsche Schule", in welcher abends auch die Mädchen von der Frau Schulmeisterin unterrichtet werden. Der Schulmeister verlangt für jeden Knaben wöchentlich einen Groschen, die Mädchen zahlen je nachdem 3—6 Pfennige. Das kannst du schon an deine Kinder wenden." Nachdem Meister Beil die Angelegenheit auch mit der Meisterin besprochen hat, führt er am Montag darauf den Fritz zur Schule und übergibt diesen dem Schulmeister Kaspar Peschel, ihn bittend, den Jungen ja recht streng zu halten.

Wohl mag es dem Fritz spanisch vorgekommen sein, die goldne Freiheit auf den Gassen jetzt mit dem Aufenthalt in der dumpfen, etwas düsteren Schulstube vertauschen zu müssen. Allein was half's; fand er doch viele Genossen, große und kleine Kameraden. Nun mußte er in der Religion Sprüche, Lieder und Gebete aufsagen lernen, sich mit den schwarzen Buchstaben in der Fibel plagen und versuchen, sie auf der Tafel, die er auf seinen Knien hielt, nachzumalen. Der Christel, seiner Schwester, ging es auch nicht besser. Ja, diese mußte sogar auch noch „nähen und andere weibliche Arbeit" treiben. In der oberen Klasse kam für ihn auch Rechnen noch hinzu. Ei, wie erschrak er, wenn er eines Versehens halber die Rute in der Hand halten mußte, oder wenn er sah, wie der Schulmeister im Ärger dem einen Knaben ein Buch an den Kopf warf, einen andern mit Stock oder Rute barbarisch schlug oder gar auf Erbsen oder einem drei-

kantigen Holz knien ließ. Ferien gab es nicht. Nur gut, daß es so viele Feiertage gab.

So sah es damals in den deutschen Schulen aus, als nach der Einführung der Reformation vom Rat verlangt wurde, „zwo deutzsche Schuelen, eine vor die Megdtlein, die ander vor die Kneblein“ zu bestellen und zu versorgen. Am Anfange des 16. Jahrhunderts gab es in Dresden nur eine einzige deutsche Schule, deren Schulmeister vom Rate besoldet wurde. Neben derselben entstanden aber auch Privatschulen, die bald eine besondere Anziehungskraft ausübten, obschon sie gemeinhin „Winkelschulen“ genannt wurden. Der 30jährige Krieg hinderte das Aufblühen der jungen deutschen Volksschule. Dafür nahmen im 17. Jahrhunderte die Winkelschulen zu. Im Anfange des 18. Jahrhunderts errichtete der Rat nach dem Vorgange edler Menschenfreunde in den Vorstädten Armenschulen. Eine wesentliche Wandlung zum Bessern trat erst mit dem Schulgesetz von 1835 ein, welches Schulzwang forderte. Nun errichtete der Rat drei sogenannte Distriktsschulen, in welchen Kinder unbemittelter Eltern für billiges Schulgeld guten Unterricht erhalten sollten. 1838 wurden diese in Bürgerschulen umgewandelt. Aus diesen Anfängen des öffentlichen Schulwesens hat sich im Laufe der Zeit das blühende Volksschulwesen Dresdens entwickelt.

Das sächsische Schulgesetz gliedert die Volksschulen in höhere, mittlere und einfache. Die höheren Volksschulen führen bei uns den Namen Bürgerschulen, die mittleren heißen Bezirksschulen. Die Ratsabteilung, welche für das Schulwesen zu sorgen hat, wird das Schulamt genannt. Der Staat beaufsichtigt die Volksschulen durch den Königl. Bezirksschulinspektor. Daneben gibt es in unserer Stadt sog. Privatschulen, die von einzelnen Personen (Direktoren, Direktricen) unterhalten werden. Sie tragen den Charakter höherer Volksschulen oder auch höherer Schulen. Außerdem aber finden sich in Dresden auch solche Schulen, die auf Stiftungen beruhen, oder für welche ganze Vereine sorgen, also Stiftungs- und Vereinsschulen, wie z. B. das Ehrlich'sche Gestift, das Pestalozzistift, die Schule zu Rat und Tat u. a. Der Staat sorgt in den an der Chemnitzer Straße gelegenen Anstalten für Taubstumme und Blinde. —

3. Fortbildungs- und Fachschulen.

Eine große Zahl unserer Schulen widmet sich der Fortbildung der Jugend. Die Stadt unterhält zur Zeit 14 Fortbildungsschulen. Eine besondere Art der Fortbildungsschulen sind die Fachschulen, welche sich die Ausbildung in bestimmten Gewerben angelegen sein lassen, wie z. B. die Gewerbe-, Handelsschule u. a. Im Dienste künstlerischer Ausbildung

stehen das Konservatorium, in welchem Musiker, Sänger und Schauspieler gebildet werden, die Kunstgewerbeschule für Zeichner, Modelleure, die Akademie für Bildhauer, Maler und Baukünstler.

Welche reiche Gelegenheit bietet unsere liebe Vaterstadt denen, die etwas Tüchtiges lernen wollen! Darum nütze die Zeit!

Dresden im 16. Jahrhundert.

Die Zeit, in der die „faule Grete“ ihre Eisenklumpen nur bis auf 100 Meter Entfernung in das Mauerwerk der Burgen und festen Städte warf, war schon lange vorbei. Die ungeschlachten Feuerrohre waren länger und dünner geworden, aber ihre Kugeln bohrten sich jetzt um so weiter und tiefer in die Mauern hinein und brachen Breschen für die Stürmenden. Darum baute man überall widerstandsfähigere Bollwerke, um in Kriegszeiten den wuchtigeren Angriffen der Feuerwaffen mehr gewachsen zu sein. Die Festungsmauern von Dresden, die Jahrhunderte lang genügt hatten, mußten nun auch verstärkt werden. Den vollständigen Umbau der Festungswerke begann Herzog Moritz in den Jahren 1546—1551. Hunderte von Arbeitern waren in dieser Zeit beschäftigt, die alte Stadtmauer teilweise abzutragen und die Gräben auszufüllen. Überall wurden Erde und Steine gekarrt und große, mächtige Sandsteinquader aus den Steinbrüchen an der Elbe herbeigeschafft, um in den „Pickhütten“ behauen zu werden. Auch „Horzeln“ zum Ausfüllen der Lücken wurden von langen Reihen schwerfälliger Wagen aus dem Elbsandsteingebirge herzugebracht. Ziegel und Kalk bereitete man in der Ratsziegelscheune an der Elbe oberhalb der Brücke, während das nötige Holz teils aus der Heide, teils von den Wäldern an der Oberelbe bezogen wurde. Nur am Spätnachmittag des Sonnabends ruhten all die fleißigen Hände, um an der Lohnhütte den Wochenlohn in Empfang zu nehmen. Viel Geld war das freilich nicht, und heute würde ein Bauherr für so geringen Lohn keinen Arbeiter bekommen. Ein Meister erhielt für die Woche etwa 16—20, ein Helferknecht oder Handlanger 6—12 und ein Junge 3 Groschen. Der Umbau begann zunächst vom Schlosse aus nach dem Wilsdruffer Tore zu, indem die Brücke um einige Pfeiler verkürzt und das „schöne“ oder „Brückentor“ angelegt wurde. Steinwälle in der Höhe der heutigen Terrasse, oben mit Schanzen versehen, führten bis zum Wilsdruffer Tor, welches als das festeste der Stadt galt. Es hatte

fünf Torflügel, deren äußerster schwer mit Eisen beschlagen und benagelt war. Ein langer, stark gewölbter Gang mit einer Reihe von Nebengewölben, die so finster waren, daß Tag und Nacht Laternen brennen mußten, führte in die Stadt. Der große Turm über dem Gewölbe hatte einen geräumigen Saal, in dem sich die zur Verteidigung bestimmten Bürger oder Söldner aufhalten konnten. Auf der Spitze trug der Turm die Figur des heiligen Georg mit dem Lindwurm. Die Turmmauern waren vier Meter stark. In seinen unterirdischen Räumen befand sich die Folterkammer.

Vom Wilsdruffer Tore aus wurden die Bollwerke in der Richtung der heutigen inneren Stadt (Wallstraße, Seestraße, Maximilian-, Moritzallee, Amalienplatz nach der Ecke der Terrasse an der Elbe) weitergeführt. An mehreren Stellen der Wallmauer errichtete man dicke Türme, von denen der eine (an der heutigen Seestraße) den Namen „Bürgergehorsam oder Trotzer" erhielt. An der äußeren Seite des Stadtwalles lief der Wallgraben, der von der Elbe, dem See und dem Jüdenteich gespeist wurde. Außerdem schützte vor feindlichen Angriffen eine Erdumwallung vor dem Graben, die mit spitzen und langen Pfählen, Pallisaden, versehen war. Vier Tore, durch welche man vermittelst beweglicher Zugbrücken gelangen konnte, gewährten Zu- und Ausgang. Diese Tore hießen: das Brückentor, das Wilische Tor, das Salomonis- und das Ziegel- oder Wassertor. In den Rüsthäusern hinter und auf den Wällen bewahrte man Geschütze, Geschosse und sonstige Wehr. So war Dresden, nachdem der Bau beendet, neben Leipzig zur stärksten Festung des Sachsenlandes geworden, und als solche hat sie allen Feinden stand gehalten bis ins vorige Jahrhundert, wo ihre Werke eingeebnet wurden, um der werdenden Großstadt Raum und Licht zu schaffen.

Wie sah es aber um jene Zeit im Innern der Stadt aus?

Betrat man durch den dunklen Torgang die Stadt, so fand man, wie in früheren Jahrhunderten, noch fast überall die engen und winkligen Gassen mit ihren Fachwerkhäusern, ungepflasterten Wegen und offenen Straßengerinnen (Schleusen). An den Häusern sah man buntbemalte Holzschilder mit den Handwerkszeichen, bei den Schuhmachern einen Schuh, bei den Gerbern ein Fell, bei den Sporern ein Paar Sporen usw. Für gewöhnlich war in der Stadt nicht eben viel Leben. Am Spätabend und zur Nachtzeit lagen die unbeleuchteten Straßen still und einsam, nur die Wächter machten mit einem langen Spieße die Runde, damit nicht durch Diebe oder anderes Gesindel die Nachtruhe der friedsamen Bürger gestört werde.

In den Bürger- und Handwerkshäusern versammelten sich am Feierabend die Hausgenossen, Kinder, Gesellen, Lehrlinge und Gesinde zur

Abendmahlzeit. An dem mit weißem Linnen gedeckten Holztische saß der Hausherr und faltete die Hände zum Gebete. Dann begann das Mahl, das am Abend gewöhnlich aus einer Mehlsuppe, aus Fleisch, Brot, Butter und Käse bestand, während man des Morgens Brot- oder Mehlsuppe, an Festtagen wohl auch den aus Weizenmehl gebackenen „Fladen" verzehrte. Zum Mittag gab es Gemüse, Erbsen, Linsen, Kraut, Kohl, Rüben, Fisch (Hering) oder anderes Fleisch im Wechsel wie heutzutage. Bei besonderen Gelegenheiten hatte man vielleicht auch in der Apotheke zum Ergötzen des Gaumens Lustbrote, Brezeln, Zuckertüten mit Ingwer oder gebackenem Anis und Koriander gekauft. Besonders gern aß man starkgewürzte Speisen mit Wermut, Weinbeeren, Ingwer, Nägelein, Safran, Pfeffer oder Zucker. War das Mahl am Abend beendet, dann ging der Hausherr gern in eine der Trinkstuben, um bei einem Kruge Bier mit den Nachbarn, Freunden und Gevattern zu plaudern. Tönte aber von den Türmen die zehnte Abendstunde, dann ging es heim, bei finsteren Nächten mit der Handlaterne. Länger zu bleiben, galt für unanständig, und kein wackerer Bürger mochte dafür gelten.

Kam dann der Morgen, so gab es neues, frisches Leben. Meister, Geselle und Lehrling arbeiteten in den oft engen Werkstätten fleißig zusammen. Der Altgesell, der wohl von Straßburg, Hamburg oder sonst von fern her eingewandert ist, erzählte von landfremden Dingen, von den Wunderwerken und Wahrzeichen der Städte, die er durchschritten hat, so daß den Lehrling heiße Sehnsucht ankommt nach der Zeit, da er in feierlicher Sitzung vor der geöffneten Handwerkslade zum Gesellen gesprochen wird, um dann mit Knotenstock und Ränzel über Berg und Tal, durch Wald und Feld in fremdes Land und fremde Stadt hinauszuwandern. Er findet dann überall, da er den „Handwerksspruch und das Handwerkszeichen" kennt, gastliche Aufnahme.

War ein Aufruhr in der Stadt, oder war gar ein feindlicher Angriff zu gewärtigen, so ruhte, wie überall, die gewöhnliche Arbeit in der Werkstätte. Meister und Geselle eilten dann in Eisenhelm und Harnisch an den für ihre Innung bestimmten Sammelort, um mit Feuerrohr, Handbüchse, Hellebarde, Spieß, Armbrust oder Zimmeraxt entweder in den Straßen, an den Toren oder auf den Wällen den Feinden zu wehren und die Stadt zu schützen.

So verlief das Leben des Bürgers innerhalb der Grenzen, die Sitte, Recht und überkommene Ordnung gezogen. Wehe dem, der die Regeln dieser Ordnung lockern wollte oder gar überschritt! Ein hochnotpeinliches Gericht sprach dann Urteil und Recht mit eiserner, unerbittlicher Strenge. Die vor den Stadttoren stehenden Galgen, der Pranger am Markte mit seinem Halseisen und dem hölzernen Esel, das Narrenhäuschen, der

Staupenschlag, das Richtschwert, der Scheiterhaufen, das Säcken und die Stadt- oder Landverweisung waren Zucht- und Strafmittel, wirksam genug, um boshafte und leichtsinnige Verbrecher und Übeltäter abzuschrecken.

Dresdner Backwerk.

Die Sitte, Weihnachtsstollen zu backen, ist uralt und in Dresden etwa um das Jahr 1400 entstanden. In jener Zeit suchte man in den verschiedenen Formen der Backwerke kirchliche Erinnerungen wiederzugeben. So sollten beispielsweise die Pfannkuchen den Schwamm darstellen, mit dem der Heiland am Kreuze getränkt wurde, und die Brezel die Fessel, die der Herr tragen mußte. Der Stollen ist in seiner Form nichts anderes, als eine Versinnbildlichung des in Windeln gewickelten Christkindes. Früher war namentlich die Stadt Siebenlehn durch ihre Stollen berühmt. Die dortigen Bäcker verschickten ihre Backwaren weithin. Deshalb gerieten sie 1615 mit den Meißner Bäckern in ernsten Streit, weil diese nicht dulden wollten, daß das Siebenlehner Gebäck nach Meißen gebracht werde. Die Dresdner Bäcker beschwerten sich 1663 darüber, daß die Bäcker zu Siebenlehn große Fuder Backwerk nach Dresden brächten. Die Zubereitung der Stollen mag zu jener Zeit freilich eine andere als jetzt gewesen sein. Bis zum Jahre 1647 durfte man, wenn gerade die Fastenzeit war, zum Backwerk keine Butter nehmen. Da nun dem Weihnachtsfeste das große Adventsfasten voranging, konnte man, des Butterverbots wegen, zum Stollenbacken nur Öl benutzen. Das war sehr unbequem, und das Gebäck mochte wohl nicht allzugut schmecken. Darum wendeten sich Kurfürst Ernst und sein Bruder Herzog Albrecht an den Papst wegen Aufhebung dieses Verbotes. Wie beide Fürsten das Bittgesuch mögen begründet haben, können wir aus dem Antwortschreiben des Papstes schließen. Dieses lautete: „Sintemahl nun, daß euretwegen für uns ist vorgegeben, daß in euren Herrschaften und Landen keine Oehlbäume wachsen und daß man des Oehls nicht genug, sondern viel wenig und stinkend habe, das man dann teuer kaufen muß, oder solches Oehl allda habe, das man aus dem Rübsenoehl macht, das der Menschen Natur zuwider und ungesund, durch dessen Gebrauch die Einwohner der Lande in mancherlei Krankheit fallen, Als sind wir in den Dingen zu eurer Bitte geneigt und bewilligen in päpstlicher Gewalt, in Kraft dieses Briefes, daß ihr, eure Weiber, Söhne, Töchter und alle eure wahren Diener und Hausgesinde der Butter anstatt des Oehls ohne einige Pön (Buße, Strafe) frei und ziemlich gebrauchen

möget.“ Später — ums Jahr 1491 — durften auch andere ihr Gebäck mit Butter mengen. Allerdings war an diese Erlaubnis vom Papste die Bedingung geknüpft, den zwanzigsten Teil eines Goldgüldens zum Freiberger Dombau jährlich zu entrichten. Als Sachsen evangelisch wurde, fiel das Verbot weg.

Aus der Zeit Augusts des Starken (1694—1733).

Obwohl Sitz eines angesehenen Fürstenhauses und Wohnstätte einer biederen und fleißigen Bürgerschaft, war Dresden doch vielfach von mittelalterlichem Aussehen geblieben, und nur ganz langsam und allmählich schritt die neuere Zeit verbessernd und verschönernd durch die Stadt. Erst unter der Regierung des prachtliebenden Fürsten Augusts des Starken trat ein schneller und gründlicher Wandel ein. Dieser Fürst schuf durch Neu- und Umbauten, wenn auch mit schweren Geldopfern, das „feste“ Dresden zu einer „schönen“ und zu einer vielgerühmten, prächtigen Residenz um, deren heutiger Glanz und Ruhm zum großen Teile ihm zu danken sind. So legte er schöne, breite Straßen an, wie die Haupt- und Königstraße, verbreiterte und verschönte die Augustusbrücke und vergrößerte das Japanische Palais; dann errichtete er die Dreikönig-, Frauen- und die Friedrichstädter Kirche und erbaute den prachtvollen Zwinger. Viele Gebäude, wie die alten Kasernen, das Militärhospital, sind zwar in neuester Zeit als veraltet wieder abgebrochen worden, um anderen Bauten Platz zu machen, aber zu seiner Zeit und lange nachher galten sie als größte Zierde und gaben der Residenz ein stattliches und vornehmes Aussehen. Und wie er durch sein willenskräftiges Handeln das im äußeren Aussehen fast noch mittelalterliche Dresden zu einem zeitgemäßen Fürstensitze umwandelte, so legte er durch das, was er für Kunst und Wissenschaft getan, den Grund zur gegenwärtigen Berühmtheit Dresdens als Stadt der Kunst und Wissenschaft. Es konnte nicht fehlen, daß ein Fürst wie August der Starke sehr bald die Aufmerksamkeit der Völker und Fürsten auf sich lenkte. Viele Fremde kamen, um die Wunderdinge der Stadt und den Glanz des Hofes zu schauen. Der König von Preußen mit dem Kronprinzen (dem nachmaligen Fr. d. Gr.), der Kronprinz von Dänemark, Karl XII. von Schweden, Peter von Rußland und viele andere Fürsten waren in Dresden bei ihm zu Gaste. Durch die früher so stillen Straßen rollten jetzt prächtige Karossen mit

vornehmen Gästen aller Art, und der Bürgersmann schüttelte wohl verwundert den Kopf, wenn er die geräuschvollen, prunkhaften und teuren Feste, Aufzüge und Schauspiele sah. Noch heutzutage, und das will in unserer Zeit viel sagen, erzählt der Volksmund von jener Glanzzeit wie von den Märchen aus 1001 Nacht. Viele Schaustellungen fanden auf dem Altmarkte statt, der zu dem Zwecke jedesmal mit Brettern und Tannenzweigen belegt ward. Auch im Zwinger und im Schloßhofe trieb man allerlei Kurzweil. So wurden einst bei einer Lustjagd auf dem Schloßhofe 163 Wildschweine und eine Menge Füchse und Dachse erlegt, während auf dem Altmarkte bei anderer Gelegenheit zwei „unbändige" Ochsen von Hunden gehetzt wurden. Der Hof und Tausende von Bürgern sahen von Tribünen und Fenstern aus diesem Schauspiele zu. Oft dauerten die Festlichkeiten einen ganzen Monat lang. Am prächtigsten ging es beim Einzuge der Gemahlin des Kurprinzen zu. In Pirna nahm ein wunderbar geschmücktes Schiff die aus Wien kommende Prinzessin auf. Die Schiffsleute waren in gelben Atlas und weißseidene Strümpfe gekleidet. Den Zug, der die Prinzessin in die Stadt geleitete, eröffnete der Generalpostmeister in weißer, silberbordierter Uniform mit gelbsamtnen Aufschlägen. Er trug einen Hut mit weißer Feder und ein an einer blauen, mit Gold und Silber durchwirkten Schnur hängendes massiv goldenes Posthorn. Ihm folgten in bunttuchener Kleidung über 100 Postillone, welche abwechselnd auf ihren Hörnern bliesen. Dann kamen Forstbeamte, Adlige, Soldaten, Pagen, Herolde und Reiter, alle in gold- und silbergestickten Uniformen. Die königliche Sänfte, die nun folgte, war in- und auswendig mit golddurchwirktem Samt ausgeschlagen, hatte Beschläge von massivem Silber und wurde von zwei mit großen Federbüschen und seidenen Decken geschmückten Maultieren getragen. Der Kurprinz, der auf einem weiß und braun gescheckten, spanischen Pferde ritt, dessen Geschirr von Gold und mit Diamanten besäet war, trug ein goldgesticktes Purpurkleid im Werte von drei Millionen Mark. Dem Einzuge folgte vier Wochen lang Fest auf Fest, z. B. eine große Wasserjagd bei der Brücke, zu der man mehrere Tage zuvor das Wild zusammengetrieben hatte, um es dann zu erlegen oder in die Elbe zu treiben; ferner die Beleuchtung des Zwingers mit 50000 Lampen und Wachslichtern.

In einem Winter kam es vor, daß die Bauern aus der Umgebung von Dresden 300 Fuhren Schnee auf den Altmarkt schaffen mußten, weil der Hof eine lustige Schlittenfahrt dort abhalten wollte.

Bei allen Festen freilich — und mochten sie noch so glänzend sein, staunte wohl die Menge, aber Mitfreude gab es wenig im Lande. Hohe Steuern und Abgaben, Mißernten, Teuerung, die Opfer an Geld und Blut für die polnische Königskrone, der Religionswechsel des Herrschers,

der nordische Krieg und sonstiges Ungemach lasteten beunruhigend und sorgenschwer auf dem Volke, und es dauerte lange, ehe die üblen Folgen dieser Zeit verschwanden.

Ein Hoffest in Moritzburg.

König August der Starke feiert seinen Namenstag.

Nie war das Lustschloß Moritzburg mit Fahnen und Kränzen prächtiger geschmückt als heute. Neue Goldtapeten schimmern in allen Gemächern; alle Stühle glänzen in Gold und Purpur, und Marmortische und prachtvolle Wandspiegel verkünden königliche Pracht. Es ist zehn Uhr! Trompeten und Pauken schmettern im Schloßhofe, Kanonen und Feldschlangen donnern, und von fernher tönen Jagdhörner und schallende Janitscharenmusik.

Der König kommt! Mohren führen den Zug an. Diesem folgen Maultiere und Kamele, die das Silbergeschirr für das Festmahl tragen. Dann kommen 30 Stallmeister auf edlen arabischen Rossen. An diese reihen sich 16 Läufer mit silbernen Stäben, Jäger, Postmeister und Oberhofbeamte — alle in buntschimmernder Kleidung.

Den Wagen des Königs ziehen 8 arabische Vollblutpferde mit weißer Stirn und weißen Füßen. Der König selbst trägt eine prächtige, mit Gold und Edelsteinen gezierte Kleidung. Er sieht sehr wohlgelaunt aus und steigt, am Schlosse angekommen, leichten Schrittes die breite Treppe empor. Kurz darauf wird im Festsaale das Königsmahl eingenommen. Die feinsten Weine werden kredenzt und die auserlesensten Speisen aufgetragen. Schöne Edelknaben, wie Türken oder Polen gekleidet, reichen goldverzierte Kristallpokale herum, die alle Meisterwerke der Goldschmiedekunst sind; einige stellen einen Schwan oder Pfau oder Hirsch dar, einige Türken- oder Mohrenköpfe oder andere Figuren. Wie die Weine in den Gefäßen funkeln, — Wein vom Vesuv, von Tokay, vom Rhein und von Burgund! Nicht lange, und überall herrschen Freude und Lust! — Wieder schmettern Trompeten! Vier Diener bringen eine riesengroße Pastete in den Saal und setzen sie auf ein Gestell neben der Hoftafel nieder. Neugierig schauen alle Gäste: was mag das zu bedeuten haben? — Ein Wink des Königs — und eine Hofdame schreitet zur Pastete. In ihren zarten Händen hält sie einen großen schaufelförmigen Silberlöffel und hebt damit den Teigdeckel der Pastete ab. O Wunder! dem Innern entsteigt ein kleines Männlein — der Hofzwerg — in Scharlach gekleidet, in seiner Rechten ein niedliches Becherlein haltend. Keck schreitet er bis zum König, wo ihm ein Page

einen zierlichen, mit Ungarwein gefüllten Pokal reicht. Der kleine Mann hebt ihn empor und ruft: „Auf die Gesundheit Sr. Maj. des Königs!" worauf alle jubelnd die Pokale leeren.

Nachdem die Tafel aufgehoben ist, kleiden sich die Gäste in Fischertracht; denn der Nachmittag bringt ein großes Fischerfest auf dem Schloßteiche. Am Ufer des Teiches steht ein Purpurzelt, von dem aus der König und seine Gäste in die Gondeln steigen. Bald wetteifern die mit Flaggen geschmückten Kähne in lustiger Fahrt.

Die Netze werden ausgeworfen, und wenn die Fische in den Maschen zappeln, verkünden Trompetenklänge den guten Fang. Zuletzt sinkt aus der Gondel der vornehmsten Hofdame ein seidnes Netz in die meergrüne Flut. Ein großer Fisch wird emporgezogen, und sieh! er trägt einen kostbaren Ring in seinem Munde. „Er sei dein, Königin des Festes!" sagt der König. Rauschende Musik ertönt. — Das Fest ist zu Ende! Dann sinkt der Abend herab. Der Schauplatz des glänzenden Festes ist bedeckt von tiefen Schatten. Nur aus den hellerleuchteten Schloßfenstern blitzt noch lange das Licht von tausend Kerzen über das stille Wasser. Leiser Nachtwind flüstert durch das Schilf. Weiße Nebel steigen auf und hüllen das Schloß in großes Schweigen. —

Großes Schweigen! Als der stolze König in die Ahnengruft hinabging, bist du gekommen — und noch heute wohnst du dort, wo einst laute Freude erklang!

Macht und Erdenlust vergeht —
Wie vom Winde weggeweht —
Alles Ding hat seine Zeit:
Gottes Lieb in Ewigkeit! —

Ein stiller Zeuge von blutiger Schlacht.

Es war ein stiller, dämmriger Sonntagnachmittag im Dezember. Ich hatte meine Schritte nach dem innern Neustädter Friedhof gelenkt. Das große Gräberfeld lag einsam und verlassen. Ein leichter Frost hatte das düstere Aschgrau der Grabhügel und all' die erstorbenen Blumen und vergilbten Kränze mit einem glitzernden Weiß überdeckt. In weihevollen und ernsten Gedanken wandelte ich, einer alten, liebgewordenen Gewohnheit folgend, durch die langen Hügelreihen. Da ruhten sie nun, wie die Denksteine kündeten, alle: von uraltem Adel oder schlichte Bürger, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, Mann und Weib, jung und alt — alle — alle!

Vor einem Sandsteindenkmal von doppelter Manneshöhe im ersten Lande, dessen verwittertes Aussehen auf ein sehr hohes Alter schließen ließ, blieb ich stehen. Seine Spitze krönte ein Kriegerhelm, von dem aus breite Fahnentücher zur Seite herabfielen. Zwei trauernde Krieger rechts und links, eine Menge militärische Zieraten, ein Adelswappen in der Mitte des Sockels — alles das deutete auf einen vornehmen Krieger, der hier ruhte. Ich trat näher und las:

„Christoph Ernst von Reitzenstein,
Sr. k. Majestät in Polen, Churfürstl. Durchlaucht in Sachsen, Obrist bei dem Dragoner=Regiment Prinz Sondershausen. Geb. 1691 pp. So setzte er sein Leben auf, indem er an den in der Schlacht b. Kesselsdorf den 15. Dec. 1745 empfangnen Wunden den 2. Jan. anno 1746 in Dresden seinen edlen Geist aufgab.“ Auf der Rückseite war geschrieben:

„Vor dich, o Sterblicher,
Kann dieser Leichenstein —
Du denkst vielleicht nicht dran —
Ein stummer Zeuge sein.
Wie unvermerket kommt die letzte Stunde —
Was hilft Kommandostab,
Der Adel und die Orden?
Der alles dieses trug —
Ist doch zu Asche worden.“

1746! So hatte mich der Zufall zu dem ältesten Grabmale des Friedhofs und zugleich zu einem stillen Zeugen einer blutigen Schlacht geführt. Sinnend blieb ich stehen — aus dem verwitterten Denk=mal stieg leise die alte Zeit herauf; die Gegenwart versank, — und die Vergangenheit hob ihre Schleier: Um das geöffnete Grab stehen neben der leidtragenden Familie hohe und niedere Offiziere, Würdenträger des Staats und Vertreter des Adels; dahinter im geschlossenen Viereck Grenadiere in hohen Bärmützen und weißer Uniform mit geschultertem Gewehr. Dann kommen Dragoner in weißen Waffenröcken mit darüber gekreuztem Bandelier, das den wuchtigen Säbel hält. Mit hohem Helm, bis weit über die Knie reichenden Reiterstiefeln, hellen Lederhosen und mit langem, festgedrehtem Zopf, — so stehen die strammen Männer wie aus Erz gegossen um den Sarg ihres toten Obristen. Der Pfarrer, dessen langer Talar sich an der Halsöffnung zu einer hoch=gefältelten Krause erweitert, hebt an zu reden von dem Manne, der hier die letzte Ruhstatt haben soll, von der Reihe seiner Ahnen, von seiner kühnlichen Heldentat, die das Lorbeerreis um seine Stirne legte und nun den Totenkranz. — Dann blitzt das Ehrenfeuer der Grenadiere. Die Kanonen, die außerhalb der Mauern auf dem Felde

stehen, das den Kirchhof weithin umgibt, donnern ihren Scheidegruß. Die Dragoner präsentieren; die Trommeln wirbeln — und der reichgeschmückte Sarg sinkt langsam in die geheimnisvolle Tiefe. Eine Hand voll Erde! Alle, nach Stand und Würden, streuen sie hinab zum letzten Gruß. — Meine Gedanken sind Zeit und Raum entrückt! Mein Träumen führt mich durch das Kirchhofstor. — — —

Von weitem ragen in scharfen Umrissen die Wälle und Schanzwerke der Neustadt empor, sonst aber nur überall Wald und Flur in stiller Ruhe. Ich stehe vor dem Festungstore. Lautlos sinkt die gehobene Zugbrücke herab; ein dunkler Gang nimmt mich auf, dann bin ich in der Stadt. Achtlos gehen die Bürger an mir vorüber. Welch merkwürdige Gestalten! Auf ihren Köpfen große Dreimaster tragend, unter denen der dicke Zopf der Perücke bis zur Hälfte des langen Knierocks herunterhängt, wandeln sie steif und bedächtigen Schrittes ihren Weg dahin. — Die engen Gassen der Altstadt nehmen mich auf, — das Wilsdruffer Tor hindurch, — dann bin ich im Freien. Ich wandre weiter und weiter — an stillen Dörfern vorüber — da — mit einem Male ist alles verändert: eine schneebedeckte und eiserstarrte Winterlandschaft liegt vor mir, inmitten ein Dorf in unheimlicher Ruhe.

Es ist der Frühmorgen des 15. Dezembers 1745, der Tag der Schlacht bei Kesselsdorf.

Auf den eis- und schneebedeckten Höhen, die sich von Kesselsdorf nordostwärts, dem Zschoner Grunde folgend, bis Briesnitz und Leutewitz erstrecken, heben sich lange schwarze Linien ab. Es sind 35 000 Sachsen und verbündete Österreicher unter dem Feldmarschall Rutowski. In ihrer fast unangreifbaren Stellung erwarten sie die Preußen, die, Regiment an Regiment, unter ihrem erprobten „alten Dessauer“ anmarschieren, um in die Schlachtordnung einzurücken. Kesselsdorf ist der Hauptschlüssel der Sachsen. Zahlreiche Kanonen starren von hier aus drohend zum Preußenheere hinunter. Es ist 2 Uhr geworden! Der alte Dessauer hält vor der Mitte seiner Heerhaufen und schaut nach den Höhen, die in grauser Ruhe vor ihm liegen. Da hebt er seine Hände zum düstern Winterhimmel empor und betet laut: „Lieber Gott, steh' mir bei, oder willst du diesmal nicht, so hilf wenigstens auch den Feinden nicht, sondern siehe zu, wie es kommt!“ *) Dann zieht er seinen Degen. Die Trommeln rasseln, und unter den brausenden Klängen des „Dessauer Marsches“ marschieren mit geschultertem Gewehr seine Krieger vorwärts.

Jetzt wird es auch auf den Höhen lebendig. Die Erde bebt, und

*) Der Sage nach.

mit höllischem Gebrüll speien die Kanonen und Musketen der Sachsen Tod und Verderben in die anstürmenden Reihen. Wie eine Flutwelle an Felsen stößt und zurückprallt, so zerschellen die Regimenter und weichen zurück; aber nicht alle, — Hunderte sinken tot oder verwundet in den tiefen Schnee. Doch schon ordnen sich die Zersprengten, und abermals stürmen Tausende, den Tod verachtend, vorwärts. Der Dessauer ist mitten drinnen; feindliche Kugeln zerreißen ihm die Uniform, — er achtet's nicht, — nur vorwärts! vorwärts! Schon klettern seine Tapferen die steilen Hänge empor, schon springen einige über die Dorfmauer, — da prasseln die Kartätschen in die dichten Haufen und werfen Hunderte mit einem Schusse zu Boden. Es ist unmöglich, die Höhe zu erzwingen — „zurück! zurück!" In wilder Flucht stürzen die vom Schrecken des Todes übermannten Scharen zu Tal. — „Sieg! Sieg!" schreien die Sachsen und eilen von den gedeckten Höhen den Fliehenden nach. Aber des Dessauers Feldherrnauge wacht! Noch stehen seine Reiterregimenter in voller Ordnung hinter dem Treffen; ein Wink von ihm; die Meldereiter rasen, kurze Befehle ertönen, — dann rasseln und schnauben und wüten die Geschwader in den siegesgewissen Feind. So plötzlich kommt dieser Sturmlauf, daß die durch die Verfolgung auseinandergekommenen Sieger ganz bestürzt innehalten, um sich nun selbst ihrer Haut zu wehren. Die Schlacht steht! Indessen sind die preußischen Grenadiere wieder geschlossen; mit flatternden Fahnen kehren sie zurück. — Da gibt es kein Halten mehr und keinen Widerstand. Die Sachsen müssen fliehen, und hinter ihnen stürmen die Preußen die Höhe. Im Nu tauchen die preußischen Blechmützen an der Mauer, in den Gassen des Dorfes und zwischen Häusern und Gärten auf: die Kanonen sind genommen! Hurra! hurra! — Nicht doch! Was rasselt und stampft und braust auf der Ebene daher? Das sind die sächsischen Reiter! Hui, wie die Säbel klirren, — nun wahre, Preuße, dein Leben! — Hin und her wogt das Getümmel — wer wird der letzte Sieger sein? Neue Scharen der Preußen eilen heran, die tapferen Reitzensteiner Dragoner aber wollen nicht zurück. Um ihren Obristen geschart, an dessen Seite ein Reiter die Standarte führt, halten sie unerschüttert stand. Da reißen Kartätschen ihre Züge auseinander; der Standartenträger sinkt vom Pferde, — jetzt ist alles verloren! Obrist von Reitzenstein ergreift noch das sinkende Feldzeichen, dann reißt er sein Roß zurück. Eine Kugel zerschmettert ihm den Arm, ein Säbelhieb zerschneidet ihm die Wange, doch die Fahne läßt er nicht. Blutüberströmt sprengt er davon, — muß er auch fliehen, — die Ehre seines Regiments ist gerettet! Von der inzwischen eingetretenen Dunkelheit begünstigt, durch Sieger und Besiegte hindurch lenkt er sein starkes und ausdauerndes Pferd in gestrecktem Laufe bis nach Dresden zurück; es gilt, die Festung zu warnen. „Alles ist verloren! Ruft die Besatzung

auf die Wälle!“ stammelt er noch der Torwache zu — dann sinkt er ohnmächtig zu Boden.*) — —

Es war dunkel geworden. Noch einmal schaute ich das alte Denkmal an. „Tapfrer Held! Du hast deine Dragoner nicht wieder gesehen. Die Schatten des Todes bannten deine Sinne, als nach wenig Tagen der siegreiche Feind durch die Tore der überwundenen Festung ritt!“ —

Die Belagerung Dresdens im Jahre 1760.

Man schrieb 1760. Auf den Feldern des linken Elbufers standen die gelben Ähren des Roggens zum Schnitte reif; aber keine Sense rauschte durch die Halme. Die Landstraßen, die zwischen den Feldern hindurch nach der Festung Dresden führten, blieben einsam und verlassen. Um so größere Unruhe aber herrschte auf den Plätzen und Straßen der Stadt selbst. Österreichische und sächsische Soldaten marschierten in voller Wehr über das Pflaster nach den Wällen, und hinter den offenen Zugbrücken der Tore standen verstärkte Wachen mit geladenem Gewehr, nach allen Seiten scharfen Ausblick haltend. Oben auf dem Mauerwerk und Wallgange schichtete man Kugeln neben den Kanonen auf. Feuerschwamm und Lunte wurden aus den Holzkisten gepackt und große Fässer mit Pulver in den gedeckten, kugelsicheren Räumen zum Gebrauche geöffnet.

Aus den dicht vor den Festungswerken Dresdens stehenden kleinen Wohnhäusern, in denen sich viele der ärmeren Bewohner angesiedelt hatten, kamen Männer, Frauen und Kinder, mit Kisten und Kasten bepackt, um durch die geöffneten Festungstore in die Stadt zu ziehen. Auf den Straßen und Plätzen, in Schuppen und Hausfluren standen Berge von allerlei Hausgerät, welches die Fliehenden schon vom Frühmorgen an hierher geschafft hatten. Auf allen Gesichtern sah man Furcht und Angst; und Schreien, Wehklagen und Bitten mischten sich mit den Befehlsrufen der marschierenden Soldaten.

Um die dritte Mittagsstunde dröhnte ein Kanonenschuß von dem Walle, eine halbe Stunde später ein zweiter. Hier und da stürzten noch einige verspätete Flüchtlinge aus den Vorstadthäusern, dann wurde es stiller. Als die Turmuhr vier schlug, donnerte wieder ein Schuß. An den Torwachen erschollen Kommandorufe; Soldaten griffen nach den Winden, an denen die eisernen Ketten der Zugbrücken befestigt waren,

*) In dieser blutigen Schlacht verloren die Preußen an Toten und Verwundeten 4800 Mann, die Sachsen 3800 Mann; ferner verloren die Sachsen gegen 7000 Gefangene, 48 Geschütze, 6 Fahnen und 1 Standarte. —

und langsam und knarrend rasselten die Brücken an allen Toren in die Höhe.

Etwa eine Stunde später stiegen in der Ferne Staubwolken von den Landstraßen auf. Sie wurden größer und dichter; man sah Waffen blitzen und hörte das Rollen der Kanonen und Wagen, bis sich endlich ein großer Heereshaufen über die Altstädter Ebene ausbreitete. In kurzer Zeit war die Hoffnung des Landmannes von dem anziehenden Heere zertreten, und wo noch vor wenig Stunden das gelbe Ährenmeer schimmerte und die Lerche aus den Feldern jubilierend aufstieg, da qualmten jetzt die Lagerfeuer der Soldaten in die blaue Sommerluft.

Es waren die Österreicher, die als Sachsens Bundesgenossen unter Daun zum Schutze Dresdens herbeigeeilt waren. Wie eine lebende Mauer zogen sie sich um die Festungswerke der Altstadt, um den Angriff abzuwehren, der, sicherer Nachricht zufolge, von dem Preußenkönig zu erwarten stand.

Und Friedrich säumte nicht. Schon nach wenigen Tagen sahen die Dresdner die preußischen Regimenter in großem Bogen um die Österreicher aufmarschieren. In den Häusern der Stadt schleppten nun die Bürger alles, was sie an wertvoller Habe besaßen, in die Keller, um es vor den drohenden Kugeln der Belagerer zu bergen. Wie ein Gespenst schlich die Sorge von Haus zu Haus, um Trübsal, Brand und Tod zu künden. Sobald die Preußen ihre Stellungen eingenommen hatten, griffen sie die vor der Stadt stehenden Österreicher auf allen Seiten an, und bereits nach wenigen Stunden hatten sie von Blasewitz, Strehlen und Gruna Besitz genommen. Bis ans Ende des Großen Gartens standen jetzt die preußischen Grenadiere, und nur mit großen Opfern hatten die Österreicher die Überrumpelung der Festung selbst abgeschlagen. Friedrich der Große nahm in dem eroberten Gruna Quartier, um der Stadt und seinem Heere möglichst nahe zu sein.

Der Frühmorgen des 19. Juli brach an. Die Sonne stand noch tief hinter den Bergen, und nur ein rosenroter Schein, der im Osten durch das leichte Gewölk schimmerte, kündete ihr Kommen. Draußen, wo die Zelte der Preußen und Österreicher sich erhoben, standen schlaftrunken die Lagerwachen, das Gewehr im Arm. Die Nacht war sehr schwül gewesen, und nur mit Mühe hatten die Posten den Schlaf aus ihren Augen gescheucht. Vor dem preußischen Lager waren überall Erdschanzen aufgerichtet und Gräben gezogen. Aus den Schanzen streckten die Kanonen ihre Mündungen hervor und schauten nach der Stadt, wohin sie Tod und Verderben senden sollten. Nach der Räcknitzer Höhe zu war ein besonderer Erdwall erbaut, hinter dem man die kurzrohrigen Eisenmörser aufgestellt hatte. Mächtige Rundkugeln waren neben ihnen in Pyramiden

aufgeschichtet. Was die gewöhnlichen Kanonenkugeln nicht zerstören konnten, das sollten diese Riesengeschosse in Trümmer werfen. Jetzt schlief noch das Verderben in den weiten Höhlungen; aber nicht lange mehr, dann wird es aufsteigen aus den grauweißen Pulverwolken und hinübersausen in die Stadt, wo friedliche Bürger ihre Heimstätten sich gegründet haben. Es wird in wenigen Augenblicken das vernichten, was jene in jahrelangem Fleiße sich mühsam erwarben. Auch auf der Neustädter Seite hatten die Preußen in der Nähe der Scheunenhöfe eine Mörserbatterie erbaut, um von da aus die Neustadt zu beschießen. Kaum war die Sonne aufgegangen, da brummte der erste Kanonenschuß durch die Morgenstille; bald folgte ein zweiter, dritter, vierter. Dann stiegen die weißen Pulverwolken auch oben von den Festungswällen auf. Geschosse flogen hinüber und herüber. Die Beschießung Dresdens hatte ihren Anfang genommen. Zuerst geriet das Amtshaus auf der Kreuzstraße in Brand, aber schon nach kurzer Zeit sprang die Flamme von Haus zu Haus. Mit Todesverachtung kletterten Männer auf die brennenden Dächer, um zu löschen; aber neue Brandkugeln sausten unaufhörlich heran und zündeten da und dort; so wuchs mit den zunehmenden Bränden auch die Verwirrung auf den Straßen. Wie in der Stadt, so stiegen auch bald in den von den Preußen besetzten Dörfern Flammen empor. Die Besatzung schoß dorthin, um die Feinde aus den Stellungen zu vertreiben. Schneller wie in den vielfach mit Ziegeln gedeckten Stadthäusern prasselte das Feuer in den ausgedörrten Schindeldächern, und die auf dem Walle Stehenden konnten deutlich sehen, wie die preußischen Regimenter eilig aus den Dorfgassen ins Freie stürmten.

Indessen schritt auch in der Stadt die Verwüstung weiter. Schon am Abend stand die ganze Kreuzgasse in Flammen. Wie eine Riesenfackel leuchtete die Kreuzkirche lange Zeit weit hinaus, ehe sie ganz zusammenbrach, gleichsam als ob sie, die Jahrhunderten getrotzt, sich auch dem Feuer nicht beugen wollte. Dort aber, wo sich die Schatten der Nacht über die Häuser ausbreiteten, schickten die Feinde ihre Brandkugeln hin, und bald loderten Feuerbrände in der Frohngasse, Moritzstraße, Pirnaischen-, Großen und Kleinen Schießgasse, Rampischen- und Töpfergasse auf. Es war eine grausige Nacht. Niemand dachte an Schlaf. Am anderen Morgen schwiegen die Geschütze auf einige Zeit; nur das Feuer sprang weiter von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Die Wilsdruffer Vorstadt, die Annenkirche, der Poppitz, die Josephinenstraße (früher Neugasse), die Kleine und Große Plauensche Straße und einzelne Häuser am Alt- und Neumarkt brannten in hellen Flammen. Um den bedrängten Bürgern die Flucht zu ermöglichen, war das Brückentor geöffnet worden. In buntem Gemisch schoben und drängten Hunderte von

Einwohnern durch die Schloßstraße diesem Tore zu. Greise und Kinder, Männer und Frauen, alle wollten wenigstens noch ihr Leben sichern. Einige der Unglücklichen hatten die geretteten Habseligkeiten auf Schubkarren geladen; andere brachten Kranke und Verwundete auf kleinen Handwagen gefahren; Kinder suchten weinend ihre Eltern. Mehrere kauerten mit stieren Augen an den Seiten des Tores und verschlangen gierig ein Stück trockenes Brot, das ihnen mitleidige Hände gereicht hatten.

Unter allen Flüchtlingen bewahrte allein ein Mann seinen Gleichmut. Er stand ruhig in der klagenden und schreienden Menge, um zu warten, bis an ihn die Reihe zum Durchlaß kam. Dieser Mann war der als Schriftsteller bekannte Kreissekretär Rabener, der durch den Brand alle seine Habe, sein Vermögen und seine Schriften verloren hatte. Er schreibt über seine Flucht aus Dresden: „Vor dem schwarzen Tore fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl: auf den stützte ich mich und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile weit zu einem Freunde auf seinen Weinberg (Loschwitz), wo ich notdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit mehreren Tagen war ich in kein Bett gekommen, und auch hier lag ich vom Sonntage an bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tages nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden. Es war ein seltsamer Ritt. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit 15 Jahren gewesen war, einen Karren zu ziehen; auf diesem Gaul den Steuersekretär Rabener; diesen Sekretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarzseidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebenssatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt war. In diesem Aufzuge kam ich in Hohenstein an."

Friedrich der Große hatte von der Räcknitzer Höhe aus das brennende Dresden betrachtet. Von Stunde zu Stunde wartete er auf die Nachricht, daß die Stadt sich ihm ergeben wolle; aber er wartete vergebens. Da befahl er die Fortsetzung der Beschießung, festen Glaubens, die Festung dadurch zu zwingen. Nun sanken viele der bisher noch verschonten Häuser in Schutt und Asche. Der König selbst ritt zu den einzelnen Batterien, um die Soldaten zu frischem Eifer anzuspornen. Als er an eine große Mörserbatterie kam, zeigte er beim Fortreiten den Kanonieren die Frauenkirche und rief: „Seht, dort ist ein gutes Ziel für eure Kugeln!" Sofort wurden die Rohre gerichtet, und bald sauste Kugel um Kugel nach dem Turme; aber die Geschosse prallten an den runden und festen Steinquadern wirkungslos ab. Nach ungefähr einer Stunde kam der König zur Batterie zurück und zeigte unmutig nach der unversehrten Kirche, indem er höhnend sprach: „Nun, Kanoniere, könnt ihr nicht besser treffen, so geht zu den Fuhrknechten und verschießt mir mein Pulver nicht unnütz!" „Ja,

Majestät," antworteten ihm die Artilleristen, „da hilft kein Zielen und Treffen; die steinerne Montur ist zu fest genäht; die Kugeln prallen ab, wie von einer Eisenplatte." „Na, da laßt den Dickkopf stehen!" antwortete der König und ritt davon. Wie von der Frauenkirche die Kugeln zurückprallten, so blieben auch die Versuche Friedrichs, die Stadt zu gewinnen, ohne Erfolg.

An den folgenden Tagen kamen schwere Hiobsnachrichten in des Königs Lager: Die Festung Glatz war in die Hände der Österreicher gefallen, und ein großer Vorrat von Lebensmitteln und Pulver, der von Magdeburg in sechs Schiffen der Dresdner Belagerungsarmee gebracht werden sollte, war von den Österreichern weggenommen worden. Dadurch beunruhigt, entschloß er sich, die Belagerung aufzuheben. Am 30. Juli sah man von den Wällen Dresdens aus, wie die Preußen ihre Kanonen fortschafften, die Zelte abbrachen und von dannen zogen.

So endete diese denkwürdige Belagerung, die den Preußen 1478 Tote und Verwundete gekostet hatte. Sechs Kirchen der Residenz und 416, größtenteils hohe, schöne Häuser, Paläste und öffentliche Gebäude lagen in Asche, 115 waren beschädigt. An einem einzigen Tage (19. Juli) waren über 1400 Bomben in die Stadt geschleudert worden. Die schönen Bäume des Großen Gartens waren umgeschlagen und die Anlagen verwüstet. Die Stadt selbst aber lag zum großen Teile in Trümmern. 49 Bürger hatten ihr Leben verloren, und eine ziemliche Anzahl war verwundet worden. Andere, die zuvor wohlhabend gewesen, waren bettelarm und hatten alles verloren. Blutsverwandte, durch die Bande der Zärtlichkeit und Liebe aneinandergefesselt, trennten sich jetzt. Die Männer nahmen den Wanderstab in die Hand, verließen ihr unglückliches Vaterland und suchten ihr Brot unter fremdem Himmel zu verdienen. Mädchen, im Überfluß erzogen und sonst von vielen Händen bedient, mußten dem gewohnten Wohlleben entsagen und wurden selbst dienende Personen, um ihr Leben zu fristen. — Die schreckliche Wirkung jener trüben Zeit war noch viele, viele Jahre fühlbar, und es hat lange Zeit gekostet, ehe Dresden sich wieder ganz von den Wunden des Krieges erholen konnte.

Die Schlacht bei Dresden.

(26. und 27. August 1813.)

Ein halbes Jahrhundert war seit der Leidenszeit im siebenjährigen Kriege vergangen. Langsam hatte sich die Stadt aus Schutt und Asche wieder erhoben. Wall und Schanzwerk schauten noch wie ehedem nach außen und bannten nach innen die weitere Entwickelung in die engen

Gassen und Plätze. Viele Bürger gründeten sich außerhalb der Festungswerke neue Heimwesen, und so schoben sich die Häuserreihen der Vorstädte immer weiter hinaus auf die Gärten und Felder der Umgebung. Da tönte inmitten des friedlichen Aufblühens von Westen her der Waffenlärm der Kriegsheere Napoleons und brachte neues und schweres Elend über Stadt und Land. Vor allem hat Dresden den Leidenskelch jener Zeit bis zur Neige leeren müssen. Durchzüge fremder Truppen, drückende Einquartierungen, maßlose Anforderungen an Lieferungen, Hungersnot, Seuchen, Krankheiten, Verwüstung, Brand, Belagerung und die Schrecknisse einer blutigen und furchtbaren Schlacht vor seinen Mauern: alles das ist aus jenen Jahren auf den Blättern der Stadtgeschichte als unvergeßlich eingeschrieben. Mochten auch in den kurzen Friedenspausen der Glanz der neuen sächsischen Königskrone, die Besuche fremder Fürsten, die geräuschvollen Feste und prunkenden Paraden, die bei den Besuchen des finsteren Korsen hier abgehalten wurden, wie ein kurzes Aufatmen nach schwerem Ringen erscheinen, so wurde doch das Unglück der Stadt dadurch nicht aufgehalten. Seufzend sahen die Bürger, je mehr sich die Kriegswirren häuften und in die Länge zogen, den Untergang ihrer Vaterstadt immer näher kommen. Den Höhepunkt des Leidens brachte das Jahr 1813, als die Verbündeten versuchten, das von einer französischen Besatzung verteidigte Dresden, Napoleons Hauptstützpunkt, zu gewinnen. Gegen 200 000 verbündete Streiter schlossen am 25. August die Altstadt in weitem Bogen von Blasewitz bis Plauen ein und drängten die vor Dresden stehenden Franzosen bis hinter die Schanzen zurück. Die meisten Bewohner der zunächst bedrohten Vorstädte flüchteten mit ihrer beweglichen Habe in die Stadt, wo sie auf den Plätzen und Straßen lagerten. Am 26. August, früh 5 Uhr, begann die eigentliche Schlacht. Während die Preußen und Russen ihren Angriff auf die Besatzungen des Großen Gartens und Hopfgartens richteten, stürmten die Österreicher Reisewitzens Garten, die Gehöfte an der Weißeritz, Löbtau und die Drescherhäuser. Nachmittags sollte die Erstürmung der Stadt selbst geschehen. Aber bereits nach 11 Uhr sahen die hinter Räcknitz versammelten Heerführer, unter denen sich der Kaiser Alexander von Rußland, der König Fr. Wilhelm III. von Preußen, der Fürst Schwarzenberg u. a. befanden, wie auf der Bautzner Straße ein französisches Heer im Geschwindschritt herbeieilte, um Dresden zu entsetzen. Durch Eilboten war Napoleon, der mit seinem Hauptheere nach der Lausitz gezogen war, benachrichtigt worden, daß die Festung Dresden von den Verbündeten bedroht werde. An der Mordgrundbrücke stieg er zu Pferde und jagte im Galopp bis in die Stadt, um anzuordnen, wohin die ankommenden Truppen gestellt werden sollten. Meldereiter sprengten nach allen Richtungen, und im Sturmschritt eilten die Regimenter durch

die Stadt, um sofort nach den bedrohtesten Punkten geschickt zu werden. Napoleon hielt zu Pferde am Schloßplatze. Den dreieckigen Hut tief bis zu den Augen herabgedrückt, einen grauen Mantel über die Uniform geworfen, ließ er seine Truppen an sich vorübermarschieren. Gegen 4 Uhr begann auf allen Seiten der furchtbare Kampf. Über dreihundert Kanonen donnerten, Flintenschüsse knatterten, Trommeln wirbelten, Rauchwolken ballten sich über dem Schlachtfelde zusammen, wüstes Geschrei erscholl, stürmende und zurückweichende Heerhaufen schoben sich durcheinander, — es war ein entsetzliches und vernichtendes Wüten und Morden!

Am furchtbarsten tobte der Kampf um die fünf Hauptschanzen, welche die Verteidigung stützen sollten. Dieselben standen ungefähr da, wo heute die Ausgänge der Ziegel-, Pirnaischen, Moszynski-, Falken- und Freiberger Straße sind. Unter fortwährender Beschießung dieser Punkte und der Stadt eroberten die Verbündeten endlich das Vorwerk Lämmchen und Antons, den Großen Garten und die Schanze vor Moszynskis Garten, dann aber konnten sie nicht weiter vorwärts. In der Stadt wuchs die Verwirrung, je mehr die Kugeln in die Häuser und Dächer einschlugen und zündeten. Herabstürzende Schornsteine, Dachziegel und Geschosse töteten oder verwundeten eine Anzahl Bewohner und Soldaten. Verwundete lagen jammernd und oft schrecklich zugerichtet, in den Straßen. Erst mit Einbruch der Dunkelheit begann der Schlachtenlärm zu verstummen. Napoleon kehrte nach dem Schlosse zurück; der Angriff war abgeschlagen, ja, Napoleon hatte sogar seinen Feinden im Laufe des Abends die erlangten Vorteile wieder entrissen. Die auf dem Schlachtfelde bleibenden Soldaten suchten sich in der Nacht, die von heftigem Regen begleitet war, so gut wie möglich eine Lagerstätte inmitten von Toten, Sterbenden und Verwundeten herzurichten. Manche kauerten auch an den qualmenden Lagerfeuern, um die Nacht in dumpfem Hinbrüten zu verbringen. In der Stadt aber dauerte der Kriegslärm bis zum Morgen. Unaufhörlich zogen noch aus Schlesien kommende Regimenter über die Brücke, um die Lücken zu füllen, welche die Schlacht gerissen hatte. Verwundete suchten Obdach und Hilfe; Weiber und Kinder, mit Hausgerät und Betten beladen, drängten dazwischen, und mancher Todwunde schloß in dieser Unglücksnacht die Augen für immer. —

Düster und regenschwer brach der 27. August an. Durchnäßt, hungrig und übermüdet erhoben sich die Truppeu zu neuem Kampfe. Als gegen Mittag die Oberfeldherren der Verbündeten auf den Höhen von Räcknitz hielten, sauste eine Kanonenkugel durch ihren Kreis und zerschmetterte dem General Moreau beide Beine. Heldenmütig seinen Schmerz bekämpfend, sprach der auf den Tod Getroffene zum Kaiser Alexander: „Es ist Ihnen nichts von mir geblieben als der Rumpf; aber das Herz ist noch da, und der Kopf gehört Ihnen.“ Heute steht da, wo jenes Ereignis geschah, das

Moreaudenkmal mit der Inschrift: „Moreau, der Held, fiel hier an der Seite Alexanders den 27. August 1813.“ Um die dritte Stunde, nach heißem Ringen, hatte sich das Schlachtglück endgültig für Napoleon entschieden, und die verbündeten Heere traten den Rückzug an. — Wie schrecklich aber sah es jetzt in und um Dresden aus! Überall lagen Verwundete und Sterbende; in den Sälen auf der Brühlschen Terrasse, im Zwinger, in den Hausfluren, auf den Straßen sah man die armen Opfer der Schlacht mit zerschmetterten Gliedern, jammernd oder den Tod erwartend. 14 Tage lang konnte in den protestantischen Kirchen kein Gottesdienst abgehalten werden, weil sie mit Verwundeten überfüllt waren. Noch schrecklicher sah es in der Umgebung Dresdens aus. Zahllose Leichen und Schwerverletzte lagen, von gräßlichen Wunden zerrissen, von Pferden zertreten oder von Wagen und Geschützen überfahren, zerstreut auf den Feldern, in Gräben und Gärten. Da und dort schlichen habgierige Menschen umher, um nach Kleidungsstücken, Geld oder Schmucksachen zu suchen. Gegen 20000 Verwundete und wohl ebensoviel Tote hatten die Schlachttage bei Dresden gefordert. Und damit war des Unglücks noch nicht genug, sondern Not und Elend nahmen in den folgenden Monaten noch immer zu. In den Dörfern der Neustädter Seite, wo längs der Waldhöhen bis nach Pieschen die Soldaten in Feldhütten lagerten, waren oft sogar die kleinsten Hütten mit mehr als fünfzig Soldaten vollgestopft. Wo es an Brettern oder Brennholz für die Wachtfeuer fehlte, zerstörten die Soldaten ohne Bedenken Scheunen und Häuser und warfen selbst das letzte Hausgerät der Einwohner in die Flammen. Auf dem Neustädter Kirchhof nahm man zu gleichem Zwecke alle hölzernen Kreuze weg, ja, man holte selbst die Särge aus den Grüften und Gräbern, um das Holz zu verbrennen, die Toten auszurauben und den gefundenen Totenschmuck in der Stadt zum Verkaufe feilzubieten. Soldatentrupps zogen von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, um die letzte Kuh und die letzte Garbe zu eigenem Gebrauche hinwegzunehmen. Mancher wohlhabende Landmann oder Bürger ist damals so arm geworden, daß er als Bettler von dannen ziehen mußte. Am furchtbarsten stieg die Not in Dresden im November. Ein Pfund Brot galt nach jetzigem Geldwerte 1,50 Mark, ein Ei 80 Pfennige, ein Stückchen Butter 2,50 Mark, die Kanne Milch 1,50 Mark, die Metze Kartoffeln 3 Mark. Aus den Krankenhäusern wurden jeden Tag gegen 200 Tote auf Wagen geladen und nach den Begräbnisplätzen gefahren, wo sie oft tagelang liegen blieben, ehe man sie in großen Gruben verscharrte.

Es ist leicht nachzufühlen, mit welcher Freude und Erleichterung man am 11. November 1813 den Befreiern von dieser bösen Zeit zujubelte, um so mehr, als man hoffen durfte, daß nun endlich der ersehnte Frieden kommen werde.

Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1813.

Von einem Augenzeugen erzählt.

Im Anfange des Jahres 1813 sah ich eines Tages bei wildem Schneegestöber über die Elbbrücke einen Zug wankender Gestalten kommen. Die armen, sonderbar vermummten Menschen waren Franzosen, die aus Rußland zurückkehrten. Reiter, aber zu Fuß, in Pferdedecken gehüllt, auf Stöcke sich stützend, schlichen gebückt und matt einher. Andere hatten Weiberpelzmützen auf dem Kopfe. Lumpen oder über die schäbigen Uniformen gezogene geraubte Bauernkittel sollten die Frierenden vor der schneidenden Kälte schützen.

Das waren nun die ehemaligen Brot- und Bratenverächter, — ein Anblick zum Erbarmen! Die Nachricht vom Brande Moskaus, die entsetzliche Vernichtung dieser unermeßlichen Scharen war bekannt geworden. Diese bejammernswerten Reste der großen Armee gaben Bild und Zeugnis des unbeschreiblichen Elends, das sie ausgestanden hatten, und dem Hunderttausende qualvoll erlegen waren. Man sah ein Gottesgericht in diesen großen Ereignissen, und der Eindruck davon war ein tiefer und gewaltiger. Von dieser Zeit an gab es fortwährend Unruhe und Schrecknisse. Bald zogen Truppen durch die Stadt, bald kam Einquartierung, bald brachte man Hunderte von Verwundeten.

Ende August näherten sich die Verbündeten mit einem gewaltigen Heere, um die Stadt den Franzosen zu entreißen. Am 25. August donnerten schon die Kanonen in der Nähe, und die Wachtfeuer der Russen und Österreicher leuchteten in der Nacht. Kanonen rollten durch die finstern Gassen. Es war ein unheimliches Treiben und Getöse in dieser schauerlichen Nacht. Endlich brach der Morgen an, und bald erzählte man, Napoleon komme von Bautzen her an der Spitze der großen Armee. Nachmittags kamen dann auch die Regimenter im Eilmarsch die Amalienstraße herab. Ich lief auf die Straße und stellte mich am Eckhause auf, um alles zu sehen. Wie erschöpft sahen die armen Menschen aus, welche zehn Meilen ohne Rast marschiert waren. Alle waren bleich, hohläugig und ganz mit Staub überzogen. Viele riefen im Vorübereilen mit heiserer Stimme nach Wasser, das ihnen niemand reichen konnte; denn es ging zu schnell weiter nach der Pillnitzer Straße zu. So kamen Tausende und Abertausende.

Ich lief nun schnell hinauf zum Vater, und dieser stieg mit mir und anderen Hausbewohnern auf den Dachboden, wo wir durch die kleinen Fenster die Gegend nach Blasewitz, den Großen Garten und Räcknitz übersehen konnten. Die Kanonade begann und wurde von Minute zu Minute heftiger, und die vorrückenden Linien der Infanterie entwickelten

sich immer deutlicher. Endlich begann auch das Musketenfeuer, ein fortwährendes Knattern, unterbrochen von dem fernen und näheren Donner des Geschützes. Lange Streifen Pulverdampfes stiegen über den Linien der Infanterie auf und dicke Wolkenmassen da, wo Batterien standen. Der Kampf wurde heftiger und gewaltiger; es war zuletzt ein Knattern, Krachen und Tosen grauenhafter Art, ohne die geringste Unterbrechung. Das Dorf Strehlen, welches vor uns lag, ging in Feuer auf. Es war von den Russen besetzt, und die Franzosen schossen es in Brand.

Da aber nun einzelne Kanonenkugeln auch in unserer Nachbarschaft einzuschlagen begannen, ja eine Granate in eine Stube des Hinterhauses schlug und zurückprallend zerplatzte, so eilte alles, was Beine hatte, in den Keller, wo man vor den Kugeln gesichert war. Dann und wann schlich sich einer der Hausväter kundschaftend hinauf. Die Straßen waren öde, leer und wie ausgestorben, aber ein dumpfes, fernes Donnern, vom nähern Krachen der Geschütze unterbrochen, rollte unaufhörlich um die geängstigte Stadt. In dem kühlen und düsteren Kellerraum wurde es für die Länge unerträglich. Innerlich waren alle in höchster Spannung und Erregung, äußerlich aber ganz untätig, bis endlich die kleine, alte Witfrau ein verborgen gehaltenes Kleinod aus ihrem Keller hervorholte, eine Flasche aufgesetzten Kirschschnapses. Dieser brachte wieder Leben in den Kreis. — — —

Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit dem Vater zum Ziegelschlage hinaus, das Schlachtfeld in unserer Nähe zu besehen. Schon am Tore lagen mehrere Franzosen in dem Graben, und einer derselben fiel mir deshalb besonders auf, weil eine Kanonenkugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerrissen hatte, deren eine noch am Körper hing, während die andere daneben lag. Diese dünne zersprungene Schale, die mir wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängstlich für den eignen Kopf, der mir nun höchst zerbrechlich erschien.

Obwohl man schon am Tage vorher beschäftigt gewesen war, die Verwundeten fortzuschaffen — man legte sie gewöhnlich auf strohbedeckte Leiterwagen —, so lagen doch außer den Massen der Toten noch unzählige Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den Weg nach Blasewitz zu, der damals öde, sandig und ungebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen toter, und zum Teil gräßlich verstümmelter Gestalten. Wir gingen nicht ganz in die Nähe; denn es schauerte uns, das Gewimmer zu hören. Es war eben der Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wurden, und daß dies nicht sacht und mit Schonung geschah, läßt sich bei den fortzuschaffenden Mengen leicht denken.

Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der ebenfalls eine Menge toter Russen lag. Ein altes, krummes Mütterchen hatte sich uns ange-

schlossen. Sie hatte ein so trauriges Gesicht, sah wie Not und Jammer aus und trug in einem Handkorbe einen großen Topf Wassersuppe nebst einem Näpfchen und altem Blechlöffel, um den verschmachtenden Menschen eine Erquickung zu bringen, gewiß die einzige, die ihr möglich war. Indem wir nun hinabsahen auf die Getöteten, schien es uns, als hörten wir ein leises Wimmern; wir horchten auf, und wieder war es zu hören; wir stiegen die Sandgrube hinab zu einem, der in einen weißen Soldatenmantel mit roten Aufschlägen gewickelt war; neben ihm war eine Blutlache. Von ihm schienen uns die Schmerzenstöne gekommen zu sein. Der Vater schlug den Mantel unten etwas zurück, weil er da Blut im Sande sah, und siehe da, der Fuß war über dem Knöchel, wo die Halbstiefel endigten, abgeschossen, hing aber noch mit einigen Fasern am Bein. Der Verwundete schlug etwas die Augen auf und brachte abermals einen leisen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund deutete. Das Mütterchen war auch sogleich bereit, dem Verschmachteten, welcher nun schon den dritten Tag so gräßlich verstümmelt in kalter Nacht und im Sonnenbrand am Tage ohne einen Tropfen Labung im Wundfieber dagelegen hatte, mit ihrer Wassersuppe zu erquicken. Wir hingegen ratschlagten, wie wir ihn in eine nicht allzuweit entfernte Scheune bringen könnten, wo viele Verwundete lagen und amputiert wurden. Wir sahen wohl, daß er hier in dieser Grube schwerlich entdeckt werden würde und sterben müsse. Nach einigem Umhersuchen fanden wir endlich eine Stubentür, die vielleicht für ein Wachtfeuer aus dem nahen Vorwerke, das Lämmchen genannt, hierher geholt sein mochte. Eine schwere Sache aber war es nun, den Armen auf die Beine zu bringen. Bei jeder Bewegung wimmerte er kläglichst; doch gelang es unsern vereinten Kräften, ihn glücklich auf die Tür zu lagern und nach jener Scheune langsam fortzutragen. Unser armer Russe wurde nun von den Gehilfen in die Scheune getragen, wo die Ärzte in voller Tätigkeit waren, während Geschrei und Stöhnen aus diesem Orte der Qual herausdrang. —

Aufs tiefste erschüttert, traten wir unseren Rückweg nach Hause an.

Krebs in die Supp!

Eine heitere Geschichte aus schwerer Zeit.

Es war in einer Abendstunde um die Weihnachtszeit, als in der traulichen Wohnstube eines Dresdner Bürgerhauses zwei Knaben zu den Füßen ihres 70 jährigen Großvaters saßen und gespannt auf ein kleines Kästchen blickten, das dieser in der Hand hielt. „Wie das so ist, wenn man in alten Sachen kramt — da findet man allerlei, was an vergangene

Zeiten erinnert!" sagte der Großvater. Dabei entnahm er dem Kästchen einige alte Münzen, gab sie seinen Enkeln und sprach lächelnd: „Das ist der Kosakenschatz, ihr Buben; mein Vater hat mir, als ich in eurem Alter war, die Geschichte dieser Silberlinge oft erzählt." „Bitte, Großvater, erzähle sie uns auch!" riefen beide Knaben und schmiegten sich einschmeichelnd an die Knie des Alten. „Freilich sollt ihr sie hören," antwortet dieser und begann: „Mein Vater, also euer Urgroßvater, stammt aus der Stadt Pulsnitz, wo sein Vater ein ehrsamer Bäckermeister war. Zur Zeit des großen Franzosenkrieges war er ein Bursche eures Alters und trug den Namen Fritz, während sein einziger um ein Jahr jüngerer Bruder Hans gerufen wurde. — Nun merkt auf! Ich werde euch die Geschichte vom Kosakenschatz gerade so erzählen, wie sie mir mein Vater so oft erzählt hat; denkt also jetzt, ich redete an seiner Stelle. An einem Februarmorgen des Jahres 1813 verbreitete sich in unsrer Stadt Pulsnitz die angstvolle Nachricht von Haus zu Haus: „Die Kosaken kommen!" Allein die gefürchteten Fremdlinge aus dem russischen Steppenlande erschienen nicht. Alles blieb ruhig, nur der Schnee wirbelte in dichten Flocken auf Stadt und Land. Am Nachmittage wurde der Schneefall geringer — und nicht lange, so war auch schon das Jungvolk bei einer kleinen Anhöhe der Stadt, um dort lustige Schlittenfahrt zu halten. Hurra! wie ging das doch den Berg hinab und wie schnell wieder die Höhe hinauf! Plötzlich rief einer der Spielgesellen: „Dort kommen Reiter!" — „Das sind Kosaken!" schrie ein andrer, und sofort liefen alle in heillosem Schrecken auseinander und zur Stadt zurück, wo sie durch die Gassen rufend: „die Kosaken! die Kosaken!" nach ihren Wohnungen eilten.

Sofort wurden die Wege menschenleer; aber hinter den Fenstern schauten Große und Kleine mit Furcht und Neugierde nach den Reitern aus. Und richtig! Nicht lange darnach sprengten schon im Hui die ersten Kosaken in die Stadt, dann kamen bald die anderen. Es mochten im ganzen gegen dreihundert Reiter sein.

Sie sahen wie richtige Schneemänner aus; denn Roß und Reitersmann waren mit Schnee bedeckt. Von ihren Pferden stieg weißer Dampf in die kalte Winterluft auf; sie mußten sehr scharf geritten sein. Einen Augenblick hielten sie an; dann sprangen alle von den kleinen, unansehnlichen Pferden, schüttelten sich den Schnee von den Kleidern ab und schauten umher. Wie wild sahen sie doch aus! Ihr Körper war klein und untersetzt, das Gesicht breit; aus ihm schauten zwei blitzende, scharfe Augen; Haupt- und Barthaar waren struppig.

Die Bewaffnung bestand aus Pike, Büchse, Kosakensäbel und aus der Nogeika, einer kurzen Lederpeitsche, an deren Ende eine Bleikugel eingenäht war.

Alle trugen Winterkleidung, welche aus Pelzmütze und kurzem Pelzrocke bestand. Die weiten Hosen steckten in den langen Stiefeln.

Mitten in der Schar hielt ein mit grüner Feldbinde geschmückter Reiter, der sich durch besonders stattlichen Wuchs vor allen andern Genossen auszeichnete. Es war der Ataman, der Anführer. Mit lebhaften Armbewegungen sprach er zu seinen Untergebenen; wahrscheinlich waren es Verhaltungsmaßregeln, die er gab. Als er geendet hatte, zerstreuten sich die Kosaken nach den Häusern zu. Bald hielten auch vor unserm Hause fünf Reiter, lehnten ihre Piken, die bis zum ersten Stockwerke des Hauses reichten, an die Wand und pochten dann ziemlich ungestüm an die verschlossene Haustüre.

Während der Vater mit klopfendem Herzen nach der Haustüre schritt, um zu öffnen, blieben wir mit der Mutter zitternd in der Stube zurück. „Gut Freund, Kosak! Nix da Franzos? Nix da Franzos?" fragten die ungestüm Eintretenden unsern Vater, worauf dieser antwortete: „Der Franzos fort, nix da Franzos!" Da klopften die Kosaken lachend an ihre Säbel und riefen: „Ah, Franzos all' kaput, all' kaput vor die Kosak!" Dann legten sie die Waffen ab, während einer von ihnen die Pferde zum Stalle führte. Als das getan war, umringten sie uns, zeigten auf den Mund und sagten: „Kosak will ess', viel ess', heiß ess'!" „Nun schnell, Mutter," sagte der Vater, „sie scheinen nicht so schlimm zu sein, aber, wer weiß, wenn sie zu lange warten müssen, dann traue ich nicht!"

Nun wurden schnell Brot, Fleisch und Butter herzugeschafft, und die Kosaken zeigten, daß sie nicht nur auf den Feind, sondern auch auf etwas anderes tapfer einhauen konnten. In kurzer Zeit war alles rein aufgezehrt. Als wir Knaben sahen, wie die bärtigen Gesellen mit schmunzelnden Mienen ihr Mahl verzehrten, faßten wir langsam Zutrauen und rückten etwas näher in ihr Bereich.

Diese selbst schienen freilich nur für Essen und Trinken Interesse zu haben; denn kaum war der letzte Bissen verzehrt, als sie auch schon wieder riefen: „Kosak will ess'! Kosak viel ess'!"

„Mach doch schnell noch eine große Schüssel Brotsuppe," sagte da der Vater zur Mutter, und bald stand draußen in der Küche eine mächtige Schüssel mit dampfender Suppe. Außer den Kosaken gab es aber in unserem Hause noch andere, die Freunde einer guten Suppe waren. Als die Mutter nämlich in der Stube den Tisch für das neue Gericht zurecht machte, spazierten da zwei Schwarzröcke unter dem Küchentische hervor, dieweil der Suppengeruch gar so lieblich war. „Bruder Schwab," sagte der eine zum andern, „'s riecht heute recht gut nach Brotsuppe; gelt, da oben auf der Küchenbank dampft's, wollen doch 'mal hinaufkrabbeln!"

Und so geschah es. Auch andere kamen aus ihren Schlupfwinkeln

hervor, zehn, zwanzig, dreißig und mehr. Der Sprung nach dem sicheren Schüsselrande glückte aber keinem, und so kam es, daß die ganze Schar wie toll in dem Suppenmeere herumschwamm. Wie nun die Mutter mit der Zurichtung des Tisches fertig war, ging sie zur Küche, den Hungrigen die Schüssel zu holen. Aber, o Schreck! Da sah sie die Einquartierung in der Schüssel, eine Einquartierung, die fast noch unbequemer ist, wie die in der Wohnstube. Schnell wollte sie die Käfer herausfischen, aber — da trat auch schon ein Kosak herein, rief ungeduldig: „Supp! Supp!“ und nahm die Schüssel vom Tische weg, um sie zu seinen Kameraden zu tragen. Der Mutter wollten natürlich vor Schreck die Beine zusammenbrechen. Sie fühlte schon den scharfen Kosakensäbel auf ihrem Kopfe; denn was würden wohl die Grimmbärte anders tun? Doch, o Wunder! Statt dessen stießen unsere Gäste Freudenrufe aus und griffen schmunzelnd nach den Löffeln, um begierig die krabbelnden Käfer aus der Suppe herauszufischen und zu verschlingen. Dabei riefen sie immer voller Wohlgefallen aus: „O gutt Supp! Schön Supp! Supp mit Krebs! Serr gutt Supp mit Krebs!“

Als die Kosaken die seltsame Suppe gegessen hatten, wurden sie sehr heiter und gesprächig; leider verstanden wir immer nur ein paar deutsche Wörter, die sie auf ihrem Ritte durch Deutschland aufgeschnappt hatten. Spät abends gingen sie zur Ruhe. Sie legten sich auf eine Streu neben ihre Pferde und schliefen bald tief und fest. Der Vater aber meinte, als er mit uns zu Bett ging: „Gott Lob! Die Franzosen waren schlimmere Gäste; es scheint sich mit den Russen zu machen!“ Mein Bruder und ich konnten lange nicht einschlafen; wir hatten ja heute zu viel gesehen und gehört, und namentlich wollte uns die „Supp' mit Krebs“ immer wieder die Lachmuskeln reizen.

Am andern Morgen war alles zeitig auf. Die Reiter hatten mancherlei an den Waffen und Kleidern zu tun; für den Vater gab es fleißig Brotbacken, und wir — je nun —, wir waren bald ganz mit den Gästen vertraut. Wir wanderten von einem Kosakenpferd auf das andere, setzten die dicken Pelzmützen auf und griffen schüchtern an die krummen Säbel. Das Vertrauen sollte aber schnell wieder etwas gelockert werden.

Ein Kosak zeigte uns seine Kosakenbüchse, und um seine Treffsicherheit zu beweisen, schoß er kurz entschlossen den an der gegenüberliegenden Zimmerwand in einem Käfig sitzenden Zeisig vom Stengel. Infolgedessen gingen wir den Kosaken so viel als möglich aus dem Wege, „denn,“ dachten wir, „sie schießen schließlich auch den alten Hauskater oder wohl gar unsern guten Bussel tot.“ — —

Zur Mittagstunde trug die Mutter wieder eine große Schüssel voll Suppe auf. Diesmal waren aber keine Schwaben hineinspaziert. Das

schien freilich den Kosaken nicht nach ihrer Erwartung zu sein; denn sie machten gar finstere Gesichter, und auf die Suppe zeigend, riefen sie: „Nix da Supp', nix da, Kosak Supp' mit Krebs, Supp' mit Krebs will Kosak!"

Schier wollte unser Mütterchen verzagen ob dieses Verlangens; der Vater aber meinte zu den Gästen: „Kosak soll Supp' mit Krebs haben!"

Darauf gab er uns einen Wink, und bald darauf war in Küche und Backstube eine hitzige Krebsjagd, bei der es aber keine aufgestreifelten Hosen und nassen Hemdärmel gab.

So bekamen die Kosaken wieder ihre Krebssuppe, und sie blieb auch das Hauptgericht, bis am dritten Tage die Reiter wieder von dannen zogen. Beim Abschiede brachte jeder noch ein paar russische Geldstücke hervor, um sie uns Knaben zu überreichen. Noch beim Fortreiten riefen sie uns zu: „O gutt Leut', gutt Leut', gutt Supp mit Krebs, gutt Leut'!" —

In keinem Hause war man mit den fremden Gästen so gut verkommen wie in unserem — und daran war nur die „Supp mit Krebs" schuld gewesen. — Die Silberlinge sind, wie ihr seht, gut aufgehoben worden; sie haben sich immer weiter in unserer Familie vererbt. Von heute ab sollt ihr das Erbe antreten. Und wenn ihr später einmal euern Kindern oder Enkeln vom „Kosakenschatz" erzählen werdet, so gedenkt auch dabei euers Großvaters."

Aus Theodor Körners Kinderzeit.

Auf der Körnerstraße steht ein Haus, welches den Namen Körnerhaus führt und eine große Menge kostbarer Andenken an einen Liebling des deutschen Volks, an Theodor Körner, den Sänger und Helden des Befreiungskrieges, birgt. An seiner Stirnseite trägt es zwei Tafeln; auf der ersten steht geschrieben: „Hier wurde geboren: Theodor Körner am 23. Sept. 1791. Er fiel im Kampfe für Deutschlands Freiheit am 26. Aug. 1813. Gewidmet von seiner Vaterstadt am 26. Aug. 1863." Die zweite Tafel trägt folgende Inschrift: „Hier wohnte Friedrich Schiller bei seinem hochherzigen Freunde Ch. G. Körner v. 1786—1787. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder." Unter diesen Tafeln befinden sich die metallenen Brustbilder Körners und Schillers. —

Im angrenzenden Palaisgarten tummelte sich der kleine Körner, sobald er laufen konnte, unter Aufsicht seiner Kinderfrau in heiterer Lebenslust. Ergötzlich war es, als eines Tages der kleine Theodor, der noch ein Kinderkleidchen trug, zum Vater trat und sagte, er wolle auch

Hosen tragen wie die Großen. Der Vater antwortete dem kleinen Gernegroß: „Hosen darf nur der tragen, der einen Bart hat.“ Nach einiger Zeit bekam nun Theodor wirklich ein paar Höschen. Als man sie ihm angezogen hatte, lief er zum großen Spiegel, sah ernsthaft suchend hinein und fragte den Vater, indem er auf seinen Mund zeigte: „Vater, wo nun Bart ist?“ — Daß Theodor ein sehr kluger Knabe war, ist schon daraus zu ersehen, daß er bereits mit acht Jahren Briefe schreiben konnte. Einige aus seiner Jugendzeit sind noch erhalten; sie mögen hier in ihrer ursprünglichen Form folgen, und der junge Leser kann sich den Spaß machen, die Fehler, die der kleine Schreiber machte, zu verbessern.

An meinen Fritz.
Sond. den 14. December 1799.

Mein lieber Fritz!

Wen Du wilst so gut sein so kom zu mir mit Deiner Swester wen Sie mitkommen will, meine Swester ist bey Malgen und meine Eldern in Geschelsaft.

Ich bin Dein ewigerfreund
Car Körner
Die Andwort schriflich.

An m. Freund Hensch.

Wen Du wilst so gut sein und heute in Garten kommen, so thust Du mir einen sehr großen Gefallen. Ein Schmederlings Eisen kost sechs Groschen. Die Nahmen der Schmederlinge erfahre ich alle. Ein Buch bekomme ich von meinem Väterchen.

Dein Getreuer Freund
Carl Körner.

Neujahrswunsch.

Besten Eldern, ich liebe Euch von ganzem Herzen, und wünsche Euch Gesundheit und langes Leben, ich will ein guter Junge werden.
Carl Th. Körner.

Theodor war ein sehr fleißiger Schüler, dem freilich auch nichts geschenkt wurde. In seinen späteren Knabenjahren hatte er jeden Tag von früh 7 Uhr bis mittags 1 Uhr und von 2—5 Uhr ununterbrochen Unterricht durch einen Hauslehrer. Als er zwölf Jahre alt geworden war, schrieb sein Vater: „Theodor ist zwölf Jahre alt geworden —, jetzt ist nun die Zeit des Säens. Gott gebe uns eine ruhige und gute Ernte.“ — Der Mensch denkt — Gott lenkt! 10 Jahre später erlitt sein Sohn den Heldentod fürs Vaterland.

Ein berühmter Dresdner Bildhauer.

Es war vor etwa neunzig Jahren. Da wanderte ein schmächtiges Bürschchen von etwa zehn Jahren an der Seite eines hageren und ernsten Mannes lustig in den Morgen eines herrlichen Maientages hinein. Der Mann, dem die Sorge um das tägliche Brot schon den Rücken gebeugt hatte, war der ehrsame Pulsnitzer Beutlermeister Rietschel. Der Junge aber, der in fadenscheinigem Rock nebenherlief, war sein Sohn Ernst Rietschel,*) der nachmalige berühmte Bildhauer, der Schöpfer des Lessingstandbildes in Braunschweig, des Goethe- und Schillerdenkmals in Weimar und des herrlichen Lutherdenkmals in Worms.

Ist nun auch Ernst Rietschel ein Pulsnitzer Kind — und seine Vaterstadt ist stolz darauf — so können doch auch wir Dresdner mit vollem Rechte den berühmten Mann „unsern" Rietschel nennen; denn er hat einen guten Teil seiner Lehrzeit und seiner späteren Lebensjahre in unsrer Vaterstadt verbracht.

Wer den Werdegang Rietschels genauer kennen lernen will, der lese seine Jugenderinnerungen (von ihm selbst geschrieben), die zugleich ein lebendiges Zeugnis dafür sind, welch frommer und edler Mensch Rietschel war. Hören wir zunächst seine Erzählung:

„Als ich Dresden das erstemal sah, war ich vielleicht zehn Jahre alt. Es war das Ziel aller meiner Sehnsucht und das Schönste, was ich mir denken konnte. Ich hatte nur von der Lichtenberger Höhe die fernen Dresdner Berge gesehen und in ihre Bläue allen Zauber gebannt, den meine Einbildungskraft sich vorstellen mochte. Einer der schönsten Festtage war es, als mein Vater mir ankündigte, er wolle mich mit nach Dresden nehmen. Es war Mai, und ich mußte, da es vor Sonnenaufgang fortgehen sollte und um den weiten Weg aushalten zu können, früh zu Bett. Wie konnte ich schlafen, da ich vor Erwartung im höchsten Grade aufgeregt war! Endlich siegte doch die Natur, und als ich gegen drei Uhr geweckt wurde, war ich frisch wie ein Fisch, wanderte rüstig an der Seite meines Vaters noch im Dunkeln fort und den Eierberg bei Pulsnitz hinan. Eine heilige, ahnungsvolle Morgenstille umgab mich; ich hatte das Gefühl noch nicht gekannt, weil ich noch nie vor Sonnenaufgang im Freien war, und ward ganz wunderbar davon ergriffen. Es wurde erst wenig gesprochen. Als wir auf die Höhe des Eierberges gekommen, brach die Sonne hervor, und mein Vater begann das Lied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank," in das ich mit lauter Stimme einfiel. Von nun an war der Unterhaltung kein Ende; der Vater erzählte und suchte mich zu belehren über gar vieles, das er wußte. Ein kleines Frühstück in Radeberg,

*) Geb. 15. Dez. 1804, gest. 21. Febr. 1861 in Dresden.

der nicht enden wollende Wald, die Dresdner Heide, alles war interessant, zur Freude anregend und spannend.

Endlich eröffnete sich die Dresdner Gegend, der im Morgenlicht glänzende Strom, daran die schimmernde Stadt mit ihren Türmen und mit der sich über den Fluß spannenden Brücke. Mich überkam das vollkommene Fühlen der Schönheit, des Zaubers der Stadt und der Herrlichkeiten, welche die grauen Häusermassen und Türme bargen. Nun betraten wir Dresden selbst mit seinen hohen Häusern und seinen großen Plätzen. Der für meine Gewöhnung ungeheure Lärm, das Gewühl, die vielen Kutschen, Reiter und Soldaten, die geputzten Herren und Damen, all das Neue, Große und Wunderbare, vor allem die Brücke, von der ich tagelang in den Strom hätte sehen können, machten auf mich einen ungeheuren Eindruck. Der Aufenthalt bei meiner Tante in Friedrichstadt, welche die kleine Materialhandlung ihres verstorbenen Mannes fortführte, bot nichts dar, was irgendwie ein Kind hätte anregen können; dennoch, da alles neu war, war auch alles interessant, und wenn ich nur einmal meinen Vater oder sonst jemand in die Altstadt begleiten konnte, so war dies ein vollkommen reicher Ersatz für tagelanges, stilles Warten, Zusehen im Hause und Hinaustreten vor die Tür. Einige Groschen für ein Bild oder ein altes Büchlein fielen nebenbei auch ab.

Meine älteste Schwester suchte mir von ihren Ersparnissen eine Kleinigkeit zu kaufen, und so kam ich nach meiner Meinung reich zurück wie ich nie gewesen." — — —

Jahre vergingen nach diesem ersten Besuche, und manche schwere Stunde mußte unser Rietschel noch kommen und gehen sehen, ehe sich sein Hoffen erfüllte — und er die Malerschule in Dresden besuchen durfte.

Darüber berichtet er folgendes:

„Ich war 16 Jahre alt, als ich in Dresden eintreffen sollte.

Meine Eltern hatten mir von dem, was ich verdient hatte, einiges Nötige geschafft, etliche Taler erhielt ich von wohlwollenden Leuten geschenkt, und so reiste ich mit dem Reste von sechs Talern in der Tasche in Begleitung meines Vaters ab. Wir gingen zuerst nach Pillnitz, um von einem Bekannten nochmals manches zu erfragen, was meine Aufnahme in die Akademie und das Lehrerpersonal betraf, — und wanderten bald darauf, ich mit Spannung und Beklommenheit, an einem sonnenhellen und warmen Nachmittage durch das schöne Elbtal nach Dresden.

Dort hatte mir der Vater bereits eine Wohnung mieten lassen. Sie war in einem kleinen, einstöckigen Häuschen auf der Oberseergasse. Die Wirtin, eine Waschfrau, bewohnte mit ihrer Tochter, die über die Jugend hinaus war und sich durch Stickerei ernährte, eine Stube. Sie hatten ein halbjähriges Kindchen von fremden Leuten zur Aufziehung übernommen,

und in dieser Stube mit Wirtin, Tochter und Kind mußte ich auch mit wohnen. Ich erhielt zu meiner Verfügung ein Fenster mit Tisch und Stuhl, um da zu arbeiten. Eine kleine Treppe höher, auf dem Boden unter dem niedrigen Dache, war ein kleiner Verschlag, der für mich als Schlafkammer diente, und wo sich im Sommer, wenn die Sonne auf dem Dache lag, eine solche Hitze entwickelte, daß es mich an die Bleidächer Venedigs erinnert haben würde, hätte ich von ihnen damals gewußt. Ich glaubte ersticken zu müssen, und daß ich des Nachts schlafen konnte, war nur meiner Jugend zuzuschreiben. Im Winter war ich dem Erfrieren nahe, und oft entstand auf dem Bette vom Atmen eine Eiskruste, während bei Schneegestöber der Wind den feinen Schnee durch die Ziegel wehte, daß das Bett davon bedeckt wurde.

Obgleich ich nun am Ziele meiner Wünsche war, so nahm ich doch von meinem Vater schweren Herzens Abschied. Der ganz neue Zustand, vor allem der Gedanke, wie ich auf der Akademie lernen würde, und die Trennung von meinen Eltern bedrückten mich. Bei meiner Gewöhnung an Entbehrung jeder Bequemlichkeit fiel mir die jetzige Beschränkung keineswegs als drückend auf. Das Schreien kleiner Kinder war ich nicht gewohnt, allein auch dieses wurde mir bald ertragbar. Als ich die ersten Proben in der Zeichenklasse abgelegt und die Lehrer zufrieden waren, wuchs auch meine Zufriedenheit mit meinem Zustande mehr und mehr. Mein Lebensunterhalt war billig. Wohnung und Kaffee des Morgens kosteten einen Taler zehn Groschen monatlich. Butter, Brot, vielleicht auch einige trockene Gemüse und Kartoffeln schickten mir meine Eltern durch allerhand Gelegenheiten, damit meine Wirtin dann und wann etwas für mich mitkochen konnte. Die meisten Tage aß ich Butterbrot und Obst; denn in ein Speisehaus zu gehen und dort Mittag zu essen, wäre für meine Verhältnisse Verschwendung gewesen, was mein Vater zu erschwingen nicht imstande war. Wenn ich um Geld schrieb, kam höchstens ein Gulden, oft nur acht oder vier Groschen. Als ich einst um etwas Geld bat, bemerkte mein Vater, es sei nicht nötig, daß ich früh und mittags Obst zu meinem Brote äße, wie bald seien sechs Pfennige ausgegeben, und täglich sechs Pfennige mache jährlich acht Taler! Oft war meine wackere Schwester, die als braver Dienstbote stets von ihrem mäßigen Lohne einen Sparpfennig erübrigte, meine Hilfe; sie gab mir etwas, wenn es an allem fehlte.

In der Akademie, die ich mit leidenschaftlichem Eifer besuchte, machte ich rasche Fortschritte. Ich begann mit den Anfangsgründen; nach neun oder zehn Monaten schon wurde ich in den Gipssaal versetzt. Ich kopierte zur Ausstellung ein Ölbild mit schwarzer Kreide und bekam mit meinem Freunde Julius Thäter, später Professor der Kupferstecherei in München, die Erlaubnis, mittags über in der Klasse uns einschließen zu

lassen. Das mitgenommene Dreierbrot mit Obst schmeckte uns köstlich; die Fortschritte, die wir machten und die uns täglich Lob und Aufmunterung eintrugen, würzten unser einfaches Mahl. — —

Für meine Arbeit, mit welcher ich den Besuch der unteren Klasse schloß, und die ich zur Akademieausstellung geben mußte, erhielt ich bei der damals üblichen Geldprämienverteilung 25 Taler. Welch ein ungeheurer Erfolg für mich! Wie war auf einmal meine Sorge gehoben! Nötige Kleidungsstücke wurden angeschafft, und Arbeitseifer, Lust und Mut waren womöglich noch mehr gewachsen. Komisch ist mir die Erinnerung, mit welchem Stolz und Hochgenuß ich das erstemal in meinem Leben meinen Namen im Verzeichnis der Ausstellung und ebenso in den Zeitungen die Bekanntmachung der Prämien, darunter also auch meinen Namen, gedruckt las.

Die Besuche während der Ferien bei den Eltern waren von dem Hochgefühle behaglichen Glückes begleitet. Der Aufenthalt dort grenzte für mich an Wohlleben, wenn ich denselben mit meinem ärmlichen Dasein in Dresden verglich; war's ja doch auch natürlich, daß die Mutter, soviel sie konnte und die Verhältnisse es erlaubten, mir etwas mehr zugute kommen ließ, als es die Regel mit sich brachte. Daß ich eine solche Auszeichnung im ersten Jahre meines Lernens erhalten hatte, beglückte nicht nur meine guten Eltern, sondern nötigte auch den Freunden und Nachbarn Achtung ab. Ich schenkte meine Ausstellungszeichnung dem Gerichtsherrn und Gutsbesitzer Rittmeister v. Posern, der schon immer gegen mich, den Schulknaben, Wohlwollen gezeigt. Wenn er mir begegnet war, hatte er mir wohl ein kleines Geldgeschenk gegeben, und als er mich bei einem Besuch in Dresden zu sich kommen ließ, empfing er mich gar freundlich und gab mir beim Abschiede einen Dukaten.

Ich war hoch erfreut, einen solchen unerwarteten Zuschuß zu erhalten; denn jene 25 Taler waren für vielerlei Bedürfnisse verausgabt worden. Da kam mir der Gedanke, ob ich mir nicht auch einmal den Genuß verschaffen sollte, in einem Speisehause zu essen. Es erschien mir beneidenswert, sich die Speisen aussuchen zu können, die man vorzugsweise gern esse; ich betrachtete die, welche solches vermochten, als reiche und bevorzugte Menschen. Dabei kam es mir aber nie in den Sinn, anzunehmen, daß mir dies so gut gehöre wie jedem andern, daß es eine Ungerechtigkeit Gottes oder der menschlichen Verhältnisse sei, daß ich auf das Allernotdürftigste beschränkt bliebe, während andere Schüler das, was sie hatten und genossen, als selbstverständlich in Anspruch nahmen. Ich wußte, ich war arm, konnte das, was jene hatten, nicht auch haben, und da ich an wenig Bedürfnisse gewöhnt war, so wurde mir's auch nicht schwer.

Als ich nun jenen Dukaten erhielt, kam es mir wohl erlaubt vor,

mir einmal etwas Besonderes zu leisten. Ich ging zur Mittagsstunde in das der Akademie nahe gelegene „Goldene Faß", wählte mir irgendwelche Speise ohne alle Überlegung, aß so geschwind, daß ich mir die Zunge verbrannte, und war froh, ungesehen wieder hinauseilen zu können, ehe jemand eintrat." — — —

Reich an Entbehrungen zwar, aber erfüllt von großem und edlem Streben war die Jugendzeit unsers Rietschel. — Von ihm gilt in Wahrheit das Wort der Bibel: 2. Tim. 4, 7. Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten.

Vom Lieblingsmaler der deutschen Familie.

Wie Rietschel, so war auch Ludwig Richter, der Lieblingsmaler der deutschen Familie, der Kinderfreund und Kindermaler, ein großer Künstler und edler Mensch. Es gewährt einen hohen Genuß, wenn man den einfach schlichten und doch so anschaulichen Worten dieses liebenswürdigen Künstlers in seiner Lebensbeschreibung lauscht, gleichviel, ob er den Verlauf seines Lebens erzählt oder Schilderungen seiner lieben Vaterstadt Dresden gibt. Hören wir ihm ein wenig zu:

„Eine meiner frühesten Erinnerungen ist ein Besuch bei Großpapa Müller, der ein kleines Kaufmannslädchen und ein Haus mit sehr großem Garten an der Schäferstraße besaß. Auf dem Wege zu den Großeltern waren wir bei einem Hause vorübergekommen, vor dem ein schöner Rasenplatz mit vielen blauen Glocken- und weißen Sternblumen meine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, daß ich kaum von der Stelle zu bringen war. Als ich aber bei den Großeltern angelangt und bewirtet worden war und vor dem Hause herumtrippelte, — ich zählte damals etwa drei Jahre —, fielen mir die wunderschönen Sternblumen wieder ein, und ich wackelte in gutem Vertrauen fort durch mehrere einsame Gassen und gelangte auch richtig zu dem Gehöfte mit dem schönen Rasenplatz, wo ich für Großpapa einen prächtigen Strauß pflückte und dann wieder fortmarschierte. Da ich aber nun vertrauungsvoll meiner Nase nach ging, und diese vermutlich damals ein noch zu kleiner Wegweiser war, so brachte sie mich nach der entgegengesetzten Richtung auf weiten, weiten Wegen in die Stadt. Ich war sehr verwundert, daß Großpapas Haus auch gar nicht kommen wollte, trotzdem es Abend wurde. Lebhaft erinnerlich ist mir's, wie ich kleines Wurm, den Blumenstrauß fest in der Hand, um Mitternacht auf dem im Mondschein ruhenden Altmarkte stand, — ein so winzig kleines Figürchen auf dem großen, öden Platze! Da kam ein Ratswächter, den Dreimaster auf dem Kopfe und den Säbel an der

Seite, von dem im Schatten liegenden Rathause herüber, fragte mich und trug mich zu der in Todesängsten schwebenden Mutter.

Meine Großeltern, beide, sowohl die von väterlicher wie mütterlicher Seite, stellten noch dar die alte Zeit, das 18. Jahrhundert, und zwar in seiner kleinbürgerlichen Gestalt. Mir haben sich die Bilder von ihnen und ihrer Umgebung bis aufs kleinste lebendig erhalten; denn es waren charakteristisch ausgeprägte Gestalten bürgerlichen Kleinlebens. Die Müller-Großeltern wurden oft besucht. Das kleine Kaufmannslädchen, durch das man den Eingang in das noch kleinere und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchst interessantes Heiligtum. Das Fenster, außen garniert mit hölzernen, gelb- und orange-bemalten Kugeln, welche Citronen und Apfelsinen vorstellten, die aber in Natur niemals vorhanden waren und die bei der armen Kundschaft auch keine Käufer gefunden haben würden; dann der große, blanke Messingmond, vor welchem abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit seinem wunderbar blendenden Glanze das Lädchen in einen Feenpalast verwandelte; die vielen verschlossenen Kästen, der anziehende Syrupständer, dessen Inhalt so oft in den schönsten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrot sich ergoß, die Büchsen mit bunten Zucker- und Ingwerplätzchen, Kalmus, Johannisbrot und schließlich der Duft dieser Atmosphäre: welch verheißungsreiche Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr selbst, mit baumwollener Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze geschmückt! Wie hastig und eifrig fuhr er in die Kästen, langte dem Barfüßler für 1 Pfennig Pfeffer, 1 Pfennig Ingwer, 1 Pfennig neue Würze und drei Pfennige Baumöl freundlich zu. Und die Klingel an der Tür bimmelte unaufhörlich der ab- und zugehenden Kundschaft vor und nach!

Ein Hauptvergnügen verschafften mir die vielen Bilderbogen, welche im Laden zum Verkaufe lagen, und die ich alle mit Muße betrachten konnte. Außer der ganzen sächsischen Kavallerie und Infanterie waren noch zu sehen: „die verkehrte Welt", mit herrlichen Reimen darunter, „das Gänsespiel", „die Kaffeegesellschaft", „die Jahreszeiten" u. a. m., alle in derbem Holzschnitt und grellbunt gemalt. Der ehrbare Meister und Verleger dieser Kunstwerke war ein Friedrichstädter Mitbürger, namens Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferstraße habe hinunterwandeln sehen. Großer Dreimaster, zwei Haarwülste und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenschuhe und langes spanisches Rohr, so schritt er ehrenfest dahin. — Endlich der von den Nebengebäuden eingeschlossene Hof mit dem daranstoßenden, sehr großen Garten, welch ein Schauplatz süßester Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarschaft ein Vogelschießen veranstaltet am Johannistag, um eine hohe Blumenpyramide von Rosen und weißen Lilien getanzt,

oben die herrlich duftenden Vorratskammern besucht, wo die süßen Zapfenbirnen und anderes frisches und trockenes Obst in Haufen lagen, unten der Schweinestall mit seinen Insassen angesehen. Und welch ein Festtag, wenn ein Schwein geschlachtet wurde! Zwar durfte ich bei dieser Arbeit nicht zugegen sein und hörte die durchdringenden Seufzer nur von ferne; aber dann sah ich das schöne Fleisch gar appetitlich zerlegen, das Wellfleisch kochen und im kleinen, einfenstrigen Wohnstübchen das Wurstmachen. Ein Geruch von süßem Fleisch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwürzte die Luft. Welche Wonne, zu sehen, wie die hellen, langen Leberwürstlein samt den teils schlanken, teils untersetzten oder dicken Blut- und Magenwürsten in dem Brodeln des großen Kessels auf- und untertauchten und endlich herausgefischt und probiert wurden.

Wie lebendig wurde es dann im Lädchen. Die Klingel bimmelte ohne Aufhören; denn „Müllers hatten ein Schwein geschlachtet“, und so kamen die Kinder in Scharen mit Töpfchen und Krügen, und immer wiederholte sich die Bitte: „Schenken Sie mir ein bißchen Wurstbrühe, Herr Müller!“ Der heftige, sonst gute Herr Müller konnte sich der Scharen gar nicht mehr erwehren; die Klingel bimmelte völlig Sturm; mit immer größeren Schritten lief er hinter der Ladentafel scheltend und polternd einher und glich so wegen der Kürze des Raums einem im Käfig herumtrabenden gereizten Tiger. Endlich stand die Zipfelmütze bolzengerade in die Höhe, und das Wetter brach los: „Ihr Racker, jetzt packt euch alle, sonst kommt die Hetzpeitsche!“ und im Nu stürzte und purzelte die ganze kleine Bande zur Ladentür hinaus, und der gute alte Müller stand mit der drohenden Hetzpeitsche wie der Donnergott Zeus unter der offengebliebenen Tür und schloß diese dann eigenhändig, wenn die Schar sich verlaufen hatte. —

Es stand am Ende des Gartens ein uralter Birnbaum, zwischen dessen mächtigen Ästen ich mir einen Sitz zurecht gemacht hatte. Manche Stunden verbrachte ich träumerisch in dem grünen Gezweig: um mich die zwitschernden Finken und Spatzen, mit denen ich zur Zeit der Reife die Birnen teilte, die der alte Baum in Unzahl trug. Von diesem verborgenen Aufenthalt überblickte man den ganzen Garten mit seinen Johannis- und Stachelbeersträuchern, den Reihen wild durcheinanderwachsender Rosen, Feuerlilien, brennender Liebe, Lack und Levkoien, Hortensien und Eisenhut, Nelken und Fuchsschwanz — wer nennt alle ihre Namen! Dann zur Seite die Gemüsebeete, und über die Gartenmauer hinüber die gelben Kornfelder und die fernen Höhen von Roßtal und Plauen! Das war mein Bereich, wo ich mich einsam oder in Gesellschaft von Spielgenossen oder tätig beim Begießen der Gurken, des Kopfsalats, der Zwiebeln und Bohnen beschäftigte.“ —

II. Wanderungen und Beobachtungen.

Der Altmarkt.

Wir begeben uns auf den Altmarkt, den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, in das Herz der Stadt. Die Hauptverkehrsadern von N. nach S. und von O. nach W. kreuzen sich hier. Wagen auf Wagen rollen dahin und erschweren besonders an der Ecke der Wilsdruffer Straße den Übergang. Ein Schutzmann zu Pferde überwacht die Ordnung. Wir folgen der Führung eines mit der Ortsgeschichte wohlbekannten Herrn.*) Er macht uns aufmerksam, daß der Marktplatz, der früher oft auch Ring genannt wurde, noch die ursprüngliche Anlage und Größe besitzt. Erst als Kurfürst Moritz den Neumarkt an der Frauenkirche anlegte, kommt der Name „Altmarkt“ auf. Noch immer führen wie einst je 3 Straßen nach Süd, Nord, Ost und West.

Wiederholte Brände brachten über die Stadt schweres Unglück. Besonders schlimm sah es aus, als am 19. Juli 1760 die Preußen unsere Stadt beschossen. Nach Schluß des siebenjährigen Krieges entstanden am Altmarkt steinerne Häuser, wie wir sie jetzt zum größten Teil noch sehen, meist schmal und hoch, in deren wohleingerichteten Kaufläden ein flottes Geschäftsleben zu beobachten ist. Die Wohnungen sind meist in Geschäftsräume umgewandelt worden. Der Altmarkt ist der Mittelpunkt des Handels.

Zu den ältesten Gebäuden am Altmarkte gehört die Marienapotheke, die überhaupt die älteste Apotheke der Stadt ist.

Das wichtigste Gebäude war das Rathaus. Es stand frei vor der Nordseite des Marktes, zwischen der Schloß- und der Schössergasse, und diente zugleich als Kauf- und Gewandhaus. Nachdem es 1707 niedergerissen und so der Marktplatz freigelegt worden war, begann man 1741 mit dem Bau des jetzigen Rathauses. Hier versammelt sich in dem mit den Bildnissen unserer Könige geschmückten Saale der Rat zu ernsten Erwägungen. An seiner Spitze stehen ein Oberbürgermeister und zwei Bürgermeister. Die übrigen Mitglieder führen den Titel Stadtrat. Es gilt zu sorgen für Kirchen und Schulen, für Arme und Kranke, für

*) Prof. Dr. Otto Richter, Abriß der geschichtlichen Ortskunde von Dresden.

Straßen und Schleusen, für Beleuchtung und Wasser und für anderes mehr, was der Wohlfahrt der Gemeinde frommt. Mehr als 2000 Beamte arbeiten im Dienste der Stadt. Die Bürger haben aber noch 78 Stadtverordnete gewählt, welche die Gemeindeverwaltung, insbesondere den Haushalt der Stadt (Einnahmen und Ausgaben), überwachen. Schon längst ist das Rathaus wieder zu klein geworden, so daß man an verschiedenen Stellen der Stadt sogenannte Stadthäuser erbaut hat, in welche gewisse Verwaltungszweige verlegt worden sind. In nicht zu langer Frist wird an der Ringstraße, in der Nähe der Kreuzkirche, ein neues größeres und schöneres Rathaus erbaut werden. Das jetzige Rathaus grenzt an die Scheffelstraße. Dieser Straßenname erklärt sich aus dem Umstande, daß an der Marktecke ein kupferner Scheffel als Hopfenmaß aufgehängt war.

Zur besonderen Zierde gereicht dem Markte das herrliche Siegesdenkmal unseres Meisters Rob. Henze in der Mitte des Platzes. Auf hohem Sockel erhebt sich die siegreiche Germania. Ihre Linke stützt sich auf den mit dem deutschen Adler gezierten Schild. Die Rechte hält die lorbeergeschmückte Reichsfahne. Die vier weiblichen Figuren am Unterbau stellen die Wehrkraft, den Frieden, die Wissenschaft und die Kunst dar. Sämtliche Figuren sind aus karrarischem Marmor gearbeitet. Eichenlaub und Wappen von vergoldeter Bronze schmücken Postament und Säule. Zwischen diesen Figuren stehen die Namen Beaumont, Sedan, Metz, Paris. Darunter befindet sich je eine Bronzetafel, eine derselben mit der Inschrift: „Deutschlands siegreichem Heere. Den ruhmvoll gefallenen Söhnen dieser Stadt. 1870/1871.“ 99 Krieger, deren Namen die andern Tafeln verkünden, starben den Heldentod. Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Nacheiferung!

Die Kreuzkirche.

In unmittelbarer Nähe des Altmarktes befindet sich die Kreuzkirche. Sie wurde dem heiligen Nikolaus, dem Schutzheiligen der Schiffer, Fischer und Handelsleute geweiht und darum auch Nikolaikirche genannt. Als im Jahre 1234 die Gemahlin Heinrichs des Erlauchten einen vermeintlichen Splitter vom Kreuze Christi mit nach Dresden brachte, wurde für diese kostbare Reliquie an die Nikolaikirche eine Kapelle angebaut, Kreuzkapelle oder Kreuzkämmerlein genannt, zu der viele Pilger wallfahrteten. Der Name der Kapelle übertrug sich allmählich auf das Gotteshaus selbst. Als 1491 in der Webergasse eine gewaltige Feuersbrunst

ausbrach, welche die halbe Stadt in Schutt und Asche legte, wurde auch die Kreuzkirche ein Raub der Flammen. In der wieder aufgebauten Kirche verehrte man neben dem erhaltenen Kreuzsplitter auch den „schwarzen Herrgott von Dresden" als teures Heiligtum. Es war dies ein mit Menschenhaut überzogenes Kreuz, welches vom Rauch der Kerzen allmählich schwarz geworden war. 1669 entzündete ein Blitzstrahl den Turm, so daß er mit bedeutenden Kosten wieder aufgebaut werden mußte. Der Kirchturm diente zugleich als Wachturm. Deshalb fanden auch 4 kleine Kanonen auf ihm Platz, die an hohen Festtagen früh 4 Uhr 3 Schüsse abgaben. Schwere Zeit brachte der siebenjährige Krieg. Bei der Beschießung 1760 fiel die Kreuzkirche in Trümmer. Erst 1792 konnte die neuerbaute Kirche mit ihrem 94 m hohen Turme geweiht werden. Leider brannte sie am Melanchthonstage, am 16. Februar 1897, abermals vollständig aus. Es war eine schwere Aufgabe, innerhalb der alten gegebenen Grundformen die Kirche dem Geschmacke der Neuzeit entsprechend aufzubauen. Groß war aber auch die Freude, als am 9. September 1900 die 5 neuen Glocken die Gemeinde zur Weihe des herrlichen Gotteshauses riefen. —

Nach dem Hauptbahnhofe.

Vom Altmarkte gehen die Hauptverkehrsadern aus. Wir folgen der nach Süden führenden und durchwandern die an Geschäftsräumen so reiche und daher sehr belebte Seestraße. Sie hat ihren Namen von einem einst hier liegenden See, der sich etwa vom jetzigen Ferdinandplatze in der Richtung nach der Trompeterstraße und der Gasse „am See" bis zur Annenstraße ausdehnte. Da, wo das Bismarckdenkmal steht, das uns an den ersten Reichskanzler erinnert, traf man früher auf die Stadtmauer, durch welche das Seetor führte. Die Festungswerke sind gefallen. Der zugeschüttete Stadtgraben ist in Anlagen und Alleen verwandelt worden.

Der von hier aus südlich gelegene Stadtteil, „die Seevorstadt", erfuhr seine wesentlichste Veränderung durch die Erbauung der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn. Um eine gerade Verbindung vom Böhmischen Bahnhof nach dem Altmarkt zu schaffen, entstand die Prager Straße (1851). Die bisherigen Gartenländereien zwischen Bahnhof und Waisenhausstraße wurden bebaut. So entstanden die Mosczinsky- und andere Straßen, welche wir zusammenfassend als das „Englische Viertel" bezeichnen. In ähnlicher Weise wurden jenseits der Bahn die Felder bebaut. Diese ganze Südvorstadt trägt den Charakter der

Neuzeit. Großartige Geschäftsstraßen wechseln mit vornehmen Villenvierteln. Daß aber Fremde gern hier Wohnung nehmen, lehren uns schon die Namen der hier stehenden Kirchen. Am Güntzplatze hat sich die evangelisch-reformierte Gemeinde 1895 ein neues Gotteshaus erbaut. Auf der Wiener Straße finden wir die Anglikanische, auf der Bernhardstraße die Schottische, am Reichsplatz die Amerikanische und am Ende der Reichsstraße die reizvolle Russische Kirche. Welcher Verkehr flutet am Wiener Platze an uns vorüber! Der Hauptbahnhof ist eine der bedeutendsten Bahnhofsanlagen Deutschlands. In den langen Hallen eilen täglich viele Züge aus und ein. Auf dem Platze draußen kommen von allen Seiten elektrische Wagen, Automobile, Droschken, Zweispänner und anderes Fuhrwerk an; Fußgänger und Radfahrer, Einheimische und Fremde eilen vorbei: ein wechselvolles Bild des unruhigen, hastenden Lebens einer Großstadt.

Jenseits der Bahn erreichen wir am schattigen Bismarckplatze die Reichsstraße und gelangen zur Technischen Hochschule mit ihren Hörsälen und Arbeitsräumen, einer Bildungsstätte für Architekten, Ingenieure, Chemiker u. a. Sie hat sich in den letzten Jahren so entwickelt, daß ein besonderer Neubau mit musterhaften Anlagen, namentlich für Maschinenkunde, errichtet wurde. Er liegt an der Helmholzstraße und George Bährstraße. Dieser Straßenzug bildet ungefähr die Ostgrenze des im westlichen Teile der Südvorstadt gelegenen „Schweizerviertels“. Da, wo sich jetzt dieser neuzeitliche Stadtteil mit seiner stattlichen Lukaskirche ausbreitet, sah man noch vor fünfzig Jahren nur fruchttragende Felder, die bis nach Räcknitz reichten. —

In der Lehmgrube.

Von der Südvorstadt aus steigen wir zur hochgelegenen Vorstadt Räcknitz empor und gelangen auf die Franzenshöhe, von der aus wir den ganzen Höhenzug überblicken. Vor uns liegt das von drei Eichen beschattete Moreaudenkmal, welches uns an die blutigen Schlachttage des 26. und 27. August 1813 erinnert. Der grüne Volkspark in Räcknitz deutet uns die Lage des Hochbehälters vom Wasserwerk II an. Nachdem wir den Blick über die schöne Vaterstadt und die fernen nördlichen Höhen der Lößnitz, der Heide und von Loschwitz bis Pillnitz haben schweifen lassen, wenden wir ihn wieder der näheren Umgebung zu. Wir bemerken sowohl in der Richtung nach der Vorstadt Plauen, wie auch ostwärts gegen Mockritz und Strehlen hin eine Anzahl hochragender Dampfessen.

Sie bezeichnen uns die Stellen, wo bedeutende Lehmlager durch eine einträgliche Industrie ausgebeutet werden. Wir richten unsere Schritte nach der zunächstgelegenen Dammmüllerschen Ziegelei in Vorstadt Zschertnitz.

Indem wir das Gefilde der Schlacht bei Dresden verlassen, betreten wir eine von zahllosen Trümmern bedeckte Fläche, die wir gewissermaßen auch als ein Schlachtfeld besonderer Art bezeichnen dürfen. Wir stehen vor den Rollblöcken, die einst der Gletscher der Eiszeit vom hohen Norden Europas hereintrug. Nicht ein zweitägiges Ringen kam hier zum Abschluß, sondern ein vieltausendjähriges; nicht feindliche Menschen drückten hier die Brust im Kampfe gegeneinander, sondern starre Felsbrocken stießen unter der Wucht des Gletschereises hart auf eingelagerte Blöcke. Nicht in heißen Sommertagen vollzog sich dies Ringen, sondern in kalter, viel tausendjähriger Eisesnacht wurden die nordischen Streiter auf der Walstatt niedergestreckt.

Die ehemals eckigen Gesteinsbrocken sind vor Jahrtausenden von den Felsen des skandinavischen Gebirges abgebrochen und auf das Gletschereis gerollt, das sich infolge seiner Schwere nach dem Festland Europas südwärts vorschob. Dabei sanken die Steine durch Gletscherspalten im Eise immer tiefer ein und gelangten endlich auf den Grund. Diese feste Steinpackung (Grundmoräne) schob der Eisstrom auf dem Gletscherboden mit fort, schliff die Steine rund und fügte ihnen jene Schrammen und Kritzen ein, die heute noch erkennbar sind. Die durch Reiben und Schleifen abgetrennten Teilchen, wie auch die Masse der völlig zermalmten Gesteine begleiteten als Schlamm und Sand den Gletscher und werden jetzt nach dem Wegschmelzen des Eises als Geschiebelehm bezeichnet, da sie die zahlreichen Geschiebe einbetten und umhüllen. Einzelne Blöcke sind von gewaltigem Umfang und bedeutender Schwere; sie bestehen aus Granit oder Syenit, die aus Skandinavien oder Finnland hereingetragen worden sind; Feuersteine, ja ganze Schollen der weißen Schreibkreide sind aus dem baltischen Gebiet hierher gelangt. Außerdem sind noch blaugraue Diabase, hellere Quarzite und Sandsteine, sowie Kalksteine mit eingeschlossenen Versteinerungen, dann Porphyre und Gneise aus den nordischen Gebirgen vertreten.

Derartige Ablagerungen von Geschiebelehm aus der Eiszeit finden sich außer in Zschertnitz noch in den Lehmgruben von Plauen, Altcoschütz, Gostritz und Leubnitz.

Der Geschiebelehm enthält aber auch zahlreiche Kalkbröckchen, die beim Ziegelbrennen störend einwirken. Deshalb bevorzugt der Ziegler mehr die darüberliegende, etwa 4—5 m mächtige Schicht des Gehängelehms. Der letztere ist dadurch entstanden, daß die Regenwässer in längstvergangenen Zeiten den Lehm- und Verwitterungsboden von den Berghängen abwärts spülten und an anderen Stellen ablagerten.

In jenen weit zurückliegenden Zeiten der Erdentwickelung, die der Gelehrte als Diluvialzeit bezeichnet, glich unsere Gegend den Steppen Rußlands oder Ungarns, und gewaltige Säugetiere nährten sich auf den grasreichen Ebenen. Daher finden wir in diesen Lehmschichten Zähne und Knochen der Tiere jener Zeit, so vom diluvialen Pferd, vom Mammut, Rhinozeros, Hirsch u. s. w. Das Königl. Museum besitzt wohlerhaltene Reste dieser Tiere aus den Lehmlagern von Prohlis.

In der Lehmgrube an der Mockritzhöhe bemerkte man vor mehreren Jahren in der obersten Schicht einige schwarze Stellen, in denen man beim Nachgraben neben Asche und Holzkohle, den Resten des Herdfeuers, noch Tonscherben von Gebrauchsgefäßen, Reibschalen zum Mahlen des Getreides und Werkzeuge aus Feuerstein und Grünstein fand. Man hatte damit sogenannte Herdgruben geöffnet, die ehemals einigen der ältesten Ansiedler der Gegend in der sogenannten jüngeren Steinzeit als Wohnplätze und Feuerstellen dienten.

Das Kreuz am Wege.

Am Südende des Dorfes Leubnitz steht links im Hohlwege, der nach Kauscha und Goppeln führt, ein Steinkreuz. Altersgrau und arg verwittert ragt es aus den nickenden Gräsern des Hanges hervor. Infolge seiner Schwere ist es tief in den Boden eingesunken und ein wenig seitwärts geneigt. Als Zeuge einer längst entschwundenen Zeit berichtet es uns davon, wie auch ehemals schon der in der Menschenbrust auflodernde Zorn zu rascher Freveltat hinriß.

Vor vielen hundert Jahren, so erzählt sich das Volk, als noch die Fluren des Dorfes Leubnitz dem Cistercienserkloster Altzella bei Nossen gehörten, kam ein Mönch im Auftrage seines Abtes, um den Zins von den Hörigen des Klosters einzufordern. Ein Klosterbauer, der mit seinen Leistungen noch im Rückstande war, wurde hier im Hohlwege beim Zusammentreffen an seine Schuld erinnert, geriet aber darüber in hellen Zorn und erschlug den unwillkommenen Mahner mit dem Pflugstecken. Für diesen schweren Frevel wurde er verdientermaßen gestraft; er mußte zur teilweisen Sühnung seiner Tat dieses Steinkreuz setzen lassen.

Auch anderwärts, an stillen Dorfwegen, am Feldrain oder Waldessaume, schauen die altersgrauen, verwitterten Steine aus Gras, Moos und Heidekraut hervor und erzählen von Mord und versuchter Sühne oder auch von Unglücksfällen.

Die meisten der Steinkreuze stammen aus dem 15. und 16. Jahr-

hundert und zeigen die Form des Malteserkreuzes, dessen Arme nach den Enden hin sich verbreitern. An einzelnen von ihnen finden wir Armbrust, Schwert, Lanze, Beil, Dolch oder Pflugstock eingemeißelt und erfahren damit, welcher Mordwaffe sich die frevelnde Hand bediente.

Innerhalb unserer Stadtgrenze finden wir zwei solcher Steinkreuze vor. Im Großen Garten steht westwärts von der Fürstenallee an einem Seitenwege ein Kreuz mit eingemeißeltem Schwert. Als man 1904 die Werderstraße ausbaute, wurde an der ehemals tiefgelegenen alten Dippoldiswaldaer Poststraße ein Steinkreuz ausgegraben, das man an der Ostseite der Lukaskirche neu aufstellte.

Nahe der Kreuzungsstelle der Straße nach Klotzsche mit dem Moritzburger Wege steht ebenfalls ein altersgraues Kreuz mit verwitterter Inschrift, nach der hier im Jahre 1402 ein Diener des Burggrafen von Dohna erschlagen wurde.

Nach der goldnen Höhe.

Frischauf zur frohen Wanderfahrt nach den von Dresden südlich gelegenen Bergeshöhen! Wir schreiten die Bergstraße hinaus und gelangen auf die Höhe des Tonberges, die man meist als „Räcknitzer Höhe" bezeichnet. Kurz vor dem genannten Dorfe gewinnen wir einen Ausblick auf den am Hochbehälter des neuen Wasserwerks angelegten Volkspark. Die kleine Anhöhe gewährt einen prächtigen Blick auf die Stadt und die das Elbtal umrahmenden Höhen.

Beim Dorfe Kaitz schneiden wir das Kaitzbachtal. Der Kaitzbach entspringt bei Klein-Naundorf — 285 m Seehöhe — und mündet nach einem etwa 12 km langen Laufe bei der Augustusbrücke in die Elbe, deren Spiegel 105 m hoch liegt. Der Bach fällt also durchschnittlich auf jeden km seines Weges 15 m. Im Mockritzer Teich hat er sein Klärbecken, dessen Abfluß durch die Vorstadt Strehlen zum Großen Garten gelangt und hier die Carolaseen und die kleinen Wasserbecken des Zoologischen Gartens speist. Weiterhin tritt der Kaitzbach in die Bürgerwiese ein, die er zur Zeit der Schneeschmelze zuweilen überflutet. Im Goldfischteich erreicht der Lauf scheinbar sein Ende; er setzt sich indes unterirdisch bis zur Mündungsstelle fort.

Wir wandern von Kaitz bergauf nach Nöthnitz, Bannewitz, Welschhufe und merken an den uns begegnenden Lastwagen, daß die ansteigende Straße, die bereits in alter Zeit eine wichtige Verkehrsstraße nach dem östlichen Erzgebirge und nach den böhmischen Bädern war, jetzt

besonders der Abfuhr von Kohle und Sandstein dient. Nach kurzem Aufstieg haben wir die Goldene Höhe erreicht und befinden uns nun 345 m über dem Ostseespiegel oder 240 m über der Elbaue. Unsere Wanderung führte uns auf den Schichten des Pläners und weiterhin durch Sandstein aufwärts. Von unserm hochgelegenen Standort aus überblicken wir den östlichen Teil der Döhlener Kohlenmulde, vor allem das Kohlenfeld von Hänichen. Wir bemerken im Osten den Beharrlichkeitsschacht bei Rippien und südwärts den Becker- und Berglustschacht. Im Süden, jenseit der flachen Talmulde, erheben sich die Basaltkuppe des Wilisch sowie der Lugberg, während südostwärts der lange Rücken des Hohen Schneeberges den Horizont begrenzt. Auch über das sich nach der Elbe zu sanft abdachende Gehänge gewinnen wir eine herrliche Rundsicht, so daß wir befriedigt von dem wechselvollen Landschaftsbilde den Rückweg antreten.

Ein Wohltäter Plauens.

Eine Wanderung nach der Vorstadt Plauen führt uns durch die Räcknitzer Straße dem großen, im deutschen Renaissancestil erbauten Rathause zu. Der schöne Bau zieht unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Endlich entdecken wir aber dicht daneben unter großen, schattigen Bäumen ein einfaches, aber künstlerisch vollendet ausgeführtes Denkmal. Auf einem hohen Sandsteinblocke steht die Bronzebüste eines Mannes, aus dessen freundlich blickendem Antlitz Herzensgüte und große Tatkraft hervorleuchten. Auf dem Sockel lesen wir die einfachen Worte: T. Bienert, und darunter: die dankbare Gemeinde Plauen.

Wer war dieser Mann, dem die Gemeinde hier ein Denkmal errichtete? Es war ein einfacher, schlichter Mann. Durch zwei Tugenden, die er von seiner Mutter geerbt, und die er von Kindheit an aufs ernsteste pflegte, ist er der reichste Bürger Plauens geworden. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit waren die Wege, auf denen er vom armen Waisenknaben emporstieg zu den Höhen des Reichtums. Bienert war einer der tüchtigsten Großindustriellen und ist durch seine Herzensgüte der größte Wohltäter seines Wohnortes Plauen und weit noch über dessen Grenzen hinaus geworden. Sein Denkmal steht inmitten seiner Schenkungen. Zu dem schmucken Rathaus gab er den Bauplatz. Neben dem Rathaus erblicken wir ein stattliches Gebäude mit der Inschrift: Heger-Bienertstiftung. Es ist eine Kinderbewahr- und Beschäftigungsanstalt, eine Stiftung Bienerts, die keinen Zuschuß von der Gemeinde erhält. Das große Gebäude vor der Bienertstiftung ist die Bürgerschule, die nach der Ringstraße zu

einen großartigen Spielplatz und Schulgarten besitzt, wie er in solcher Größe wohl kaum von einer andern Schulanstalt Dresdens erreicht wird. Dieser Spielplatz mit Garten ist ebenfalls ein Geschenk Bienerts.

Wir wandern weiter und gelangen zu dem freien Rathausplatz mit dem schönen Müllerbrunnen, den die Bronzestatue eines wandernden Müllerburschen ziert, und der an seinem Sandsteinsockel die Worte trägt: Das Wandern ist des Müllers Lust. Der Brunnen ist von den Zinsen eines von Bienert gestifteten Kapitals von 50000 Mark geschaffen, die lediglich zur Verschönerung Plauens zu verwenden sind. Nicht weit davon erblicken wir die neue, schön gebaute Kirche; ihre Kirchenglocken, sowie ihre große Orgel sind Geschenke Bienerts. Auf dem Kirchhofe aber finden wir ein wunderbar schönes, von Professor Henze ausgeführtes Grabdenkmal, das in feiner, sinniger Weise an einer Reihe von Bibelsprüchen und künstlerischen Reliefs den Lebensgang des hochherzigen Stifters darstellt. Über die Kirchhofsmauer herein schauen die großen Schornsteine, die hohen Speicher und Fabrikgebäude der Bienertmühle, der ehemaligen Hofmühle in Plauen. Hier, neben seiner Arbeitsstätte, ruht im Grabe jener rastlos tätige Mann, der bei seinem Tode eine Stiftung von einer Million hinterließ. Als warmer Menschenfreund hat er in seinem Testamente bestimmt, daß die Zinsen dieses Kapitals zu einem Drittel armen Waisen zufließen sollen. Bei der Konfirmation erhält jede Waise ein Sparkassenbuch mit 500 Mark Einlage, frei verfügbar mit dem 25. Lebensjahre. Die Zinsen von 250000 Mark werden zurückgelegt, bis die Stiftung ein Kapital von 2 Millionen erreicht hat, was im Jahre 1939 der Fall sein wird. Es gelangten im Jahre 1903 9700 Mark zur Verteilung an arme evangelische Waisenkinder Dresdens und Plauens. Die übrigen Zinsen des großen Kapitals verteilen sich nach vom Stifter festgesetzten Prozentsätzen auf Wohltätigkeitsanstalten, wie Ferienkolonien, Volkswohl, Bürgerhospital, Carolahaus, Diakonissenanstalt, Kinderheilanstalt u. s. w. Die Vereine Plauens, wie Frauenverein, Gemeinnütziger Verein, Turnverein u. s. w. haben außerdem ansehnliche Zuwendungen erhalten.

Wie war der Lebensgang dieses edlen Mannes? Und wie kam er zu dieser hochherzigen Gesinnung und zu einem solchen Vermögen?

Er hat seine Lebensgeschichte selbst aufgeschrieben und im Vorwort den Grund dafür angegeben. Er schreibt: „Ich wollte durch diese Blätter zugleich zeigen, und es dürfte dies auch für weitere Kreise wissenswert sein, wie ich als einfacher Handwerker, in den ärmlichsten Verhältnissen geboren und erzogen, mit sehr dürftigen Schulkenntnissen ausgerüstet, es zu so beträchtlichem Wohlstande bringen konnte. Erbschaften habe ich nicht gemacht; mein vom Vater übernommenes Vermögen betrug 75 Taler. In der Lotterie konnte ich nicht gewinnen, weil ich nicht spielte. Auch von

Spekulationen habe ich mich ferngehalten. Aber ich habe in meinem Leben viel, sehr viel gearbeitet und mit Verstand und Überlegung gearbeitet. Der ehrlichen Arbeit allein verdanke ich meinen Wohlstand."

Traugott Bienert war am 21. Juli 1813 in Eschdorf bei Pillnitz als der älteste Sohn eines Müllers geboren. Die Mühle war klein und die Wasserkraft gering, so daß der Vater im trocknen Sommer oder im starken Froste oft nur das Mahllohn von 25 Pfennigen täglich verdienen konnte. Der Vater hatte deshalb um sein Fortkommen und das seiner Familie schwer zu kämpfen. Im strengen Winter 1822/23 hatte er sich die drei Weihnachtsfeiertage abgemüht, das Wasserrad vom Eise zu befreien, um abends einen Scheffel Korn zu mahlen. Bald darauf trat Tauwetter ein, und es zeigte sich, daß der Mühlendamm beschädigt war. Bei Ausbesserung des entstandenen Schadens zog er sich durch Überanstrengung und Erkältung ein Nervenfieber zu, das nach wenigen Tagen seinen Tod herbeiführte. Er hinterließ eine Witwe, vier Kinder und eine verschuldete Mühle. Die Mutter übernahm die Mühle; ein Müllergeselle wurde angenommen, wodurch die Mutter erst recht auf die größte Einschränkung und Sparsamkeit angewiesen war. In seinen Lebenserinnerungen sagt T. Bienert:

„Wir Kinder wurden sehr streng zur Arbeit und Sparsamkeit erzogen. Die Mutter duldete nicht, daß wir wie andere Kinder uns im Dorfe herumtummelten. Im Sommer mußten wir in den Wald gehen und Holz und Zapfen lesen, um Feuerungsmaterial für den Winter zu haben. An den Winterabenden wurde bis 12 Uhr gesponnen, was mir manchmal recht schwer geworden ist. Die Kost war sehr mager; Fleisch bekamen wir nur an hohen Festtagen, und unsere Kleider waren aus grober, grauer Leinwand hergestellt, wie ich sie jetzt zu meinen Getreidesäcken verwende."

Sobald er konfirmiert war, mußte er als Gehilfe in der Mühle arbeiten. Er hatte zuerst die Absicht gehabt, Schullehrer zu werden, aber es war der Mutter nicht möglich, das Geld dafür aufzubringen und ihn im Geschäft zu entbehren. Aber sein ganzes Leben lang hat er für die Volksschule und ihre Lehrer eine besondere Neigung gehabt. Als ihm in Plauen der Schuldirektor das neue Schulgebäude zeigte und ihn auf die wenigen Lehrmittel hinwies, die die Schule damals besaß, fragte Bienert beim Hinweggehen: Wieviel Geld würde wohl nötig sein, um Lehrmittel zu kaufen? Der Direktor antwortete: 5—600 Mark würden hierzu genügen. Am andern Morgen schickte Bienert ihm 3000 Mark zur freien Verfügung, eine Tat, die seine edle Gesinnung kennzeichnet.

Der Knabe Bienert erlernte nun die Müllerei und tat alles, was in seinen Kräften stand, der Mühle den Ruf zu erwerben, das schönste Mehl und das beste Brot in der Umgegend zu liefern. Bald konnte er auf die Lohnmüllerei verzichten, die Einrichtungen seiner Mühle verbessern und

ihre Leistungsfähigkeit erhöhen. Mit dem 24. Lebensjahre übernahm er mit seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder die Mühle und konnte der Mutter und Schwester je 1000 Taler herauszahlen. Bald darauf erlangte er auch die Erlaubnis, an zwei Wochentagen Brot in Dresden verkaufen zu dürfen. Im Jahre 1843 verheiratete er sich mit der Tochter des Gutsbesitzers Leuthold in Schullwitz. „Die Gefährtin meines Lebens," schreibt er in seinen Erinnerungen, „ist mir eine vielbewährte Helferin gewesen und geblieben. Die so bescheidene, rüstig schaffende Frau mit dem edlen Herzen hat an meinen Sorgen redlich teilgenommen. Das Gefühl innigsten Dankes für alles, was sie als ein echtes und treues Weib für mich und unsere Kinder getan hat, nehme ich mit mir ins Grab." Im November 1843 fand die Hochzeit und Übersiedelung nach Dresden in das neue Haus auf der Bautzner Straße statt. „An Vergnügungen," schreibt er, „war in unserer jungen Ehe nicht zu denken. Unser Sinnen, wie unsere Tätigkeit waren zunächst darauf gerichtet, wie wir aus der sorgenvollen Lage herauskommen konnten. Und wenn es damals eine Freude für uns gab, so war es die, zu finden, daß und wie es vorwärts ging, und daß unsere Abrechnungen stimmten." Er pachtete, um genügend und gutes Mehl zu haben, im Liebetaler Grund eine Mühle, sowie die Brettmühle in Radeburg. Die Überwachung dieser drei auseinander-liegenden Geschäfte war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Er pachtete daher 1852 die Hofmühle in Plauen. Hier begann nun erst das Feld seiner großartigen Tätigkeit. Die Hofmühle war damals in schlechtem Zustande; 7 Gesellen und ein Mühlführer bildeten das ganze Personal.

Es war sein eifrigstes Bestreben, die Mühle zu einer leistungsfähigen industriellen Großanlage umzuwandeln. Er reiste nach Österreich und führte Mahlgänge nach Wiener System ein, um feine Mehle herzustellen, wie sie bisher in gleicher Beschaffenheit in Sachsen und ganz Norddeutschland nicht gemahlen wurden. Kein Jahr ist vergangen, ohne daß Bienert Vergrößerungen und Verbesserungen in seiner Mühle vorgenommen hätte. Bis zum Jahre 1872 hatte er für 144000 Taler Bauten aus eigenen Mitteln ausgeführt. 1872 kaufte er vom Staate die Hofmühle für 150000 Taler, die bei Übernahme seiner Pacht nur einen Wert von 37000 Taler gehabt hatte. 1874 errichtete er eine Gasanstalt für den gesamten Ort, desgleichen 1875 eine Wasserleitung, und 1881 führte er durch die Walzenmüllerei eine vollständige Umgestaltung seiner ganzen Müllerei herbei. Im Jahre 1881 übergab er die Leitung des Geschäftes seinen beiden Söhnen und nahm seinen Wohnsitz in Dresden. Aber jahrelang kam der nie rastende Mann regelmäßig in jeder Woche zweimal nach Plauen und hielt sich von früh 8 Uhr bis abends 6 Uhr dort auf, um mit zu raten und zu helfen. Er war unterdes zu großem

Wohlstande gelangt. Für seine Beamten und Arbeiter hatte er schon 1881 eine Pensions- und Unterstützungskasse gegründet und dazu ein Kapital von 150000 Mk. geschenkt.

Am 22. Oktober 1894 starb er und wurde am 25. Oktober auf dem alten Friedhofe zu Plauen beerdigt. In der Gemeinde, in der er sein größtes Arbeitsfeld besessen, und der er Helfer, Berater und Wohltäter gewesen war, ruht er für immer. Sein Andenken aber wird fortleben bis in fernste Zeiten!

Der Plauensche Grund.

Wir beginnen unsere Wanderung, die durch das Felsental der Weißeritz führen soll, an der Bienert-Mühle in Plauen und schreiten die Grundstraße entlang. Von hier aus genießen wir einen guten Überblick über die am linken Weißeritzufer liegenden „Ratssteinbrüche“. Die hohen, aus Syenit bestehenden Felswände werden von zahlreichen, fast senkrecht stehenden Klüften durchzogen und von einzelnen Gesteinsgängen durchbrochen. Der vom Syenit deutlich unterschiedene Pläner ist die Ablagerung eines ehemaligen Meeres, dessen Untergrund der Syenit bildete.

Dieser ist als frisches Gestein in zahlreichen Steinbrüchen aufgeschlossen. Die losgebrochenen Gesteinsmassen verwendet man als Bausteine, als Straßenschotter und nach sorgfältiger Bearbeitung als Pflastersteine. Der Syenit ist ein mittelkörniges Gestein, dessen Hauptbestandteile, rötlicher Feldspat und dunkelgrüne Hornblende, sich deutlich voneinander abheben. Wegen der im Syenit vorkommenden schwachen Kupfererze hat man früher an verschiedenen Stellen Versuchsbaue, leider erfolglos, angelegt.

An der Weißeritzbrücke befindet sich links das Restaurant „Forsthaus“. Hier wurden zur Zeit Augusts des Starken prunkvolle Hoffeste abgehalten. Weiterhin gelangen wir in die Felsenenge des tief in den Syenit eingeschnittenen Weißeritztales, über dessen ragende Felszacken der weißleuchtende Aussichtsturm des „Hohen Steines“ hereinschaut. Gegenüber der Weißeritzbrücke am Felsenkeller zeigen sich in dem steilabstürzenden Syenit zwei Gesteinsgänge aus Melaphyr, die von den Gesteinskundigen als eine merkwürdige Erscheinung geschätzt werden. Obwohl die Grundstraße erst 1745 ausgebaut wurde, ist sie doch ein Verkehrsweg von hervorragender Bedeutung. Der Plauensche Grund ist das verhältnismäßig am dichtesten bewohnte und industriereichste Tal Sachsens. Infolgedessen herrscht hier eine außerordentliche Betriebsamkeit. Wir sehen die mit Syenit, Steinkohle, Brot, Bier, Glasgefäßen, Eisenwaren und

andern Industrieerzeugnissen beladenen Lastwagen in langen Reihen einander folgen. Die Grundstraße ist die verkehrsreichste in Sachsen. Auch die hindurchführende Eisenbahnlinie ist von besonderer Wichtigkeit; denn sie vermittelt die Verbindung der Hauptstadt mit dem Erzgebirge, dem Vogtlande und mit Süddeutschland.

Am Felsenhange des rechten Ufers wandern wir aufwärts und gelangen auf halber Höhe zu einem über der Eisenbahnbrücke liegenden Aussichtspunkte. Von hier aus überschauen wir den größten Teil der steilwandigen, mehrfach gewundenen Schlucht.

Das von unserm Standort sich darbietende Bild hat hohen landschaftlichen Reiz. Tief unter uns rauscht die Weißeritz, bald über grobes Blockwerk, bald über Geröll dahin. Gegenüber steht auf steiler Felswand die Begerburg. Schroffe Wände, Vorsprünge und Gehänge geben diesem Teile des Felsentales einen wildromantischen Charakter. Vom Grunde führt die neugebaute Straße in steilem Bogen nach Dölzschen hinauf; sie kann somit als Beispiel einer Bergstraße gelten. Beim Aufstieg nach diesem freundlichen Dörfchen, dessen Häuser wir im Grünen leuchten sehen, können wir die sehr deutlich gelagerten Schichten der Plänerdecke besonders schön beobachten.

In der Bewachsung der Gehänge im Grunde ist ein auffälliger Unterschied zu bemerken. Während der nach Süden zu geneigte sonnige Hang (Sommerseite) keinerlei Buschwerk, wohl aber Kirschbaum- und Weinanpflanzungen zeigt, ist die nach Norden abfallende Seite wegen ihrer schattigen Lage (Winterseite) für den Anbau von Kulturpflanzen nicht geeignet und darum mit Laubwald und dichtem Buschwerk bestanden. Die Bewachsung des Geländes ist demnach von Bodenform und Sonnenlage abhängig.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit den menschlichen Ansiedelungen im Grunde zu, so bemerken wir, daß das enge Tal, welches Fluß, Straße und Eisenbahn aufnehmen muß, für die menschlichen Wohnungen nur wenig Raum übrig läßt. Es ist auffällig, daß die Längsseite der Häuser durchaus der Richtung des Tales entspricht. Es war nicht möglich, die Häuser zur Länge des Tales quer zu stellen. Die Besiedelung und Bebauung des Geländes ist von den örtlichen Verhältnissen abhängig.

Wir steigen jetzt am Steilgehänge zur Heidenschanze empor. Diese alte Höhe ist ein denkwürdiger Zeuge aus der grauen Vorzeit. Germanen und Sorbenwenden mögen hier nacheinander gehaust und ihren Göttern geopfert haben. Der Rundwall ist bis auf geringe Reste abgetragen. Der Innenraum steht unter dem Pfluge, und die Nordseite ist von

einem Steinbruch angeschnitten, so daß man die allmähliche Bildung der Ackererde durch Umwandlung des Syenites deutlich erkennen kann.

Wie aber ist diese Veränderung zustande gekommen?

Das feste Gestein hat seit seiner Entstehung fortgesetzt vielfache Angriffe erfahren, und noch heute wirken mancherlei Kräfte zerstörend auf dasselbe ein. Bald prallt der Regen auf den harten Fels und durchfeuchtet ihn; bald zieht der heiße Sonnenstrahl alle Feuchtigkeit aus ihm heraus und durchglüht ihn, bis wieder ein Regenschauer ihn trifft oder gar der harte Winterfrost ihn bis ins Innerste durchdringt.

Diese Witterungserscheinungen können nicht ohne Einfluß bleiben. So hart und widerstandsfähig der Fels erscheinen mag, der öftere Wechsel von Nässe und Trockenheit, Hitze und Kälte, kurz, die Witterung wirkt zersetzend auf ihn ein. Er verliert sein frisches Aussehen; an seiner Oberfläche zeigen sich zahllose Risse und Sprünge; ja, es lösen sich bald kleine Brocken des Gesteins los und lagern nun als sogenannter Gesteinsgrus obenauf. Die Zersetzung schreitet weiter fort; der Feldspat löst sich auf in Tonerde, und bald bedeckt eine leichte Bodenschicht den Fels. Diesen ganzen Vorgang nennen wir Verwitterung, weil die Ursache der Zersetzung in der Witterung zu suchen ist. Noch während die geschilderte Auflösung des Felsens im Gange ist, siedeln sich die ersten Pflanzen an, die das Zerstörungswerk wesentlich fördern helfen. Die Würzelchen dringen in die Risse des Gesteins ein und bohren und lockern beständig. Unter der Pflanzendecke geht die Verwitterung nun sicherer und schneller als vorher von statten, weil dem im Moospolster aufgesparten Regenwasser eine auflösende Kraft eigen ist.

Die durch Pflanzenmoder entstehenden erdigen Teile vermischen sich allmählich mit dem lockeren Gesteinsgrus, und so entsteht eine Bodenart, die zum Anbau von Nutzpflanzen geeignet ist und deshalb als Ackererde bezeichnet wird. —

Ganz anderer Art als die bisher geschauten Syenitbrüche ist der oben bei Altcoschütz in der Nähe der Heidenschanze gelegene Bruch. Dessen Gestein zeigt deutlich die wagerechte Schichtung und senkrechte Klüftung. Wir schlagen mit dem Hammer ein Stück Stein los und erkennen es als Sandstein; denn die frische Bruchfläche zeigt, daß unser Stück aus lauter feinen Sandkörnchen zusammengesetzt ist. Der Sandstein ist schwerer als Pläner und heller, mehr graugelb gefärbt. Wir haben auch die Freude, in den Sandsteinschichten einzelne Muschelreste zu finden.

Der Sandstein ist eine Bildung des Meeres, enthält Reste von Meerestieren, ist in Lagen oder Schichten abgesondert und durch senkrechte Klüfte geschieden. Der Sandstein bildet sich aus harten Quarzkörnchen,

die durch Druck und wohl auch durch Kalk oder Kieselsäure verbunden wurden.

Wir verlassen den Steinbruch, wandern durch das Dorf Altcoschütz, dessen Dorfplatz noch deutlich die slavische Dorfanlage erkennen läßt, und gelangen zum „Hohen Stein", wo wir von dem Felsvorsprung in den Plauenschen Grund hinunterschauen.

Wir verfolgen den zurückgelegten Weg mit dem Auge und suchen die Punkte, bei denen wir beobachtend verweilten. Der Sandstein, den wir zuletzt betrachteten, tritt an der Oberfläche nicht merkbar hervor. Es ist diese bescheidene Zurückhaltung dem Landwirt dieser Gegend recht erwünscht; denn der Sandstein ist durchaus nicht ein Förderer der Landwirtschaft, weil er bei der Verwitterung nur unfruchtbaren Sand erzeugt. Wohl aber ist der frische Stein als bildsamer Baustoff dem Bildhauer und Architekten willkommen.

Schauen wir von unserm hochgelegenen Standorte hin auf unsere Vaterstadt, die in ihrer herrlichen Schöne vor uns liegt! Die hochragende Kuppel der Frauenkirche, die Katholische Kirche und alle die großen Kunstbauten: die Stätten der Kunst und Wissenschaft, die öffentlichen Gebäude und Paläste, sie alle sind aus hartem Sandstein errichtet.

Und schauen wir rückwärts! Jene Höhen (die Goldene Höhe, die Prinzenhöhe), die zu uns herüber grüßen, sie sind aus sandigen Ablagerungen des Kreidemeeres gebildet. Wenden wir den Blick nach Osten, so erkennen wir in der Ferne die Tafelberge des Elbsandsteingebirges, deren merkwürdige Felsgebilde ebenfalls aus Sandstein bestehen.

Die Weißeritz.

Ein für unsere Stadt wichtiger Wasserzufluß ist die Weißeritz, welche innerhalb des Dresdner Stadtgebietes in die Elbe aufgenommen wird. Die Weißeritz hieß in sorbischen Zeiten Bistrice, aus welchem Namen mit der Zeit der gegenwärtige entstand. Er bedeutet „schnell, ungestüm" und deutet darauf, daß dieser Fluß schon damals ein wilder Geselle war. Die Weißeritz besteht aus der Vereinigung der Wilden und Roten Weißeritz. Das Gefälle beträgt von der Vereinigungsstelle in Hainsberg bis zur Mündung bei Vorstadt Cotta 72 m auf 13,8 km Flußlänge. Die Wassermenge des Flusses wurde mehrfach oberhalb der Eisenbahnbrücke im Plauenschen Grunde gemessen. Es floß bei Niederwasser eine Wassermenge von 204 Liter (0,204 cbm) in 1 Sekunde über die Schwelle des Flusses, während bei Hochwasser 190 000 Liter (190 cbm) in 1 Sekunde

im Flußbett dahinfluteten. In der verhängnisvollen Hochflut vom 31. Juli 1897 führte die Weißeritz der Elbe bei einer mittleren Geschwindigkeit von 3 m in der Sekunde sogar 290000 Liter (290 cbm) Wasser zu.

Das Bett des unteren Weißeritzlaufes liegt bei gewöhnlichem Wasserstande im Sommer fast ganz trocken, weil das Wasser durch den Dresdner Mühlgraben abfließt, der von Plauen bis zur Elbe führt. In früherer Zeit hatte dieser für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt große Bedeutung. An ihm lagen nicht weniger als dreizehn verschiedene Mühlen. Die meisten derselben sind verschwunden; nur im „Mühlgäßchen" hört man noch das Rauschen des Mühlrades. Am Mühlgraben hatten auch die Gerber ihre Arbeitsplätze, wie uns der Name „Gerbergasse" verrät. Der größte Teil des Grabens ist innerhalb der Stadt überdeckt und zum Teil mit Häusern bebaut.

Der alte Weißeritzlauf mündete früher in Friedrichstadt nahe der neuerbauten Eisenbahnbrücke in die Elbe. 1892 verlegte man das Weißeritzbett von Löbtau an westwärts, so daß jetzt die Einmündung in der Nähe des Schusterhauses bei Cotta erfolgt. Bei der Hochflut im Sommer 1897 hatten die Fluten der Weißeritz die erst 1892 fertiggestellte Mündung gänzlich verändert und das Bett teilweise verlegt. Durch umfangreiche Unterspülungen der Ufer waren Bodenmassen von 140000 cbm hinweggerissen und 4 Häuser, darunter das bekannte „Schusterhaus", zerstört worden. Die festen Steinmauern, die aus dauerhafter Betonmasse errichteten Wehre und Brücken vermochten der Gewalt des Wassers nicht zu widerstehen. Als aber die Flut aus dem engen Weißeritzbett in das weitere Elbbett eintrat, in welchem noch Niederwasser vorhanden war, wurde die Schnelligkeit und Wucht des Stromes gemindert. Die mitgeführten Geröll- und Kiesmassen lagerten sich im Elblaufe ab und bildeten hier einen weit abwärts reichenden Heger, dessen Gesamtmasse auf 80000 cbm berechnet wurde. Da der Schiffsverkehr auf der Elbe durch den Kiesheger bedeutend gehemmt wurde, so war man gezwungen, durch mühevolles Baggern das Flußbett zu reinigen und die Mündung aufs neue zu befestigen.

Auch in der Urzeit mag die damals viel wasserreichere Weißeritz an ihrer ehemaligen Mündung in Friedrichstadt bei Überflutungen große Schotterbänke gegen die Elbe vorgeschwemmt haben, die man damals freilich nicht entfernte. Durch häufige Wiederholung derartiger Anschwemmungen entstand ein breites Schotterfeld, das dem Laufe der Elbe abgewonnen wurde. Diese wurde dadurch zu der bekannten Ausbiegung nach Norden genötigt, die man als „Pieschener Winkel" bezeichnet. Das so gewonnene Gelände, das „Große Gehege", ist demnach ein Geschenk

der Weißeritz. Da aber das Gebiet bei jedem größeren Hochwasser von der Elbe überflutet wird und von ihr eine Schlammdecke erhält, so dürfen wir das flache Gefilde gleichzeitig auch als ein Geschenk der Elbe preisen. An beiden Weißeritzmündungen vermochten wir die zerstörende und die aufbauende Tätigkeit des fließenden Wassers zu erkennen. Die Weißeritz ist eine von den kleinen, die Elbe aber eine von den großen Adern unsres Erdkörpers. Wie das Blut in den Adern des menschlichen Körpers die nährenden Stoffe mit sich führt und in den Körperteilen absetzt zu gedeihlichem Wachstum, so bewegt und trägt das Wasser unsrer Weißeritz und Elbe die Stoffe zum Aufbau neuer Erdschichten hinab zum Meere.

Die Döhlener Kohlenmulde.

Wir wandern auf der hochgelegenen Straße von Döltzschen nach Oberpesterwitz und schauen in das ausgedehnte Döhlener Kohlenbecken hinab, das sich hier unserm Blick öffnet. Die reichen Vorräte an wertvollen Steinkohlen, welche man in Zauckerode, Döhlen und Burgk dem Erdenschoße entnimmt, haben einen hervorragenden Wert für Dresden und seine Umgebung erlangt. Der Kohlenbergbau hat eine bedeutende Industrie hervorgerufen, und beide Erwerbszweige zusammen erzeugten in dem dichtbevölkerten Tale einen lebhaften Verkehr. Die zahlreichen Dampfessen, aus denen die meist über dem Tale lagernde Rauchwolke quillt, verraten uns die Stätten des Gewerbfleißes. Jenseit des Tales schaut die steile Kuppe des Eichberges auf das industriereiche Potschappel herab. Die Kohlenbahn windet sich wie eine echte Gebirgsbahn in vielen Schleifen an den Hängen bis zur Höhe des steilen Windberges empor, um die nach Osten zu gelegenen Schächte mit der Verkehrslinie des Tales zu verbinden.

Das gesamte Kohlenbecken, von dem die Döhlener Kohlenmulde nur ein Teil ist, erstreckt sich etwa von Maxen bis Wilsdruff in einer Länge von 20 km und einer Breite von 7 km. Es wird durch einen unterirdisch sich hindurchziehenden Bergrücken der Länge nach in zwei Teile getrennt: in das Döhlener Kohlenbecken, das alle jetzt fördernden Kohlenwerke von Zauckerode, Burgk und Hänichen umfaßt, und in das Hainsberg-Quohrener Becken, in dem man bisher erfolglos Versuchsbaue anlegte (Cottaschacht bei Quohren). Weiter wandernd, gelangen wir bei Kohlsdorf in ein kleines Nebenrevier, in welchem ehemals das „schwarze Gold“ zu Tage trat und auf den Feldern und an

den Hängen offen dalag. Über die Entdeckung der Steinkohlen berichtet uns die Sage folgendes:

„Um die Mitte des 15. Jahrhunderts weidete an einem rauhen Herbsttage ein Kuhhirt seine Tiere auf der Flur von Kohlsdorf. Er zündete sich ein Feuer an und suchte dieses durch einen Aufbau von losen Steinen gegen den Wind zu schützen. Bald bemerkte er, daß die schwarzen Steine seiner Mauer in Brand gerieten und vom Feuer fast gänzlich zerstört wurden. So oft er den Versuch am Herdfeuer wiederholte, die schwarzen Steine verbrannten immer wieder. Obwohl noch viele Jahre vergingen, ehe man den Wert der hier lagernden Bodenschätze erkannte, wurde die Entdeckung doch nicht wieder vergessen." Kurfürst Moritz ließ dem Kohlenbergbau besondere Pflege angedeihen.

Das kleine Nebenrevier von Kohlsdorf ist freilich längst erschöpft. Die Steinkohlenwerke von Zauckerode, Burgk und Hänichen förderten 1902 rund 11 Millionen Zentner Steinkohlen im Werte von etwa 5,4 Millionen Mark. Es fanden dabei etwa 2900 Arbeitskräfte nebst vielen Angehörigen ihr auskömmliches Brot.

Beim Herabsteigen von Kohlsdorf fällt uns die bewaldete Höhe des Burgwartberges auf, die weit ins Tal hereinragt. Wir wandern in den Plauenschen Grund hinab und gelangen an die mächtigen Schutthalden der Carolaschächte bei Potschappel. Eine hohe Dampfesse bezeichnet uns das Schachtgebäude, unter dessen Dach sich die Schachtöffnung befindet. Die Bergleute fahren von ihr aus etwa 220 m hinab, um das Kohlenflöz aufzusuchen, welches sich etwa 220 m unter Tag befindet. Die Steinkohle ist von tonigen und sandigen Gesteinen eingeschlossen, die man wegen ihrer meist roten Farbe als Rotliegendes bezeichnet. Dieses entstand aus Schlamm, in dem vor Jahrtausenden Pflanzen eingelagert wurden, die sich später in Kohle umwandelten. Alle bisher in den Kohlengruben gefundenen Pflanzenabdrücke stammen von Landpflanzen her, und zwar zeigen sie sämtlich die Eigenart der Sumpfgewächse. Unsere Kohlenflöze mögen also nach Art der Torflager aus Sumpfwäldern gebildet sein, in denen Siegelbäume, Schuppenbäume und hohe baumartige Farne und Schachtelhalme vertreten waren. Im ganzen Döhlener Becken findet sich die Kohle in einem 7 m mächtigen Hauptflöz, das allein abbauwürdig ist, und in mehreren schwach ausgebildeten Nebenflözen. Nach neueren Schätzungen werden die vorhandenen Kohlenflöze in etwa 30 Jahren völlig abgebaut sein.

Ehemals war die Kohlenmulde ein flaches Becken, in welchem die Schichten wagerecht gelagert waren. Dieses einheitliche Bild ist später durch Hebungen der Bodenfläche gestört worden, indem drei große „Ver-

werfungsspalten" sich bildeten, an denen die Schichten ganz bedeutend verschoben oder „verworfen" wurden.

Auf unserm Heimwege durch Döhlen und Potschappel begleitet uns überall das Geräusch einer lebhaften Geschäftigkeit. Das Pfeifen und Rasseln der Maschinen, das Brausen und Klirren in den Werkstätten, das Rollen der Kohlenzüge reden deutlicher als Menschenwort von dem Wert der unterirdischen Schätze für die Gewerbetätigkeit der Menschen.

Nach dem Zwinger.

Am westlichen Ausgange der Brüdergasse bezeichnet der Klosterhof den Platz, wo Kloster und Gotteshaus der Franziskaner standen. Wir lenken unsere Schritte dem Zwinger zu. Der Schloßbrand 1701 war die Veranlassung, daß August der Starke den Bau eines neuen, großartigen Schlosses mit ausgedehnten Gärten und großem Lusthofe plante. Nur letzterer aber ist fertig geworden. Wegen seiner Lage am Zwingergarten erhielt er den Namen Zwinger. In jener baulustigen Zeit der polnischen Könige, da ausländische Künstler berufen wurden, Dresden umzugestalten, haben zwei sächsische Architekten ihren Ruhm begründet für alle Zeit: George Bähr durch den Bau der Frauenkirche und Matthäus Daniel Pöppelmann durch den des Zwingers in den Jahren 1711—22. Dieser eigenartige Kunstbau zeigt nach Anlage und Ausführung den Zweck, dem er dienen sollte, nämlich den höfischen Festen eine würdige Stätte zu bereiten. Der Nordflügel blieb offen. Geschlossen wurde er erst 1849, als Gottfried Semper durch den reich mit plastischem Schmuck gezierten Museumsbau eins der hervorragendsten neuzeitlichen Bauwerke für Dresden schuf. Ein Tempel der Kunst ist dieses Museum, in dem unsere weltberühmte Gemäldegalerie sich befindet, die den Dichter Herder veranlaßte, Dresden als Elbflorenz zu preisen. Tausende von Fremden ziehen alljährlich durch ihre Hallen, um die Schätze an deutschen, niederländischen, besonders aber italienischen Malereien zu bewundern. Das kostbarste Stück ist das in einem Zimmer allein aufgestellte, als Sixtinische Madonna bekannte herrliche Gemälde, welches Kurfürst August für den Preis von 20000 Dukaten erwarb. Ebenfalls im Museum untergebracht ist die von August dem Starken begründete und von seinen Nachfolgern vermehrte Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen. In ungefähr 1400 Mappen und Bänden mit etwa 300000 Blättern wird hier „das Seltenste und Vorzüglichste der vervielfältigenden Technik" geboten. In den übrigen Hallen und Sälen des Zwingers finden wir das

Zoologische und Anthropologisch-ethnographische Museum, das Mineralogisch-geologische und Prähistorische Museum. In dem südwestlichen Teile des Zwingers, äußerlich durch die Normaluhr kenntlich, befindet sich der Mathematisch-physikalische Salon, eine reiche Sammlung von Fernrohren, Globen, Mikroskopen, Uhren, mathematischen Maßen, Instrumenten und ähnlichen Gegenständen.

Im Zwingerhofe finden wir von Meister Rietschels Hand das Denkmal von

Friedrich August dem Gerechten.

Der Fürst, vom Königsmantel umhüllt, sitzt auf einem Thronsessel und hält in der Rechten das Zepter, während die Linke sich auf ein Buch stützt, welches die Aufschrift „Gesetz“ trägt.

Nach der Wilsdruffer Vorstadt.

Wir gelangen durch die geschäftsreiche Wilsdruffer Straße auf den Postplatz. Noch vor etwa hundert Jahren sperrte hier das mächtigste Tor der Festung, das Wilische Tor, allen Verkehr ab. Und heute! Welche Änderung hat das Bild erfahren! Wie ist das gekommen? Die Erkenntnis, daß selbst die stärksten Festungsmauern den Bürgern keinen ausreichenden Schutz gewährten, die Notwendigkeit, Stadt und Vorstadtgemeinden zu einem größeren Ganzen zu vereinen, Sehnsucht nach Licht und Luft sprengten die trutzigen Mauern, mit deren Niederlegung 1811 begonnen wurde.

Der Postplatz mit seiner schönen Cholerasäule ist einer der verkehrsreichsten Plätze geworden. Eine Anzahl Straßenbahnlinien kreuzen sich hier. Das hier stehende Postgebäude reicht schon längst nicht mehr aus. An der Annenstraße sind darum prächtige Ersatzbauten entstanden. Doch schau in die Höhe! Welch dichtes Netz von Drähten umspannt von den Posttürmen aus die Stadt! Was hat das zu bedeuten? Hier haben die Kaiserlichen Telegraphen- und Fernsprechämter für die Altstadt ihren Sitz und bilden den Mittelpunkt für den neuzeitlichen Verkehr. —

Nun wenden wir uns der Wilsdruffer Vorstadt zu. Das Hauptgebäude derselben ist die 1578 erbaute Annenkirche. Um ihre Gründung hat sich Mutter Anna hohe Verdienste erworben. Aus Dankbarkeit errichtete die Nachwelt (1869) ihr zu Ehren in unmittelbarer Nähe das Annendenkmal. Aus einem Sockel von Grünstein erhebt sich eine einfache Granittafel mit dem von Rob. Henze entworfenen Standbilde

der Mutter Anna. Das Gebetbuch und der Schlüsselbund in ihren Händen versinnbildlichen ihre Frömmigkeit und ihren wirtschaftlichen Sinn. Mit der Kirche stand auch von Anfang an die 1579 gegründete Annenschule in Verbindung, der auf der Humboldtstraße ein neues Haus erbaut worden ist.

Ihre Toten begrub die alte Annengemeinde auf dem Annenfriedhof am Sternplatze. Schon längst aber wird er nicht mehr benutzt. Wie lange wird es noch dauern, und reges Leben flutet hin über die Totengrüfte! In der Neuzeit hat man weiter draußen, an der Chemnitzer Straße, einen großen Friedhof angelegt, auf dem manch berühmter Mann seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

An die andere Seite des Sternplatzes grenzt der Poppitz. Sein fremd klingender Name bedeutet Pfarrgut. Hier befand sich einst das Dorf Poppitz, dessen Felder der Frauenkirche gehörten. Unter Kurfürst Moritz wurde diese Gemeinde, wie auch das in der Nähe liegende Fischersdorf — der Fischhofplatz erinnert an seine Lage — dem Stadtgebiete einverleibt.

Und nun besuchen wir noch die Falkenbrücke. Unser Auge schweift über die Chemnitzer und Zwickauer Straße. Gegen 30 Fabrikschornsteine ragen empor. Wie mag es gekommen sein, daß gerade hier, wo einst am Weißeritzgraben zahlreiche Mühlen standen, seit 1878 ein so bedeutendes Fabrikviertel entstanden ist? Sicher ist in der Nähe des kohlenreichen Döhlener Beckens, in den Bahnanlagen und in der kurzen Entfernung bis zum Elbstrome der Hauptgrund zu suchen!

Wir gehen zur Annenkirche zurück und wenden uns dem Freiberger Platze, der früheren Entenpfütze, zu. Die von ihm zunächst nach Löbtau gerichtete Freiberger Straße führt am vereinigten Frauenhospitale vorüber, das unter dem Namen Maternistift bekannt und eine der ältesten Wohltätigkeitsanstalten unsrer Stadt ist. An der in gleicher Richtung laufenden Löbtauer Straße finden wir das Irren- und Siechenhaus. Die ganze Gegend, die wir hier zwischen dem Güterbahnhofe und der Weißeritz durchschreiten, ist das zweite große Industriegebiet der Altstadt.

Gehen wir am Freiberger Platze die Stiftsstraße weiter, so kommen wir, am Versorghaus vorüber, zur Gasanstalt mit dem städtischen Elektrizitätswerk für Beleuchtungszwecke, von welchem Lichtwerk seit dem 28. Nov. 1895 die Versorgung der Stadt mit elektrischem Lichte erfolgt. Wir überblicken jetzt den Wettiner Platz. Eine Zierde des Platzes ist die neuerbaute und namentlich in ihrem Innern sehr schöne Jakobikirche. Ihr gegenüber befindet sich das Wettinianum, ein 1884 errichtetes städtisches Gymnasium. Die Figurengruppe an seinem

Mittelbau stellt die Religion dar als Symbol des Guten und als Beschützerin der Wissenschaft. Die Verbindungsbahn zwischen Alt= und Neustadt erreicht hier den Wettiner Bahnhof. Die Wettiner Straße hat dem Zugang von außen eine gerade Verbindungslinie nach dem Postplatz und dem Stadtinnern geschaffen.

Der Cholera= oder Gutschmidbrunnen.

Er trägt seinen Namen nach dem Stifter, dem Freiherrn von Gutschmid. Die Bezeichnung als Cholerasäule sagt, aus welchem äußeren Anlaß der Brunnen errichtet wurde. Der edelmütige Gründer wollte die Einwohner seiner Vaterstadt, die in den Jahren 1841 und 1842 von der damals sehr verheerend auftretenden Cholera bedroht, indes verschont geblieben waren, durch den Anblick des Brunnendenkmals an Gottes Güte erinnern und zu fortdauernder Dankbarkeit ermahnen. Die Idee des hochherzigen Stifters brachte Professor Gottfried Semper in einer gotischen Spitzsäule zum Ausdruck. Sie zeigt große Ähnlichkeit mit den Türmen der Sophienkirche, hat jedoch den Vorzug, daß sie ein Bauwerk Dresdens in rein gotischem Stile ist. Die Säule ist 18 m hoch. Das ganze Denkmal ist von einem kunstvollen Eisengitter umschlossen. Der Unterbau zum Brunnen wird von einem granitnen Wasserbecken gebildet. An den vier Ecken der Spitzsäule sehen wir vier Gnomen in hockender Stellung je ein Wasserbecken tragen. Sie wollen andeuten, daß der segenspendende Quell aus geheimnisvoller Tiefe hervorsprudelt. Auf dem Rande der kleinen Wasserbecken und über denselben sind wasserspeiende Drachen, Löwenmasken und Salamander angebracht, die aus weitgeöffnetem Rachen den Wasserstrahl in das kleine Bassin oder in weitem Bogen hinab in den großen Wasserbehälter senden. In den Spitzbogenöffnungen stehen vier auf die reinigende und heilsame Kraft des Wassers sich beziehende Figuren: 1. Johannes der Täufer im härenen Gewande mit dem Kreuz in der Hand, 2. Winfried oder Bonifazius mit Kruzifix und Streitaxt, 3. Wittekind im Herzogsmantel mit Schild und Streitaxt und 4. die heilige Elisabeth mit einem Körbchen voll Rosen. Drei Seiten des Brunnens tragen die Worte des 91. Psalms, Vers 7 und 11: „Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen; denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ Die vierte Seite trägt Gutschmids Wappen und eine Bronzetafel mit Angaben über den Stifter und Künstler.

Friedrichstadt.

Da, wo sich der Stadtteil ausbreitet, den wir seit 1730 Friedrichstadt nennen, hatten die Slaven ein Dorf angelegt. Sein Name Ostra, d. h. Insel oder Werder, erklärt sich wohl daher, daß selbst bei mäßigem Hochwasser die Landfläche meist überflutet wurde, so daß sich das Dörflein wie eine Insel darin erhob. Das bei ihm gelegene Vorwerk mit seinen angrenzenden Äckern und Wiesen erwarb 1550 Kurfürst Moritz. Sein Bruder August errichtete hier, unterstützt von seiner wirtschaftlichen Gemahlin, der Mutter Anna, eine rühmlich bekannte Musterwirtschaft.

Die älteste Straße ist die Friedrichstraße. Sonst waren nur einige Plätze bebaut worden, bis August der Starke sich des Ortes annahm. Er ließ einen Marktplatz und geradlinige Straßen abstecken, die nach und nach mit Bauten besetzt wurden. Gehen wir die Friedrichstraße hinaus, so treffen wir auf das 1748 erbaute Katholische Krankenstift, auf die Katholische Pfarrkirche und den Katholischen Friedhof. Die freundliche Matthäuskirche ist die einzige Kirche Dresdens, die auf einem Gottesacker steht. Da derselbe nicht mehr ausreicht, so ist vor dem Briesnitzer Schlag ein neuer Friedhof angelegt worden. Auch die katholische Gemeinde hat hier einen zweiten gegründet. Das hervorragendste Gebäude auf der Friedrichstraße ist das ehemalige Palais des Grafen Brühl, das später in den Besitz des Grafen Marcolini und 1849 samt seinem herrlichen, heute noch von Kunstverständigen bewunderten Neptunsbrunnen in den der Stadt überging. Glänzende Feste sind einst in diesem Palaste gefeiert worden, namentlich zu der Zeit, als Napoleon in demselben wohnte, — und jetzt ist es eine Heil- und Pflegestätte für mehr als 1000 Kranke.

Ebensowenig wie die Versorgung der Armen sah zur Zeit des Mittelalters die Stadtgemeinde die Pflege der Kranken als ihre Aufgabe an. Man brachte zwar seit dem 13. Jahrhundert die Aussätzigen im Bartholomäihospitale und im 16. Jahrhundert die Pestkranken in besonderen Häusern unter, tat dies aber lediglich zu dem Zwecke, sich vor Ansteckung zu bewahren. Die anderen Kranken wurden der Privatpflege überlassen. Gegen die Geisteskranken, die man die „Toren" nannte, verfuhr man geradezu grausam. Nicht nur, daß man dieselben durch den Henker körperlich züchtigen ließ, sondern man suchte auch sich ihrer sobald als möglich zu entledigen. Nahm sich derselben niemand an, so sperrte man sie zunächst in Gefängnisse ein. Sodann versorgte man sie notdürftig mit Kleidung und einem Zehrpfennig, und ein Knecht führte sie mehrere Meilen weit hinweg, um sie schließlich ihrem Schicksale zu überlassen. Wie ganz anders jetzt! Kein Opfer hat unsere städtische Behörde gescheut, um das Stadtkrankenhaus,

das Siechen- und Irrenhaus zu Musteranstalten zu erheben. — In den Anlagen der Weißeritzstraße finden wir das Denkmal des Königs Anton. Unweit davon sehen wir die 1895 erbaute Markthalle, die bedeutendste unsrer Stadt. Zeitig mußt du aufstehen, um zu beobachten, wie Güterbahnwagen hier einfahren und Obst, Beeren, Südfrüchte, grünes Gemüse, Fleisch, Fische und andre wichtige Waren bringen, die dann wieder von Kleinhändlern nach allen Teilen der Stadt befördert werden. Aber auch Frauen und Dienstmädchen kaufen hier gern ihre Waren ein, wobei wie auf dem Jahrmarkte angepriesen und gehandelt wird.

Aus den gewaltigen Erdmassen, die beim Ausschachten des neuen Weißeritzbettes und des Hafens gewonnen wurden, errichtete man den Rangierberg. Weiter draußen auf der Weißeritz-Uferstraße gelangen wir zum Werkstättenbahnhofe, der eine große Fabrikanlage darstellt. Die für Betrieb und Beleuchtung nötige Elektrizität liefert das nahe Elektrizitätswerk des Staates. Der an der Löbtauer Straße gelegene städtische Bauhof ist der Stapelplatz für die Steine, die wir zu unsrem Straßenpflaster brauchen.

Unser Straßenpflaster.

Zu jeder Jahreszeit, selbst bei schlechtem Wetter, wandeln wir Städter auf ebenen, sauberen Fußbahnen und haben beim Überschreiten der Straßen meist nicht nötig, unsern Fuß mit dem Straßenschmutz in Berührung zu bringen, wie dies beim Begehen von Dorfwegen und Landstraßen doch unvermeidlich ist.

Der Herstellung des Straßenkörpers wendet man besondere Sorgfalt zu. Je nach der Art des Verkehrs wählt man widerstandsfähiges oder den Lärm dämpfendes, elastisches Straßenpflaster. Für ersteren Zweck hat man eine reiche Auslese aus den festesten Gesteinen Sachsens im städtischen Bauhof (an der Löbtauer und Berliner Straße) und an anderen Lagerplätzen aufgestapelt.

Wenn du in Neustadt die Leipziger, Bautzner oder Königsbrücker Straße wandelst oder in Altstadt die Ring- oder Rosenstraße, die Nicolai- oder Striesener Straßen gehst, so befindest du dich auf Lausitzer Untergrund; denn die Pflastersteine wurden aus den Grünsteinbrüchen von Wiesa bei Kamenz oder Niedergurig bei Bautzen oder von Taubenheim und Spremberg in der Oberlausitz genommen. Ein gleiches könnte der sagen, welcher die Berliner, Rehefelder, Wurzener oder Zwickauer

Straße besucht; denn hier ist Granit von Demitz bei Bischofswerda als Pflasterstein verwendet.

Große Strecken der Schäfer-, Freiberger, Löbtauer und Chemnitzer Straße, des Bischofswegs u. a. wurden mit Quarzporphyr gepflastert, der aus den Steinbrüchen der Hohburger Berge im Nordwesten Sachsens stammt.

Der feste Gesteinsbelag in der Schnorr-, Werder- und Gutzkowstraße, in der Weißeritzstraße und Stübelallee u. a. kam sogar aus glühenden Ofens Rachen; denn dort liegen im Guß geformte Schlackensteine aus Kupfer- und Silberschmelzhütten der Mansfelder Gewerkschaft in Eisleben.

Um in den Hauptstraßen das Tosen des Straßenverkehrs zu dämpfen, bedient man sich des Asphalt-, Holz- und Klinkerpflasters.

Mit Staunen beobachtest du, wie eine Schar fleißiger Arbeiter den heißen Asphaltbrei auf einer im Bau begriffenen Hauptstraße ausbreitet. Wisse, daß diese dampfende Masse in Wahrheit ein heißblütiger Südländer ist; denn sie entstammt den Gruben von St. Valentino in den Abruzzen oder von Avellina bei Catania in Sizilien.

Zwischen den Straßenbahngleisen in der Maximiliansallee befindet sich Holzpflaster, welches aus dem Eichen- und Buchenbestande des Sachsenwaldes stammt. Neuerdings ersetzt man diese Hölzer aus Bismarcks Wäldern durch „australisches Hartholz" von Eukalyptusstämmen, den stattlichsten Waldbäumen Australiens.

In den Straßen mit geringerem Fahrverkehr, z. B. An der Mauer, Stolpener Straße und Reißigerstraße verwendet man zum Pflastern sogenannte Klinkersteine aus der Leubnitzer Ziegelei, in der man die gelben Würfel aus grauem Plänermergel, dem Schlamm des ehemaligen Kreidemeeres, formt und brennt. Auf den Fußwegen der König-Johannstraße, der Reichsstraße, Königsbrücker und Berliner Straße liegen Klinkersteine und -platten aus dem Buschbad im Triebischtal bei Meißen. Die großen Platten der Fußbahnen entstammen den Granitbrüchen bei Bischofswerda. Zu dem Mosaikpflaster auf den Bürgersteigen und Plätzen verwendet man teils die bläulichgrauen Plänerwürfel aus den Brüchen von Cotta, Leutewitz, Gorbitz und Omsewitz, teils die rötlichen Porphyrprismen aus den Brüchen von Heida, Räcknitz und Thammenhain in den Hohburger Bergen.

So wandelt unser Fuß beim Beschreiten der heimatlichen Straßen bald auf Gebirgsmassen der Lausitz, des Erzgebirges oder der Hohburger Berge, bald über Schlackenmassen des Mansfelder Bergbaus oder über das Erdpech Italiens, bald über heimatliche Plänerschichten, bald auch über Holzwürfel von australischen oder niedersächsischen Baumstämmen. Aus allen Teilen des Landes, von nah und fern, wurden die Pflastersteine, diese Gnomen der Felstiefen, dem Schoße der Berge entrissen, daß

sie, Schulter an Schulter gedrückt, dem unablässig dahinwogenden Großstadtverkehr als sichere Grundlage dienen.

Das Rollen der Wagenräder, die stampfenden Pferdehufe und die schreitenden Menschenfüße lösen allenthalben von dem Pflaster, wie auch von den sich reibenden Holz- und Eisenstoffen, von Schuhwerk und Kleidern Teilchen und Fäserchen los, die sich im dauernden Bewegen noch weiter zerkleinern und sich mit allerhand Abfallstoffen vermischen. So wird der Straßenstaub geboren, für dessen weiteres Fortschaffen man eifrig besorgt ist. Die städtischen Straßenkehrer gehen ihm mit Gießkanne und Kehrbesen zu Leibe. Aufwirbelnde Windstöße tragen ihn auf die Dächer oder zu den geöffneten Fenstern in die Wohnungen, die er infolge seiner großen Anhänglichkeit mittels der Füße und Kleider der Bewohner auch auf anderem Wege erreicht.

Ordnende Frauenhände bekämpfen ihn mit Wisch- und Scheuertüchern und liefern ihn im Spülwasser gefangen der Schleuse aus, durch die er zur Elbe getragen wird. So werfen wir die zu Staub gewordenen Gebirgsmassen, die erst in mühseliger Arbeit zur Befestigung unserer Straßen herangezogen wurden, in mühevollem Ringen wieder aus Haus und Stadt hinaus.

Und doch kann es nicht anders sein; denn Staub und Schmutz und die beigemengten Krankheitskeime sind der Gesundheit sehr schädlich. Wir halten es für schimpflich, ihnen eine innige Anhänglichkeit zu bewahren.

Der Neptunsbrunnen.

Einer der schönsten Brunnen ist der Neptunsbrunnen im Garten des Friedrichstädter Krankenhauses. Wir treten von der Wachsbleichgasse in diesen jedermann zugänglichen Teil des Gartens ein. Vor der hochragenden Figurengruppe erblicken wir ein mächtiges Becken, in dessen Mitte kleine, von Wasser umrauschte Felsgruppen sich befinden. Aus zwei vereinzelt stehenden Felsgebilden steigt je ein starker Wasserstrahl senkrecht empor und läßt den Schwall des Wassers plätschernd niederfallen. Das weite, halbrunde Wasserbecken wird von zwei nach der Mitte sich erhebenden Rampen hufeisenförmig eingeschlossen. Die Aufgänge zu ihnen sind geschmückt mit je zwei großen Vasen. Die in der Mitte emporragende Hauptgruppe zeigt die Riesengestalten des Meergottes Neptun und der Meergöttin Amphitrite auf einem von Meerpferden gezogenen Muschelwagen. Eine liebliche Nymphengestalt und ein schwebender Zephyr (ein Knabe mit Schmetterlingsflügeln) lenken an zierlichen

Muschelketten zwei ungestüme wasserspeiende Seerosse. Zu beiden Seiten der Hauptgruppe lagern die Stromgötter des Nils und des Tiber in reichster künstlerischer Ausstattung. Dies alles vereinigt sich zu einem Gesamtbilde, das man wohl wegen seiner schönen Ausgestaltung, sowie wegen seiner reichen Gliederung und wirkungsvollen Anordnung der Springquellen als ein prachtvolles bezeichnen darf. Unsere Brunnengruppe stellt Neptun dar als einen kräftigen Mann von königlichem Ansehen, wie er, den Dreizack in der Rechten haltend, die Linke gebieterisch ausstreckt. Ihm zur Seite thront seine Gemahlin Amphitrite, die das Land „rings Umrauschende". Vom Zephyr (Windhauch) geleitet, ziehen die Rosse Neptuns (Wolken) über unsere Fluren, spenden das den Boden befruchtende Naß und geben die den menschlichen Verkehr vermittelnde Fülle für Ströme und Meere.

Ein Gang durch die Dresdner Glasfabrik.

Folge mir nach dem Westen der Stadt, wo die Freiberger Straße nach der Vorstadt Löbtau führt! Hier liegt an der verkehrsreichen Straße die Dresdner Glasfabrik, die größte Fabrikanlage Dresdens.

Wir überschauen eine große Zahl hoher und niedriger Gebäude, die sich zu beiden Seiten der Straße ausdehnen. Da die ganze Anlage von Hans Siemens gegründet und von Friedrich Siemens weitergeführt wurde, so bezeichnet man sie vielfach als die Siemens'sche Glasfabrik; sie ist aber bereits seit 1888 in den Händen einer „Aktiengesellschaft für Glasindustrie".

Wir schreiten vom Toreingange über den geräumigen Hof und überblicken die hier aufgehäuften Warenvorräte, namentlich Flaschen, welche von zahlreichen Arbeitsfrauen in Karren und Körben befördert werden. Die Fabrik bietet gegen 2500 Arbeitern Beschäftigung. Daraus erkennen wir, daß die Herstellung von Glaswaren unter den Industriezweigen Dresdens eine bedeutende Stellung einnimmt. Das Werk liefert jährlich allein gegen 100 Millionen Flaschen. Außerdem fertigt es noch mehrere Hunderttausende von Ballons zum Transport von Säuren, ferner Hartglas, Signalscheiben u. a. m. Zu dieser Fabrik gehört noch die Glashütte in Döhlen bei Potschappel, in welcher namentlich Beleuchtungsgegenstände, Glasbuchstaben und Dachglas erzeugt werden.

Es ist natürlich nicht möglich, bei unserem heutigen Beobachtungsgange alle diese Gegenstände entstehen zu sehen. Wir folgen dem Werdegange einer Flasche, wie wir sie in unserm Haushalt als Milch-, Bier- oder Weinflasche kennen.

Da das Glas vorwiegend aus Kieselsäure besteht, so kommt diese als nötiger Rohstoff in erster Linie in Betracht. Der Führer geleitet uns nach der Lagerstätte der Rohstoffe und berichtet uns, daß man zur Beschaffung der Kieselsäure weißen Sand, Feuerstein von der Insel Rügen, sowie Quarzfels verwendet.

Da in der Natur Gesteine vorkommen, welche die zur Bereitung des Glases nötigen Stoffe in annähernd gleicher Mischung enthalten, so kann man auch diese Gesteine zur Glaserzeugung benutzen. Solche natürliche Gesteinsgläser sind vor allen Dingen die Pechsteine, wie sie im Triebischtale bei Meißen vorkommen. Man bezieht dieses Gestein in großen Mengen und läßt es von Maschinen zerkleinern und zu Gesteinsmehl zermalmen. Auch der Feldspat von Arendal in Norwegen oder feldspatreiche Gesteine, wie Syenit aus dem Plauenschen Grunde, Granit aus dem Elbtal bei Meißen oder Gneis aus Böhmen lassen sich als Rohmaterial verwenden. Wir betrachten die an der westlichen Bretterplanke aufgehäuften Gesteinsvorräte und folgen unserm Führer sodann zu den Maschinen, die vor unseren Augen mit auffälligem Geräusch das Gestein zu Pulver zerstoßen.

Hierauf mischt man in einem backtrogähnlichen, hölzernen Gefäß die Rohstoffe nach einem bestimmten Verhältnis miteinander. Das Flaschenglas, dem wir heute unsere besondere Aufmerksamkeit schenken wollen, ist ein Kalkglas; es enthält gewöhnlich neben 69 % Kieselsäure 20 % Kalk, 6 % Kali, 3 % Natron und als färbenden Bestandteil 2 % Eisenoxyd. Diesem Gemisch fügt man noch allerlei Glasbrocken bei und führt es nun als sogenannten Glassatz dem Schmelzofen zu.

Wir nähern uns jetzt vorsichtig einem solchen länglichrunden Werkofen, der aus feuerfesten Steinen und Platten aufgebaut ist. Durch eines der runden Arbeitslöcher schauen wir vorsichtig aus einiger Entfernung hinein. Heiße Glut schlägt uns ins Gesicht. Unser Führer berichtet, daß darin eine Hitze von 1400—1500° C erzeugt wird. Die Öfen haben sämtlich Gasfeuerung. Das Gas wird in den sogenannten Generatoren aus Steinkohlen erzeugt, durch unterirdische Kanäle in den Schmelzraum eingeführt und unter Zuführung eines starken Luftstromes zur Verbrennung gebracht. In dem großen Innenraume des Schmelzofens kommen nun die eingeführten Rohstoffe in Fluß. Durch die Kraft des Feuers werden chemische Verbindungen aufgelöst und neue Verbindungen gebildet. Die unschmelzbaren Stoffe schwimmen als schaumige Glasgalle obenauf und werden von den Arbeitern abgeschöpft. Ist dann die Schmelzmasse gereinigt, so läßt man sie auf 700—800° C abkühlen. Während sie vorher weißglühend leuchtete, ist sie jetzt zur Rotglühhitze herabgesunken und kann nun wegen ihrer außerordentlichen Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit leicht

verarbeitet werden. Wir sehen die Glasbläser rings um den Wannenofen an den Arbeitslöchern in emsiger Tätigkeit. Jeder taucht ein 1,5 m langes eisernes Rohr, die Pfeife, mit dem unteren Ende in die dickflüssige Glasmasse ein und bringt die zum Formen nötige Stoffmenge zur Arbeitsöffnung heraus. Jetzt führt er das andere Ende der Pfeife zum Munde und formt durch kräftiges Blasen und geschicktes Schwingen aus dem glühenden Glasklumpen zunächst einen seifenblasenartigen Hohlkörper und endlich durch Einpressen in eine zweiteilige Form aus dem glühenden Glasklumpen eine wohlgestaltete Flasche. Sie wird mit Hilfe eines Wassertropfens durch einen leichten Schlag von der Pfeife abgesprengt und von den Gehilfen in den Kühlofen gelegt. Dort werden die Flaschen auf dem Boden reihenweis übereinander geschichtet, bis der Ofen gefüllt ist. Alsdann schließt man ihn ab und läßt ihn langsam erkalten.

Bei der Entleerung eines solchen Kühlofens werden die Flaschen noch einer Musterung unterworfen und alsdann dem Lager zugeführt. Von hier aus werden sie dann in Wagenladungen oder zu Schiff in die Ferne gesandt, um im Dienste der Menschen Verwendung zu finden.

Ein Blick auf die flammende Lohe in jenem Schmelzofen zeigt die Wahrheit des Schiller'schen Wortes:

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.

Mutter Erde aber gab den Baustoff für die Formen, die wir heute entstehen sahen. Sie spendet den Sand des Meeres, die erdige Kreide und den starren Fels. Beides aber, die gewaltige Himmelskraft und den rohen Erdenstoff, bezähmt und bezwingt der kühne Menschengeist.

Wenn wir das Glas zum Munde führen, so denken wir gewöhnlich nicht daran, daß sich der feldspatreiche Gneis Böhmens mit dem Feuerstein Rügens im Feuer innig verbinden mußte, um uns den Labetrunk zu bieten.

Der Zschoner Grund.

Wenn im Mai die Erde ihr Frühlingsgewand anlegt, dann drängt es uns, beim Spazierengehen das grünende Gefild der Heimat im Sonnenglanze zu betrachten. Lieblicher als auf allen Hängen und Matten lacht das Grün im schönen Wiesengrunde, der vom Zschonebach durchschnitten wird, und an dessen Hängen sich ein anmutiger Laubwald ausbreitet. Wir durchschreiten

die Fluren des Dorfes Briesnitz, nachdem wir an seinem hochgelegenen Gotteshause vorübergegangen sind. Über uns jubelt als frohe Sängerin des Feldes die Lerche; rings um uns ist ein Blühen und Sprießen, wie es wohl in den herrlichsten Auen der Fremde nicht schöner sein kann. Ja, die Heimat ist doch wunderschön! Wir steigen zur Talaue hinab und schauen hinüber! Auf den Hängen des Dorfes Merbitz zeigen sich die Kirschbaumpflanzungen im Schmucke des Blütenschnees, der in der Frühlingssonne blendend strahlt. Nun senken wir den Blick. Vor uns liegt das Wiesental, von bewaldeten Hängen lieblich umrahmt, während im Hintergrunde das Dorf Podemus zu erkennen ist. Ein sanft sich schlängelnder Pfad führt uns durch saftiges Grün zum rauschenden Bach, den wir überschreiten, um talaufwärts zu wandern. Dabei schauen wir im klaren Wasser manch bunte Bachforelle, die sich in diesem Bergwasser wohl und heimisch fühlt und unter den Steinblöcken Wasserinsekten erschnappt, bis sie selbst dem fischenden Müller ins Netz geht. Oben auf felsiger Höhe leuchten uns die blauen Sterne des Leberblümchens grüßend entgegen, während im Wiesentale die liebliche Frühlingsblume sprießt, von der Großmütterchen erzählt, daß ihre gelben Blumen den Himmel erschließen. Hier in der Aue herrscht die große Genossenschaft der Wiesenpflanzen, unter welchen besonders das Geschlecht der Gräser eine hervorragende Rolle spielt. Da von den umgebenden Hängen Wasser und Pflanzennährstoffe reichlich zugeführt werden, so gedeiht die ganze Sippe in üppigstem Wachstum.

Lieblich und anmutig ist auch der Pflanzenschmuck der Gehänge des Grundes durch die Herrschaft der Laubhölzer und durch die große Zahl der in ihrem Gefolge auftretenden Gewächse. Als Waldbäume treten im gemischten Bestande außer Buche und Ahorn besonders die Birke, Rüster und Erle auf. Als Unterholz kommen darin vor Hasel, Weißdorn, Brombeere, Himbeere und Holunder, während in ihrem Schatten Buschwindröschen, Haselwurz, Lungenkraut, Schattenblümchen u. a. m. häufig anzutreffen sind.

Ein halbverfallenes Stollenmundloch am rechten Steilufer, das sogenannte Silberloch, bezeichnet die Stelle, wo man ehemals vergeblich nach Kupfererzen suchte. Weiter aufwärts bestehen die Talhänge aus Syenit.

Bald haben wir die reizend gelegene Zschoner Mühle erreicht und halten hier inmitten des Naturfriedens Rast.

Beim Umschauen gewahren wir wiederum einen sonnigen Hang, mit Kirschbäumen bestanden, welche uns durch Schönheit und Fülle der Blüten erfreuen. Offenbar wird das Gedeihen dieses Obstbaumes begünstigt durch lockeren, wenig nassen Boden mit kalkreichem Mergeluntergrund, der sich durch Verwitterung des Pläners bildet.

Nachdem wir den Bach überschritten haben, wandern wir die Straße aufwärts und erreichen oben am Hange den Steinbruch.

Hier steht der Pläner in massiger Ablagerung an. Wir betrachten die aufsteigenden Felswände und bemerken, daß dieselben beinahe senkrechten Absturz haben. Wir sehen ganz deutlich eine wagerechte Gliederung. Die Schichten sind nach Farbe und Feinheit des Materials verschieden. Eine oben aufliegende Schicht ist mürbe und blättrig, die darunterliegende Schicht aber ist sehr hart, von sprödem Bruche und hat eine graublaue Farbe. Die Steinbrecher sprengen diese feste Masse mit Pulver auseinander und wuchten, indem sie die eisernen Brechstangen als Hebel benutzen, große Blöcke los. Eben löst sich wieder ein mächtiger Würfel und stürzt krachend herab. Betrachten wir uns den neuen Ankömmling in der Nähe! Es ist uns auffällig, daß seine Bruchflächen beinahe eben oder plan sind. Man sagt, von dieser Eigenart habe der Pläner seinen Namen. Von anderer Seite wird behauptet, der Stein sei nach dem Orte Plauen genannt. Hier habe man ihn schon in alter Zeit gebrochen und ihn allgemein als „Plauener Stein" bezeichnet, woraus durch Umgestaltung „Pläner" geworden sei.

Jetzt tritt ein Steinbrecher mit einem mächtigen Hammer an den Block heran und beginnt, ihn in kräftigen Schlägen zu bearbeiten, um ihn zu spalten. Bald ist es gelungen, und wir betrachten die neuen Bruchflächen. Doch was entdecken wir da? Ist nicht jene Unebenheit auf der neuen Bruchfläche einer Seemuschel in der Form auffallend ähnlich? Ja, alle Einzelheiten stimmen mit der Oberfläche einer Muschelschale überein. Es ist unverkennbar eine Seemuschel, die zu Stein geworden, also versteinert ist. Bei sorgfältigem Suchen entdecken wir bald noch mehrere derartige Versteinerungen, die wir samt denen, welche uns der biedere Steinbrecher in seiner Lederschürze bringt, mitnehmen. Jenes große Stück mit schneckenförmigen Windungen ist ein Ammonit oder Ammonshorn. Solche bei uns nicht häufige Versteinerungen kommen zuweilen in ansehnlicher Größe vor. Jene kleinere, runde Form ist der Nautilus, ein Vetter vom Ammoniten. Diese flachen, runden Schalen erinnern uns an die schützende Kalkhülle der eßbaren Auster, deren Voreltern wir in unsern versteinerten Austernschalen vor uns sehen.

Nachdem wir so viele Reste ehemaliger Meeresbewohner in den Schichten des Pläners gefunden haben, wird es uns nicht schwer fallen, hinsichtlich der Entstehung dieser Schichten eine Vermutung auszusprechen. Es wird uns klar, daß der Pläner eine Bildung des Meeres ist. Die wagerechte Schichtung des Gesteins spricht ebenfalls für diese Deutung. Wie aber mag diese Bildung sich vollzogen haben? Dem Meere werden Tag für Tag große Massen von Kies und Schlamm durch unsere Ströme

zugeführt und auf dem Grunde in ruhigem Wasser abgelagert. Auch in jenem Meere wurden sandige und auch tonige Massen vom Wasser bewegt und an verschiedenen Stellen abgelagert. In die Schlammassen gelangten aber auch die kalkigen Schalen der abgestorbenen Seetiere und wurden von den folgenden Ablagerungen zugedeckt und eingeschlossen. In späterer Zeit hob sich der Meeresboden und wurde zum Festland. Er bildete nun eine feste, weitausgedehnte Hochfläche. Durch den Druck der Schichten und besonders auch durch den im Meerwasser enthaltenen kohlensauren Kalk festigten sich die Ablagerungen zu hartem Fels. Was ehemals weicher Meeresschlamm war, steht jetzt als hohe Plänerwand vor unsern Augen. Die von uns aufgefundenen Reste der Seetiere sind innerhalb des verhärteten Meeresschlammes ebenfalls zu festem Stein geworden; denn der in dem Meerwasser enthaltene Kalk hat sich in ihnen abgesetzt und so ihre Form ausgefüllt. Einzelne Schichten des Pläners sind sehr kalkreich; jene untere Schicht mit dem muscheligen Bruche ist eine solche. Diesen Kalkgehalt des Pläners sucht sich der Mensch nutzbar zu machen, indem er den Plänerkalk im Kalkofen brennt, um die Kohlensäure auszutreiben. Mit dem gewonnenen Kalk düngt er die Felder, wo sie dessen bedürfen, und aus ihm bereitet er den Mörtel. An mehreren Orten unsrer Heimat sind derartige kalkreiche Plänerschichten anzutreffen. (Vorstadt Strehlen beim alten Kalkofen.)

Der Pläner ist also ein Schichtgestein, das durch Wasser aus tonigen Schlammassen gebildet wurde. Er ist verhärteter Meeresschlamm, der teils durch den Druck der Schichten, teils durch den Kalk gefestigt wurde. In ihm finden sich zahlreiche versteinerte Reste von Meerestieren.

Wir kehren zur Straße zurück und kommen, zwischen grünen Saatfeldern wandernd, zum Dorfe Omsewitz, dessen glückliche Lage inmitten des fruchtbaren Gefildes ansehnliche Walnußbäume kennzeichnen. Die links seitab vom Wege liegenden Ziegeleien liefern viele Millionen von Backsteinen. Auf Leutewitzer Flur ist nahe der Straße der Pläner nochmals in mehreren Steinbrüchen gut aufgeschlossen. In den oberen Schichten finden sich mehrere dünne Lagen, „Keilstücke" genannt, aus denen man die kleinen Würfel schlägt, wie sie z. B. die Fußbahn des Albertplatzes decken oder, mit rotbraunen Porphyrstücken zu Mustern geordnet, als Mosaikpflaster den Theaterplatz zieren. An der Leutewitzer Windmühle erfreut uns ein liebliches Landschaftsbild. Rings um uns grünt und blüht es. Vor uns breitet sich das lachende Gefild der Elbtalweitung aus. Lassen wir den Blick von Nord nach Süd über die Stadt schweifen! Links zieht sich der Steilhang des Lausitzer Granitstockes bis zum Porsberge längs des Silberbandes der Elbe hin. Aus blauer Ferne schauen die zartumrissenen Tafelberge des Elbsandsteingebirges herein. Zur

Rechten steigt das Gelände nach Süden an, bis es in der Goldenen Höhe einen wirkungsvollen Abschluß findet.

Der Osterberg.

Von Cossebaude aus steigen wir zu der mit Reben bepflanzten Liebenecke empor. Die Höhe, welche 225 m über dem Meeresspiegel und etwa 120 m über der Elbaue liegt, besteht aus Gneis. Die drei Bestandteile des Gesteins sind so geordnet, daß die großen Feldspate von weißen Glimmerblättchen umhüllt sind, während der Quarz in Körnchen fein verteilt ist. Da der Feldspat augenförmig aus dem Gestein herausschaut, so nennt man diese Bildung des Gneises Augengneis. Er ist sehr schön in dem Bruche gegenüber der Liebenecke im Grunde anzutreffen, von wo man das Gestein namentlich zum Besetzen der Gräber, zur Einfassung der Gartenbeete oder zur Errichtung von Steingruppen bezieht. Am sonnigen Süd- und Osthange der Liebenecke ist seit den ältesten Zeiten der Weinbau heimisch. Die Sage berichtet von dem Meißner Bischof Benno, welcher im 11. Jahrhundert die Wendenbekehrung im Elbtal mit Eifer betrieb, daß er auf der sonnigen Höhe die ersten Reben pflanzte.

Wir betreten den Garten vor der Gastwirtschaft und erfreuen uns an dem herrlichen Ausblick auf das östliche Elbtal, auf die Berge des Elbsandsteingebirges und auf einzelne Höhen der Lausitz. Alsdann setzen wir unsere Wanderung westwärts nach dem etwas höheren Osterberg fort. Er liegt auf einem nach dem Elbtal sich vorstreckenden Bergrücken, welcher von Syenit gebildet und an den Hängen mit Laubwald bewachsen ist. Eine wundervolle Aussicht öffnet sich dem Blicke. Gegen Norden liegt zunächst die grüne Elbaue, in welcher der Strom dahinzieht. Jenseit des Flusses erhebt sich das anmutige Gelände der Lößnitz, gefaßt in den grünen Rahmen des Heidewaldes, über dessen Wipfeln am Horizont die Türme des Moritzburger Jagdschlosses sichtbar werden. Ein bezaubernder Ausblick bietet sich uns gegen Westen. Die Elbe fließt längs des linken Höhenzuges hin, bildet bei Gauernitz eine Flußinsel und strömt dem alten Bischofssitze Meißen zu. Kurz vor der ehrwürdigen Markgrafenstadt netzen ihre Wellen im engen Durchbruchstale den Fuß des deutlich hervortretenden Spaargebirges. Wie wichtig der Strom als Verkehrsweg ist, ersehen wir aus der großen Anzahl der Fahrzeuge, welche wir durch die nach Süden gerichtete Ausbiegung des Flusses bei Niederwartha erblicken. Dort überschreitet die Berliner Bahnlinie den Fluß

und kreuzt die Leipzig-Dresdener Bahn. Die Landstraße rechts der Elbe führt über Kötzschenbroda und Coswig nach Meißen, während die am linken Ufer vorläufig über Niederwartha bis Wildberg ausgebaut ist.

Wenden wir uns vom Osterberge nach Südwest, so wandern wir bald zwischen den Feldfluren von Oberwartha dahin und haben Gelegenheit, die Ausnutzung des Bodens durch die Landwirtschaft kennen zu lernen. Der Untergrund der ganzen Hochfläche von Briesnitz bis Wilsdruff, die sogenannte Briesnitz-Wilsdruffer Hochfläche, besteht aus Syenit. Über dieses Gebilde breitet sich eine zusammenhängende Decke von Gehängelehm und Löß aus und bietet so günstigen Boden zu ergiebigem Ackerbau. Die fruchtbare Lößdecke, welche als Fortsetzung des berühmten Bodens der Lommatzscher und Meißner Gegend anzusehen ist, enthält ziemlich viel Nährsalze. Da der Löß aus lauter feinen Mineralstäubchen besteht, die einander nur lose berühren, so ist er für das Wasser durchlässig und hält doch einen genügenden Vorrat für die Pflanze fest. Wird aber der Untergrund von zähem Lehm gebildet, wie es westlich von Grumbach und Wilsdruff und zwischen Sachsdorf, Hühndorf und Kaufbach der Fall ist, so zeigt sich der Lößboden naß und verursacht Mißernten. Dieser Übelstand kann nur durch mühevolle Entwässerungsanlagen beseitigt werden.

Die oberste Bodenschicht, welche für das Wachstum unserer Kulturpflanzen hervorragenden Wert hat, ist der Humus. Er bildet sich durch Verwesung von Tier- und Pflanzenresten. Die Mischung des Humus mit dem Untergrundboden bezeichnet man als Acker- oder Dammerde. Die Bedeutung des Humus besteht besonders darin, daß er Wasserdünste und Gase aus der Luft aufsaugt und längere Zeit festhält, daß er die Erwärmungsfähigkeit des Bodens steigert und Nahrungsstoffe enthält. Er ist also keine eigentliche Pflanzennahrung, sondern nur die wesentliche Quelle, aus der die Gewächse ihre Nahrung schöpfen. Durch Düngung wird die von den Pflanzen ausgesogene Humusschicht wieder mit neuem Nährgehalt versehen, die Beackerung lockert den Boden, durchlüftet ihn und bahnt die Zersetzung der Düngstoffe an. Wir merken also, daß die sonst gering geachteten Abfallstoffe im Haushalte der Natur ansehnlichen Wert gewinnen und selbst wieder für den menschlichen Haushalt von Nutzen sind.

Vom Dorfe Oberwartha, dessen Klostergut an alte Zeiten erinnert, brechen wir auf, um auf angenehmem Waldpfade zum Tännichtgrunde hinabzusteigen. Wir gelangen auf unserer Wanderung nach dem historischen Steinbruche, in welchem in der Bedrängnis des 30jährigen Krieges die Bewohner der Umgebung heimlich zum Gottesdienste zusammenkamen. Nach bequemem Abstieg bemerken wir im Grunde bedeutende Syenitbrüche, deren Gestein als Pflastersteine verarbeitet und weithin versendet wird.

Von einer grünen Waldblöße aus, über welche der Pfad führt, schauen wir auf zu der Höhe des Burgberges, an dessen Südhange ein Weinberg liegt. Auf der überragenden Kuppe befand sich zur Sorbenzeit eine alte Wendenfeste, die vielleicht dem Opferdienste der slavischen Gottheit geweiht war. Am Ausgange des Grundes, nahe der Obermühle, fallen uns am Berghange rechts steil emporgerichtete Plänerschichten auf. Das ehemals wagerecht gelagerte Gestein ist durch gewaltsame Zerreißung und Verschiebung der Schichten senkrecht aufgestellt worden. Obwohl die Plänerwand dem Verfall entgegengeht, verrät sie uns, von welch erschütternden Ereignissen unsere heimatliche Gesteinsscholle ehemals heimgesucht wurde. So zeigt uns Mutter Erde auch in der Heimat ein ausdrucksvolles Antlitz, aus dessen Falten und Furchen wir auf die ehemaligen Lebensschicksale, auf Ringen und Kämpfen in schwerer Zeit schließen dürfen.

Industrie.

Wer als Fremder nach unsrer Heimatstadt kommt und zuerst einen Spaziergang durch den Großen Garten oder nach Loschwitz oder Blasewitz unternimmt, oder auch unseren herrlichen Sammlungen einen Besuch abstattet, der wird Dresden wohl eine „schöne“ oder eine „Kunststadt“ nennen, aber eine Industrie- und Fabrikstadt schwerlich. Und doch kann man unsere Stadt mit gleichem Rechte auch als eine solche bezeichnen. Man braucht nur von einer der nahen Höhen aus Umschau zu halten, so kann man von den vielen hundert hohen Fabrikessen, die namentlich im Westen ihre dicken Rauchwolken aufwirbeln lassen, einen Schluß auf die bedeutende Fabriktätigkeit der Stadt ziehen. Auch wenn man abends nach Schluß der Arbeitszeit eine der Hauptstraßen durchschreitet, die zu den Fabrikvierteln führen, etwa die Zwickauer, Chemnitzer, die Löbtauer, Freiberger, Hamburger, Leipziger oder Großenhainer Straße, so wird man aus der großen Menge der Arbeiter, die fast die Gangbahnen füllt, merken, daß ein guter Teil der Stadtbevölkerung im Dienste der Industrie tätig ist. Allerdings wird der Uneingeweihte trotzdem kaum ahnen, daß unsere Stadt gegenwärtig allein weit über 50000 Fabrikarbeiter beschäftigt. Dieses aufblühende Fabrikwesen ist hauptsächlich infolge der Gründung des Deutschen Reiches entstanden. Noch vor 70 Jahren (1837) zählte man in Dresden nur 70 Fabrikarbeiter, 1875 nicht ganz 10000. Wenn wir unsere größten Fabrikanlagen aufsuchen wollen, so müssen wir in die Stadtteile gehen, wo Rohstoffe, wie Kohlen, Eisen, Steine, Holz u. a. m. am leichtesten

herbeigeschafft werden können. Und wo sollte dies anders sein, als in der Nähe der Elbhäfen und der Bahnhöfe! Welche Bedeutung besonders die Eisenbahnen für die Industrie haben, sehen wir daraus, daß dieselben unsrer Stadt in etwa 3000 Bahnzügen jährlich 16,3 Millionen Zentner Stein- und Braunkohlen zuführen, davon allein 5,8 Millionen Zentner aus dem Plauenschen Grunde und aus Schlesien. Noch mehr muß man staunen, wenn man bedenkt, daß auf dem Friedrichstädter Rangierbahnhof zur Um-, Aus- und Einladung auswärtiger und hiesiger Erzeugnisse jährlich gegen $1^1/_2$ Millionen Güterwagen, also täglich 5000 Wagen verkehren. Die Anlage von Eisenbahnen und Bahnhöfen, die in Dresden von 1839 ab ins Werk gesetzt wurde, ist ebenfalls als eine Hauptursache für die Entwickelung des Dresdner Fabrikwesens anzusehen.

Wir unterscheiden hauptsächlich zwei große Fabrikgebiete. Das eine liegt in der Altstadt und umfaßt die Wilsdruffer Vorstadt und Friedrichstadt mit den Vorstädten Plauen, Löbtau, Cotta. Das andere ist in Neustadt und begreift in sich die Leipziger Vorstadt, Pieschen und Trachenberge mit den Vorstädten Mickten, Uebigau und dem Vorort Radebeul. Willst du dir von dem Umfange dieser Gebiete einen guten Überblick verschaffen, oder willst du verstehen lernen, wie die Anlage der Fabriken an die Bahn gebunden ist, so wandere entweder durch die Zwickauer Straße nach der Nossener Brücke oder durch die Großenhainer Straße nach der Konkordienbrücke und halte Umschau. Zahlreiche Fabrikschornsteine reihen sich längs des Bahnkörpers auf. An der Nossener Brücke erblickt dein Auge, ostwärts gerichtet, am untern Ende der Bahnlinie die Dresdner Papierfabrik, links das Dresdner Glashüttenwerk von Siemens, rechts die Feldschlößchenbrauerei und am entgegengesetzten Ende der Bahn, am Fuße der Plauenschen Höhen, die Chokoladenfabrik von Petzold u. Aulhorn, die Bienertsche Mühle und Brotfabrik, die Reisewitzer Brauerei, und links, in geringer Entfernung von diesem Standpunkte, den Plauenschen Lagerkeller.

In Neustadt bemerkst du die umfangreichen Anlagen vieler Fabriken, wie der Steingutfabrik von Villeroy und Boch, der chemischen Fabrik von Gehe, der Schiffsbauanstalt der Österreichischen Nordwestdampfschiffahrts-Gesellschaft und der Klempnerwaren-Fabrik „der Vereinigten Eschebachschen Werke“ u. a. m.

Daß bei der großen Menge der Fabriken auch die Art der hergestellten Gegenstände und ihre Verwendung eine ganz verschiedene sein muß, ist natürlich. Eine Großstadt hat hunderterlei Bedürfnisse, welche in erster Linie die Industrie zu befriedigen hat. Da gilt es für

Nahrungs- und Genußmittel zu sorgen, ferner für Bekleidung, für allerlei Haus- und Wirtschaftsgeräte, für Verkehrsmittel, für Baumaterialien, für Erzeugung von Gas, für Zuleitung von Wasser u. a. m., so daß man sagen kann, unsere Industrie sorgt fast für alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Wie aber trotzdem viele Artikel, namentlich auch Rohmaterial, von auswärts bezogen werden müssen, so geht andrerseits auch eine Menge der in Dresden hergestellten Waren wieder nach auswärts, oft selbst bis in die fernsten Länder. Die Herbeischaffung fremder Produkte, die man Import nennt, bezieht sich besonders auf Rohstoffe, wie Eisen, Tabak, Kohlen, Steine, Getreide, Wolle, Leder, Malz, Zucker, Kakao, Kalk, auf Schokolade, Zigarren, Zigaretten, Maschinen, Holz, Öle und vieles andere mehr. Die Verschickung aber, Export genannt, erstreckt sich auf Bier, Steingut, Glaswaren, künstliche Blumen, Strohhüte, Pianos u. a.

Verschieden wie die Erzeugnisse einer Industrie, ist natürlich auch die Zahl der in den einzelnen Industriezweigen tätigen Arbeiter und Beamten. So beschäftigt z. B. die Eisen- und Metallindustrie gegen 15000 Arbeiter, während 8000 Arbeiter für die Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln und 3800 für Anfertigung von Bekleidungsgegenständen sorgen. 84 Fabriken beschäftigen über mehr als je 100 Arbeiter und 7 sogar weit über 500. Neben dem Dresdner Glashüttenwerk von Siemens ist die Klempnerwarenfabrik der „Vereinigten Eschebachschen Werke“ die größte in Dresden. Sie hat sich aus kleinen Anfängen zu der heutigen Größe entwickelt. Im Jahre 1867 von Karl Eschebach mit 6 Gehilfen und sehr geringen Mitteln gegründet, nimmt sie heute einen Flächenraum von nahe 100000 qm ein und beschäftigt 1600 Arbeiter, welche jährlich weit über 1 Million Mark Arbeitslohn beziehen. Ebenso besitzt die Fabrik von Ludwig Gehe heute Weltruf. Ihr Gründer († 1882) begann seine kaufmännische Tätigkeit 1834 in einem kleinen Drogenladen auf der Moritzstraße mit nur einem Gehilfen. Wie viel Ausdauer, Fleiß, Geschicklichkeit und Tüchtigkeit haben hier zusammenwirken müssen, um aus „Kleinem“ so „Großes“ zu schaffen. Doch: „Alles Große fängt klein an!“

Schiffahrt und Handel.

Die Elbe ist der verkehrsreichste Strom Deutschlands. Wenn auch der Rhein die größten Flußdampfer und Segelschiffe auf seinem Rücken trägt, in der Zahl seiner Schiffe steht er der Elbe weit nach; denn mehr

als die Hälfte aller deutschen Flußschiffe (59%) gehören der Elbe an. Im Jahre 1897 zählte man auf der ganzen Elbe über 12000 im Verkehr stehende Schiffe, während der Rhein noch nicht 3000 aufzuweisen hatte. Die verkehrsreichsten Strecken der Elbe sind ihr Mittellauf in Nordböhmen und Sachsen und der Unterlauf, insbesondere die Mündung von Hamburg bis Cuxhaven. Hamburg und Dresden sind die beiden wichtigsten Mittelpunkte für die Elbschiffahrt und den Flußhandel; in zweiter Linie stehen Magdeburg und Riesa. 1897 sind in Dresden allein über 29000 Schiffe, darunter mehr denn 11000 Personendampfer, an- und abgefahren.

Unsere Schiffer unterscheiden eine Schiffahrt zu Berg, d. h. elbaufwärts, und eine zu Tal, d. h. elbabwärts. Die Bergfahrt der Frachtschiffe wird durch 81 Ketten- und Radschleppdampfer vermittelt, während der abwärts fließende Strom die Talfahrt ohne „Vorspann" ermöglicht. 1902 wurden im König-Alberthafen und an den Elbkais 13 Mill. Ztr. Waren ausgeladen, woran die Tal- und Bergschiffahrt fast gleichmäßig beteiligt waren; der letzteren fielen etwa 500000 Ztr. mehr zu. Verladen wurden nur $2^1/_4$ Mill. Ztr., wovon reichlich 2 Mill. Ztr. durch die Talfahrt befördert wurden. Die Einfuhr auf der Elbe ist demnach bedeutend größer als die Ausfuhr. Der Grund dafür ist einesteils darin zu suchen, daß die Schiffahrt der Stadt vorzugsweise Rohprodukte in großen Mengen zuführt, während die daraus gewonnenen Industrieerzeugnisse am Platze bleiben oder mit der Bahn befördert werden. Andernteils ist Dresden ein Umschlagsplatz, d. i. ein Hafenort, an dem ein Übergang der Waren vom Wasser- zum Landtransport oder umgekehrt stattfindet. Die auf der Elbe eingeführten Rohprodukte werden aus den Schiffen in Güterwagen verladen und dann auf der Elbkai- oder Uferbahn nach dem Rangierbahnhof in Friedrichstadt befördert. Hier leitet man sie nach dem Rangier- oder Bremsberg, d. i. ein allmählich ansteigender Damm von $2^1/_2$ km Länge und 400 m Breite. Auf der Höhe stößt die Lokomotive die Wagen einzeln ab; diese rollen auf den vier Berggleisen, auf die sie mittels Weichen geleitet werden, infolge ihrer eignen Schwere abwärts; unten werden sie durch einen Bremsschuh zum Stillstand gebracht und dem neuzubildenden Güterzug angereiht. Hier ist der Ort, wo jeder in Dresden einlaufende Güterzug seine Auflösung und jeder von Dresden abgehende seine Zusammensetzung findet. Von hier aus beginnt auch der Wagen seine Reise in das weite Land und bringt den der Elbe fernliegenden Gegenden Waren, die schon eine lange See- und Flußreise hinter sich haben.

Der König-Alberthafen ist durch die Hafenbahn mit dem

Rangierbahnhof verbunden. Durch große Baggermaschinen hat man 2 Mill. cbm Boden ausgehoben, um das Becken und die Verbindungsrinne mit der Elbe herzustellen. Der Hafen ist 1080 m lang, 150 m breit, und sein Wasser bedeckt eine Fläche von 14 ha. Die Kaimauern sind 12 m hoch und erheben sich noch 3 m über den höchsten bisher erlebten Wasserstand der Elbfluten. Die Schiffe haben in ihm bei niedrigem Wasserstande noch mindestens 3 m Schwimmtiefe. An den Hafenmauern können zu gleicher Zeit 50 Schiffe beladen oder gelöscht werden. Beides geschieht durch elektrisch betriebene Krähne. Im Winter gewährt der Hafen 300 Elbschiffen sichere Unterkunft.

Die wichtigsten Umschlagsgüter aus Böhmen und dem Elbsandsteingebirge, die hier zur Ausladung gelangen, sind Braunkohle, Holz, Basalt, Schiefer, Sandstein, Gerste, Obst, Bier und Fische. Die langen Schleppzüge bringen von Hamburg und Magdeburg besonders Getreide aus Amerika und Indien, Kaffee, Kakao, Zucker, Baumwolle, Tabak aus den verschiedensten Ländern der heißen Zone, Häute und Felle aus Südamerika und Südafrika, Eisen aus Schweden, Petroleum aus Nordamerika. Dresden sendet vorzugsweise talabwärts Bier, Fruchtsäfte, Mehl, Zucker, Glaswaren (besonders Flaschen), Papier, Mühlsteine, Nähmaschinen, Eisschränke, Steinkohlen u. s. w. Dresden treibt demnach Land- und Flußhandel. Der Mittelpunkt des Groß- und Rohproduktenhandels sind die Elbkais und der Alberthafen. Die „Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ befördert auf ihren 34 schmucken Elbdampfern jährlich über 3 Mill. Menschen und 25 Mill. kg Güter.

Die erste Dampferfahrt von Dresden wurde am 26. Juni 1837 mit dem Schiffe „Königin Marie“ nach Meißen ausgeführt, und am 11. August desselben Jahres führte dasselbe Schiff die ersten Reisenden nach Rathen in der Sächsischen Schweiz. Erst 1846 wurde die Personenschiffahrt bis nach Böhmen ausgedehnt. Damals standen der Schiffahrtsgesellschaft nur drei Dampfer zur Verfügung. Die Landeplätze für die von Dresden stromauf verkehrenden Personendampfer sind unterhalb der Terrasse am Terrassenufer und für die stromabwärts fahrenden zwischen Helbigs Restaurant und Hotel Bellevue. Der größte Schiffsverkehr ist demnach am Altstädter Ufer zu suchen. Das linke Flußufer ist als Steilufer für die Schiffahrt höchst günstig, während das Neustädter Flachufer für den Schiffahrtsverkehr wenig geeignet ist. Erst oberhalb und unterhalb des Flußknies finden wir auf dem rechten Elbufer Ausschiffungsplätze, von welchen der unterhalb der Marienbrücke gelegene der wichtigere ist. Diese Hafenanlagen sind unter dem Namen Neustädter Packhof bekannt.

Nach der Pirnaischen Vorstadt.

Da, wo einst die enge Badergasse und ihre winkligen Nebengäßchen sich befanden, ist seit 1886 die König Johann-Straße erstanden, unter deren großen Häusern das Gebäude der Dresdner Bank in seiner vornehmen Bauweise besonders hervorragt. Die König Johann-Straße ist eine der verkehrs- und geschäftsreichsten Straßen der Stadt. Sie führt vom Altmarkte nach dem Pirnaischen Platz. Nur mit großer Vorsicht ist es möglich, den Pirnaischen Platz, auf dem wichtige Straßen von Ost und Süd sich schneiden und darum lebhafter Wagen- und Fußverkehr stattfindet, sicher zu überschreiten. Die Pirnaische Straße führt uns nach dem Großen Garten. In dieser Straße finden wir am Hause Nr. 10 außer dem kursächsischen Wappen ein Posthorn und die Jahreszahl 1739 angebracht. Hier befand sich das älteste Dresdner Postamt bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Wie die König Johannstraße, so ist auch die Kreuzstraße vom Altmarkte aus ostwärts gerichtet. In unmittelbarer Nähe der Kreuzkirche befindet sich der Sitz der Dresdner kirchlichen Aufsichtsbehörde, die Superintendentur, und der höchsten Behörde der Landeskirche, des Landeskonsistoriums. Wir durchwandern die Kreuzstraße. Aus einem Hause an der südlichen Straßenseite kommt soeben eine Schar Kinder mit ihrem Lehrer gar gesprächig heraus. Er hat ihnen hier im Stadtmuseum Bilder und Gegenstände des alten Dresdens gezeigt, über dessen wechselvolle Geschichte die Stadtbibliothek an gleichem Orte Aufschluß gibt. Und dieses Haus ist auch geschichtlich denkwürdig; denn hier wohnte Napoleon, als er im Winter 1812 aus Rußland zurückkehrte. Das gegenüberliegende Eckhaus ist das Gewandhaus, in dem jetzt städtische Behörden ihre Amtsräume und auswärtige Fleischer ihre Verkaufsstände haben. — Wie würden sich die früheren Bewohner wundern, wenn sie an der Stelle des 1849 zugeschütteten Jüdenteiches den Georgplatz sähen! Und was würde Theodor Körner, der Sänger und Held zugleich, sagen, wenn er als früherer Kreuzschüler die jetzige Kreuzschule, einen Bau im gotischen Stile, besuchen könnte! Und wie würde er staunen, vor ihr in den Anlagen sein eignes Standbild zu finden! Die Fortsetzung dieses Platzes bildet die unter dem Namen Bürgerwiese bekannte herrliche Gartenanlage. Auch hier war früher ein See. Die Straße führt uns zum Großen Garten, dem Lieblingsplatze der Dresdner. Nach der Stadtseite zu schließt sich ihm der Sportplatz für Jugendspiele und Eislauf an. Südlich vom Großen Garten breitet sich der seit 1892 zur Stadtgemeinde gehörende Villenort Strehlen mit seiner zweitürmigen Kirche aus, in dem unsere Königin-Witwe ein reizendes Gartengrundstück besitzt.

Der große Garten und seine Denkmäler.

Es mag wohl viele Dresdner geben, die tagtäglich den Großen Garten aufsuchen. Solltest du nicht auch schon da gewesen sein? — Sauber gehaltene Fußwege, vielfach verschlungene Fahrstraßen und Reitwege führen durch den Garten an alten Baumbeständen, an Wiesen und wundervollen Blumenanlagen vorüber.

Gern weilen wir am Teiche oder am Carolasee, füttern die Fische, hören dem Gesange der Vögel zu und schauen den stolz dahinziehenden Schwänen nach. Vielfach werden die Gondeln benutzt. Gern geben wir uns im Winter nach den Klängen der Musik dem Eislaufe hin.

Diese herrliche Gartenanlage, zu welcher auch der Zoologische und der Botanische Garten gehören, verdanken wir Johann Georg II., der 1676 für die Vergnügungen seines Hofes einen Waldpark und zugleich einen Fasanengarten gründete. Die ursprüngliche Kreuzform der Anlage ist in ein unregelmäßiges längliches Viereck von etwa 4 Kilometer Umfang übergegangen. 1679 und 1680 wurde vom Oberlandbaumeister Karcher — eine Straße im Großen Garten ist nach ihm benannt — das Palais in römischer Renaissance erbaut. Zwischen den vorspringenden Flügeln führen Freitreppen zum Mittelbau empor. Das Dach ist mit Kupfer gedeckt. Der Hauptsaal wird von 20 korinthischen Säulen eingefaßt und ist durch Büsten, plastischen Schmuck und Gemälde reich verziert. Das Palais ist in seinem Innern fast ganz unversehrt erhalten worden, obgleich es in Kriegszeiten oft Soldaten zum Aufenthalte diente. Jetzt befinden sich im Erdgeschosse und im 1. Stock die Sammlungen des königlichen Altertumsvereins. August der Starke gestaltete den Garten nach dem Muster von Versailles völlig um. Fasanen- und Auerhahngehege wurden erweitert und hinter dem Palais ein Teich gegraben. An der Pikardie stehen noch aus jener Zeit zwei Figurengruppen: Atalante und Meleager, von denen die griechische Sage erzählt, daß sie bogenkundige Jäger und Teilnehmer am Argonautenzuge gewesen seien, und Mars, der Kriegsgott, und Venus, die Göttin der Schönheit, ursprünglich des Frühlings und der Gärten. Von den Alabaster- oder Sandsteinfiguren des Gartens sind viele im 7jährigen Kriege nach Preußen geschafft, andere zerschlagen worden. In der Nähe der jetzigen Konditorei von Pollender steht vor dem Teiche eine Marmorvase, welche Szenen aus dem Leben Alexanders des Großen darstellt. An der Freitreppe des Schlosses finden wir die Statuen Herkules und Silen mit dem Bachuskind. (Silen, der griechischen Sagenwelt angehörend, war der Erzieher und Begleiter des Bachus und wird dargestellt als dickbäuchiger Alter mit Ziegenohren und Weinschlauch.) An Herkules er-

erinnert auch die schöne Lindenallee, an deren westlichem Eingang zwei Herkulesfiguren stehen, die eine mit der Keule, die andere mit der Hydra oder lernäischen Schlange. Am Ausgange in der Nähe der Pikardie befindet sich eine dritte Herkulesfigur, den Kampf mit dem nemäischen Löwen darstellend. Das Palais wird von herrlichen Blumenanlagen umgeben. In ihrer Mitte siehst du eine Marmorgruppe: die Zeit (Saturn) entführt die Jugend (Venus). Am Eingang zu diesen Anlagen finden wir eine zweite Gruppe, wie der Kentaur Nessus (halb Mensch, halb Roß) die Dejanira, Gemahlin des Herkules, davonträgt. Den Eingang des Gartens schmücken zwei Marmorvasen. Auf der einen finden wir die vier Jahreszeiten, auf der andern die vier Erdteile (Australien kannte man damals noch nicht) dargestellt. — Nur ein rohes Gemüt vermag sich an den Denkmälern zu vergreifen!

Dresden als Gartenstadt.

Unsere Heimatstadt ist reich an schönen Anlagen. Treffend hat man diese als die „Lungen der Großstadt" bezeichnet, da sie für die Reinigung und Erneuerung unserer Atemluft von Bedeutung sind. Neben den zahlreichen Anlagen innerhalb der Stadt besitzt Dresden einen herrlichen, wohlgepflegten Park, den Königlichen Großen Garten. In einzelnen Stadtteilen im Süden und Osten finden wir geschmackvolle Landhäuser oder Villen, die von stattlichen Baumgruppen, von grünenden Sträuchern und rankendem Laubwerk umgeben sind. Das alles gibt unserer Stadt ein freundliches Gepräge, so daß man Dresden gern als Gartenstadt bezeichnet.

Zur fortdauernden Pflege der öffentlichen Gartenanlagen und der Privatgärten bedarf es natürlich zahlreicher gutgeschulter Landschaftsgärtner. Diese verwenden zur Bepflanzung nicht nur die einheimischen Baumarten, wie Linde, Eiche, Rot- und Weißbuche, Ahorn u. s. w., sondern namentlich auch ausländische Zierbäume, z. B. den Tulpenbaum, den Magnolienbaum, die Roßkastanie, den Trompetenbaum u. a. Auch unter den in den Gärten angepflanzten Ziersträuchern entstammen nur wenige unserer Heimat, z. B. Weißdorn, schwarzer Holunder, Schneeball, Liguster u. s. w., während weitaus die größere Zahl Fremdlinge sind, z. B. die gefüllte Mandel, die Deutzie, die Quitte, der Flieder, die Forsythie, der Goldregen u. a. m.

Aus dem grünen Wiesenplan der gärtnerischen Anlagen erheben sich geschmackvolle Teppichbeete, welche im Laufe der schönen Jahreszeit Gruppen blühender Hyazinthen, Narzissen, Tulpen, Rosen, Ehrenpreis, Stiefmütterchen u. s. w. zeigen. Viele dieser Ziergewächse sind unserer

Gegend ursprünglich fremd; sie sind zumeist Kinder des sonnigen Südens, die sich allmählich durch sorgsame Pflege unserm Klima angepaßt haben. So stammt die duftende Rose aus der europäischen Türkei oder aus Kleinasien; die prunkende Tulpe, die zarte Lilie, die farbenprächtige Hyazinthe sind Kinder Südeuropas, während die stolze Kaiserkrone vom Perserlande kam. Auch die vielfach in Gärten angepflanzten Rhododendren (Alpenrosen) und Azaleen entstammen asiatischen Bergländern und müssen mit Beginn der kalten Jahreszeit zum Teil sorgsam verhüllt werden.

Dresden genießt schon seit Jahrhunderten den Ruhm einer Gartenstadt. Kurfürst Vater August sorgte besonders für Anlage von Obst-, Wein- und Hopfengärten.

August der Starke schuf neben seinen Prachtbauten herrliche Gartenanlagen nach französischem Muster. Auch weiterhin wurde durch das Beispiel der Fürsten, wie durch den Geschmack des Adels und der begüterten Bürgerschaft an der Verschönerung der Stadt durch gärtnerische Kunst gearbeitet.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts empfing der Gartenbau in Dresden wiederum lebhafte Anregung durch König Friedrich August II., der ein hervorragendes Interesse für Pflanzenkunde zeigte.

Die Bestrebungen auf allen Gebieten des Gartenbaues waren erfolgreich, weil sie auf gründlicher Kenntnis der Natur in Heimat und Fremde beruhten und gut geleitet waren. Vor allen Dingen wurde die rasche Entwickelung durch einzelne praktische Männer ganz besonders gefördert. Es sei nur hier an Joh. Heinr. Seidel erinnert.

In Dresden und Umgebung bestehen über 800 Gärtnereien. Die wichtigsten Handelserzeugnisse derselben sind Azaleen, Rhododendren, Kamelien, Eriken, Primeln, Alpenveilchen und an Freilandpflanzen besonders Rosen. Aus Dresden wurden im Jahre 1903 etwa 200000 Kamelien, 500000 Azaleen, 25000 Rhododendren, 500000 Rosen, 40000 Palmen und 50000 Eriken verkauft.

Der gärtnerische Obst- und Gemüsebau unserer Gegend ist so bedeutend, daß man mit seinen Erzeugnissen nicht nur den Bedarf der Stadt Dresden deckt, sondern auch noch einen ansehnlichen Überschuß an Erdbeeren, Spargel, Salat und Radieschen versenden kann.

Ein wesentliches Verdienst um die Förderung des Dresdner Gartenbaues hat die seit 1826 bestehende Gartenbaugesellschaft „Flora“.

Dadurch, daß der 1818 gegründete Königl. Botanische Garten 1892 in die Nachbarschaft des Großen Gartens verlegt und dabei reicher ausgestaltet wurde, entstand ein gärtnerisches Lehrmittel ersten Ranges. Diese mustergültige Anlage hat auch eine landwirtschaftliche Versuchsstation aufzuweisen. Im Botanischen Garten sieht der Beobachter die Gewächse fremder Zonen und Länder lebend vor sich und kann ihre Ent-

wickelung und ihre Anpassung an die neuen Verhältnisse verfolgen. Derartige Beobachtungen sind sowohl für den Naturforscher, wie auch für den Gärtner, Landwirt und Gartenfreund lehrreich. Wir haben Gelegenheit, die Libanonzedern, niedrige Palmen, asiatische Ziersträucher u. a. im Freien zu beobachten, während wir in Warmhäusern herrliche Palmen, Kakteen, ausländische Blumen, wie z. B. die Victoria regia und andere Fremdlinge, bewundern können. Auf einem Berggehänge sehen wir die Gebirgspflanzen unserer Alpengegenden sich entwickeln, in und an Teichen gedeiht die Wasser- und Sumpfflora, während im östlichen Teile des Gartens auf zahlreichen Versuchsbeeten die Anbaufähigkeit und Nutzbarkeit der fremden Gewächse erprobt werden.

Ein weiteres Förderungsmittel des heimischen Gartenbaues ist die seit 1893 bestehende Gartenbauschule des sächsischen Gartenbauverbandes, in welcher junge Gärtner weitergebildet werden. Die hervorragende Bedeutung des heimatlichen Gartenbaus ersehen wir recht deutlich daraus, daß unsere Stadt bereits zweimal (1887 und 1896) eine internationale Gartenbauausstellung in ihren Mauern beherbergte.

Neuerdings hat der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs Anregung gegeben, die Vorliebe für Blumen dadurch zu betätigen, daß man die Schauseite der Häuser mit blühenden Pflanzen schmückt.

Die Pflege der Zimmerpflanzen durch unsere Kinder wirkt veredelnd auf das Gemüt und gibt reiche Gelegenheit zu wertvollen Beobachtungen und zu herzerquickender Freude am Schönen. Deshalb bemühen sich sowohl Lehrer und Erzieher durch Anregungen, als auch die Gartenbaugesellschaft „Flora“ durch wiederholte Pflanzenspenden an Schulkinder, die Blumenpflege im Volke zu fördern.

Durch die Johannstadt.

Am Ausgange der Pillnitzer Straße gelangen wir zur schmucken Johanneskirche. An den Pfeilern im Innern sehen wir 13 Figuren, welche die Evangelisten, die Apostel und Johannes den Täufer darstellen. Wir bemerken, indem wir die Straße weiter verfolgen, rechts an der Marschnerstraße die neuen Gebäude der Realschule und des Lehrerinnenseminars, links aber das Museum unseres berühmten Bildhauers Joh. Schilling. Noch weiter hinaus gelangen wir auf den Striesener Platz. Wir befinden uns in einem ganz neuen Stadtteile, der erst seit 1875 zwischen der Elbe und dem Großen Garten, zwischen der Eliasstraße und den Fluren von Blasewitz entstanden ist und seit 1877 den Namen Johannstadt trägt. Doch immer weiter hat sich unsere

Stadt ausgedehnt. So ist seit 1892 der Ort Striesen, in welchem sich die Kirche der Böhmischen Gemeinde und das Freimaurerinstitut befinden, einverleibt worden. Die Stadt grenzt dadurch unmittelbar an den lieblich gelegenen und gern besuchten Vorort Blasewitz. Wie freundlich schauen die schmucken Landhäuser, zumal zur Lenzeszeit, aus ihren Blütengärten hervor! Der Schillergarten mit seiner Schillerfigur erinnert uns an Deutschlands Lieblingsdichter, der gewiß von hier aus sich manchmal an dem herrlichen Anblick des Loschwitzer Geländes erfreut hat. Am Rathause ruft ein Brustbild die Erinnerung wach an den in Blasewitz gebornen Kirchenkomponisten Naumann, der manche herrliche Musik für den katholischen Gottesdienst gedichtet hat. So ehrt eine Gemeinde ihre großen Toten!

Unser Rückweg führt uns durch den reizenden Waldpark mit seinem vielbesuchten Sportplatz und dem Teiche, auf dem sich im Winter gern Eisläufer tummeln. Am Fiedlerplatz kommen wir an den Häusergruppen des neuen Krankenhauses vorüber. Dann statten wir der im Renaissancestil erbauten Trinitatiskirche einen Besuch ab und erfreuen uns insbesondere an dem schönen Altarbild. Das schnelle Wachstum des Stadtteils hat dazu genötigt, von der Trinitatisgemeinde eine neue Gemeinde abzutrennen, der man den Namen Andreasgemeinde beigelegt hat. In unmittelbarer Nähe der Trinitatiskirche befindet sich der Trinitatiskirchhof mit den Gräbern so manches teuren Toten. Ihm schließt sich der Friedhof der israelitischen Gemeinde an. Wieder gehen wir an einem Krankenhause vorüber. Es ist das dem Albertverein gehörige und nach der Königin-Witwe benannte Carolahaus. Stattliche Gebäude erheben sich auf der alten Vogelwiese: die Gewerbe-, die Kunstgewerbeschule und das Kunstgewerbemuseum. Weiter nach der Elbe zu, an der Pfotenhauerstraße, befindet sich ein schmucker Bau mit anschließendem Garten. Es ist das Bürgerhospital, das alten bedürftigen und würdigen Bürgern und deren Ehefrauen ein sorgenloses Heim bietet. Schließlich erreichen wir den mit anmutigen Anlagen geschmückten Sachsenplatz. Das mit Turmhelmen versehene Gebäude erkennen wir sofort als einen militärischen Bau. Unsern tapferen Jägern ist hier die Wohnung bereitet. Von hier aus haben wir reiche Gelegenheit, den flotten Verkehr auf der Elbe zu beobachten. Beide Elbufer sehen wir durch 3 Brücken miteinander verbunden. Schmucke Dampfschiffe kommen an und gehen ab. Kohlenzillen, Flöße und Sandsteinkähne gleiten langsam dahin; ein Lotse bringt sie glücklich durch die Brückenbogen. Ketten- und Raddampfer fahren schwer keuchend zu Berg und ziehen eine Reihe von Kähnen hinter sich her. Zur Badezeit eilen Motorboote und Gondeln von einem Ufer zum andern, den einladenden Badeanstalten Gäste zuführend. Dicht am

Ufer finden wir Kohlenlager, Sandstein- und Holzniederlagen, — ein Bild gewerbreichen Lebens.

Nach dem Neumarkt.

Wir wandern durch die Schloßstraße. Sie war von Anfang an eine der wichtigsten Zugangsstraßen; denn durch sie bewegte sich der ganze Verkehr von und nach der Elbe und nach Neustadt. Ihren Ausgang verschloß das Elbtor, durch welches man zur Brücke gelangte. Der ursprüngliche Name „Elbgasse" wurde bereits im 16. Jahrhundert mit „Schloßgasse" vertauscht. Von der Schloßstraße aus zweigen 3 schmale Gassen nach Osten ab: die Rosmarin-, Sporer- und Kanzleigasse. Alle drei führen nach der Schössergasse, die früher große Judengasse genannt wurde. In dieser, wie in der benachbarten Galeriestraße, die man kleine Judengasse hieß, hatten bis zu ihrer Vertreibung 1450 ausschließlich die Juden ihren Wohnsitz. An ihrem nördlichen Ende stand das jüdische Gemeindehaus, der Jüdenhof, welcher Name sich für den dort befindlichen Platz bis heute erhalten hat. Der Brunnen erinnert an Johann Georg III., den Sieger über die Türken bei Wien. Als Kurfürst Moritz die Stadtmauer mit dem Frauentor niederriß, entstand der Neumarkt, auf dem 1601 der einst so mächtige Kanzler Crell um seines Glaubens willen hingerichtet wurde.

Uns gegenüber steht die mächtige, kuppelgewölbte

Frauen- oder Marienkirche.

Vor der Reformation (1539) zählte man in unsrer Stadt bei einer Bevölkerung von etwa 6000 Seelen 10 Gotteshäuser, von denen die Frauenkirche das älteste war. Schon im 12. Jahrhundert war sie vorhanden. Damals hatte sie ihren Platz noch außerhalb der Stadtmauer und war von einem Kirchhofe umgeben. In den Jahren 1726—34 wurde vom Meister George Bähr das jetzige schöne Gotteshaus errichtet.

Vor der Frauenkirche sehen wir das

Lutherdenkmal.

Wie vortrefflich ist es dem Künstler Rietschel gelungen, die Festigkeit und den Glaubensmut unsers großen Reformators in der ganzen Haltung der auf schwarzem Sockel sich erhebenden Bronzefigur darzustellen. Seht, wie Luther den Fuß so mutig vorwärts setzt, fest die Hand auf Gottes Wort legt, den Kopf aber empor zum Himmel richtet, als wollte er sagen: „Mit unsrer Macht ist nichts getan," aber „Eine feste Burg ist unser Gott!"

Noch ein zweites Denkmal erblicken wir. Es erinnert an den König August II., der am 9. August 1854 infolge eines Sturzes aus dem Wagen in Tirol verunglückte. Die 4 weiblichen Figuren sollen an die Haupteigenschaften des geliebten Fürsten erinnern, nämlich an seine Frömmigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit.

Das hervorragendste Gebäude des Neumarktes ist außer der Frauenkirche das vom prachtliebenden und baulustigen Kurfürsten Christian I. (1586—91) hier errichtete Stallgebäude. Es diente in seinen unteren Räumen dem Marstalle, in den oberen zur Aufbewahrung von Kunstsammlungen. Das Hauptgebäude ist mit seiner Stirnseite dem Jüdenhofe zugewandt und heißt das Johanneum. Eine Freitreppe führt zum Haupteingang. Zwischen den mittleren großen Bogenfenstern erblicken wir Genien. Sie tragen Tafeln, welche die Namen der Könige Friedrich August, Johann und Albert enthalten. Zwischen den anderen sind die Bildnisse Heinrichs des Frommen und der Kurfürsten Moritz, August und Christian I. angebracht. Über dem Haupteingange lesen wir die Worte: Museum Johanneum. Die Kindergestalten am Fuße der Treppe beziehen sich auf die Porzellan- und Gefäßsammlung, die oberen auf das Historische Museum, die sich hier befinden. Den Eingang zu diesen kostbaren Sammlungen müssen wir vom malerischen Stallhofe aus nehmen, dessen äußere Wand in der Augustusstraße vom Professor Walter mit einem Reiterzug sächsischer Fürsten verziert worden ist. Im ersten Stockwerk gelangen wir zum Historischen Museum. In mehreren Sälen finden wir eine geschmackvolle Aufstellung von allerlei Möbeln, Uhren, Trinkgeschirren, Turnier-, Jagd- und Kriegswaffen, prachtvolle Rüstungen, kriegerische Beutestücke, wie z. B. das 1683 vor Wien gewonnene kostbare Türkenzelt. Im zweiten Stockwerk ist die weltberühmte, von August dem Starken begründete Porzellan- und Gefäßsammlung untergebracht. Besonders reich ist dieses Museum an älterem chinesischen, japanischen und Meißner Porzellan. —

Der Schloßplatz und seine Umgebung.

Wir steigen die Freitreppe der Brühlschen Terrasse empor und schauen von hier aus auf den Schloßplatz. Welch eigenartigen Anblick gewährt der lebhafte Verkehr von Fußgängern, Reitern und Fahrzeugen aller Art! Den einzigen Zugang von Neustadt her vermittelt die Augustusbrücke, die uns gar manches erzählen könnte von vergangenen Zeiten bis zu unsern Tagen. Keinen Augenblick, auch in der Nacht nicht, ist sie menschenleer. Nach 4 Richtungen hin bewegt sich von ihr aus der

Verkehrsstrom. Unser Blick folgt den roten Straßenbahnwagen, die am Terrassenufer entlang eilen, um ihre Fahrgäste nach der Johannvorstadt, nach Striesen oder Blasewitz zu bringen. Eine zweite Bahnlinie nimmt ihren Weg an dem neuen Ständehause vorüber durch die Augustusstraße, um sodann in die Pirnaische Vorstadt, nach dem Großen Garten und nach Strehlen zu führen, während eine dritte nach dem Theaterplatze abzweigt und sich über den Postplatz nach dem Hauptbahnhofe wendet. Das Georgentor endlich vermittelt den Verkehr nach der Schloßstraße und der inneren Altstadt. Wir können uns kaum satt sehen an dem bunten Wechsel von immer neuen Bildern des Verkehrslebens. Unser Geschichtsfreund erzählt uns, daß unmittelbar vor dem Georgentore sich früher das Elb- oder Brückentor befand, ein festes Gebäude mit hohen Giebeln und Durchfahrten nach der Brücke und nach den Elbufern hinab. Doch mußte es nebst den angrenzenden Festungswerken niedergelegt und außerdem auch ein Brückenbogen zugeschüttet werden, als es galt, für den Bau der Katholischen Hofkirche Platz zu gewinnen. Jetzt erhebt sich diese als eins der herrlichsten Bauwerke unsrer Stadt vor uns. Wie malerisch wirkt der ganze Aufbau! Wie leicht strebt der Turm bis zu seiner stattlichen Höhe von fast 90 m empor! Den Abschluß des Platzes nach der Elbe zu bildet das reizend gelegene Helbigsche Restaurant, noch immer das italienische Dörfchen genannt, in Erinnerung daran, daß zur Zeit des Kirchbaues viele italienische Arbeiter hier ihre Wohnungen und Werkstätten hatten. Nach Westen zu schließt das Hotel Bellevue die Aussicht ab. Das prächtige Gebäude nebenan ist das Königliche Hoftheater. Ein Schreckensruf ging durch die Stadt, als am 21. September 1869 ein Feuer binnen 3 Stunden das von Gottfried Semper erbaute Theater in Schutt und Asche legte. Auf gleicher Stelle errichtete man nach den Plänen desselben Architekten von 1871—78 das jetzige Theater. Die Baukosten erreichten die hohe Summe von über 4 Millionen Mark. Besonders reich gestaltet ist der vordere Teil dieses Opernhauses. In der Mitte befindet sich, beide Stockwerke überragend, ein durch Säulen geschmückter Vorbau, dessen oberer Teil (Exedra) eine mit Bildern und Statuen verzierte halbkreisförmige Nische bildet. Von hier aus haben schon wiederholt die königlichen Herrschaften Huldigungen der Bürgerschaft in Form von Fackelzügen und dergleichen an besonderen Festtagen entgegengenommen. Über der Nische erhebt sich auf hohem Unterbau das bronzene Panthergespann, ein Werk unsers berühmten Schilling. Es schaut auf den mit dem König Johann-Denkmal geschmückten Theaterplatz herab, der nach dem königlichen Schlosse zu durch die Hauptwache begrenzt wird. Letztere zeigt uns die Bauweise eines griechischen Tempels mit 6 jonischen Säulen, aus Cottaer Sandstein hergestellt. Das vordere Giebelfeld ist

verziert mit einer Figur der Saxonia, das hintere durch die des Mars. Der Hauptwache gegenüber befindet sich im Erdgeschoß des Residenzschlosses ein unter dem Namen „Grünes Gewölbe" weltberühmtes Museum. Wahrscheinlich ist die grüne Ausschmückung der Sammlungsräume Ursache zum Namen geworden. Ursprünglich diente das Grüne Gewölbe lediglich als Schatzkammer des kurfürstlichen Hauses. In 8 Zimmern finden wir Bronze-, Elfenbein- und andere Schnitz- und Drechselwerke, Mosaiken, Muscheln, Bernstein- und Emaillesachen, Gold- und Silbergefäße, Rubingläser, Perlen und andere Kostbarkeiten, darunter auch das Taufbecken der königlichen Familie, die polnischen Krönungsinsignien und den Juwelenschatz des königlichen Hauses. Man schätzt den Gesamtwert auf über 40 Millionen Mark. Es gilt als die wertvollste Sammlung dieser Art in ganz Europa. Die Gemächer sind mit sächsischem Marmor und Serpentinstein getäfelt, die Wände meistens mit Spiegelglas versehen. In den anstoßenden Räumen befindet sich das von Johann Georg II. angelegte reichhaltige Münzkabinett, in welchem auch sämtliche sächsische Münzen vertreten sind. Mit dem Schlosse hängt das 1710 am Taschenberge erbaute Prinzenpalais zusammen.

Eines der schönsten Bauwerke unsrer Stadt ist die

Katholische Hofkirche,

in den Jahren 1738—52 nach den Plänen des Italieners Chiaveri erbaut. Die Steinbrüche von Pirna und Cotta lieferten das Baumaterial. Die Fußplatten stammen aus den Marmorbrüchen von Carrara. Italienische Meister fertigten die Modelle zu den 78 Statuen, welche die Außenseite der Kirche zieren. Am Fuße des Turmes, zu beiden Seiten des Hauptportales, sehen wir die vier Evangelisten in edler Haltung und Gewandung mit ihren Sinnbildern. An diesem Riesenbau waren im März 1739 339 Maurer, 122 Zimmerleute, 550 Handarbeiter und 16 Aufseher beschäftigt. Leider fand der berühmte Orgelbauer Silbermann im Innern des von ihm erbauten Rieseninstrumentes infolge eines Schlaganfalles während des Probierens der Orgelpfeifen am 4. August 1753 seinen Tod. Rafael Mengs malte für den Hochaltar sein herrliches Bild, die Himmelfahrt darstellend. Das silberne Kruzifix und die sechs großen Altarleuchter, je 2 m hoch, kosteten 84000 Taler. Außer dem Hauptschiff enthält die Kirche noch 2 Seitenschiffe und 4 Kapellen, die mit Gemälden berühmter Meister geschmückt sind.

Zu den Denkmälern, die zu Ehren bedeutender Männer errichtet worden sind, gehört das

Weber-Denkmal

von Ernst Rietschel. Du findest es in der Anlage zwischen dem Museum

und dem Hoftheater. Das Haupt des berühmten Komponisten ist ein wenig nach oben gewendet, als wollte er dem Klange der Töne lauschen. Die Rechte faßt den Mantel zusammen und hält einen Strauß von Eichenlaub und Rosen, die den heiteren Charakter seiner Schöpfungen andeuten. Die Linke stützt sich auf ein Notenpult, an dessen Fuß die Namen der Werke Webers zu lesen sind.

Der Theaterplatz hat eine Zierde empfangen durch

das König Johann=Denkmal.

Es ist von Joh. Schilling entworfen und von Bierling in Erz gegossen worden. Die Reiterfigur steht auf einem Bronzeunterbau, dessen Friese an die verschiedenen Stände und Beschäftigungen erinnern. Daß König Johann und seine Gemahlin Amalie die goldene Hochzeit haben feiern können, wollen uns die Zahlen 1822 und 1872 sagen. Die Jahreszahlen 1854 und 1873 umschließen seine Regierungszeit. Die Bibelstellen: Sprüche Sal. 20, 28: „Fromm und wahrhaftig sein, behüten den König, und sein Thron bestehet durch Frömmigkeit" und Offenb. Joh. 2, 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben" sind mit Bezug auf des Königs Eigenschaften gewählt worden. Zur Feier des 800jährigen Regierungsjubiläums des Hauses Wettin am 18. Juni 1889 wurde das Denkmal enthüllt.

In der Nähe der Altstädter Hauptwache erhebt sich der etwa 19 m hohe

Wettin=Obelisk.

An den vier Seiten des Postaments sind Waffengruppen, Erinnerungen an verschiedene Zeiten der sächsischen Geschichte, angebracht. Die Vorder=seite trägt in goldenen Lettern die Inschrift: „Zur Erinnerung an die Jubelfeier der 800jährigen Herrschaft des Fürstenhauses Wettin 1889." An der Rückseite ist zu lesen: „Errichtet von der Haupt= und Residenzstadt Dresden." Zwei sitzende weibliche Figuren, ein Werk Schillings, schmücken das Postament. Die eine versinnbildlicht, wie die Inschrift an ihrem Granitsockel sagt, die „Gegenwart". Sie ist dem Residenzschloß zu=gewendet und hält einen Lorbeerkranz empor. Auf der andern Seite finden wir die „Vergangenheit", die den Ruhm des fürstlichen Geschlechts im Buche der Geschichte verzeichnet.

Das älteste Denkmal unsrer Stadt finden wir an der Ecke der Terrasse, die der Carolabrücke und dem früheren Gondelhafen zugekehrt ist. Es ist das

Moritzmonument,

das Vater August seinem heldenmütigen Bruder, der in der Schlacht bei Sievershausen 1553 tödlich verwundet wurde, errichten ließ. Dorische

Säulen umrahmen die Gestalten der beiden fürstlichen Brüder. Kurfürst Moritz, gedrängt vom Skelett des Todes, überreicht seinem Bruder das Kurschwert. An den Seiten stehen die fürstlichen Gemahlinnen in Trauerkleidern. Als die Kunde vom Tode des siegreich gefallenen Fürsten nach Dresden kam, klagte Kurfürstin Agnes:

„Ach gott, an einem morgen
Sah ich im Traum ein bahr
Groß Leid thet ich besorgen
Das ist mir worden wahr
Nu bringt man her mein herren tot
In unsern besten Jahren
Es macht groß klag und not.

So bringt der Sieg viel trauren
Mir und mein lieben Kind
Ach was helfen große mauren
Weil wir verweiset sind
So sol nu gott mein vormund sein
Thu mich ihm ganz befehlen
In Gott trau ich allein."

Die Terrasse.

Die Terrasse gehört zu den Punkten der Residenz, die nicht nur jeder Dresdner kennt und liebt, sondern auch jeder Fremde, der in unsrer Stadt zu Gaste war. Stehst du an ihrem elbseitigen Fuße, so zeigt sie ein Bild von Dresdens ehemaliger Stärke als Festung; denn sie ist ein Überrest der früheren Festungsmauer. So hoch und so stark sie ist, so war noch vor 100 Jahren der Mauerring, der unsere Stadt einschloß. Wo du heute stehst, gab es freilich damals keinen Weg; nur das Elbwasser plätscherte an den Steinen, und oben, hinter den Rasenwällen, schauten Kanonen in ihrem schwarzen Mantel mit drohendem Rachen heraus. Gehst du die große, schöne Freitreppe hinauf, so merkst du schon, daß du eine Stätte der Kunst betrittst. Vier herrliche Gruppen, vom Meister Schilling geschaffen, halten dich zur Betrachtung an. Sie stellen die Tageszeiten dar. Die Nacht, eine Frauengestalt mit der Mondsichel über der Stirn, schlägt ihr Gewand schützend um einen schlummernden Knaben, indessen der geflügelte Schlummergott (Morpheus) dem Schlafenden süße Träume zuflüstert. Der Abend ist durch einen Mann dargestellt, der sich nach vollbrachtem Tagewerke dem behaglichen Ausruhen überläßt, dabei dem Saitenspiele eines Mädchens lauschend, während ein zweites, das Tamburin in der Hand, sich zum Tanze anschickt. Der Mittag, ein Mann mit einer Strahlenkrone, hält einen Ruhmeskranz empor, den ein Jüngling zu ergreifen strebt; daneben arbeitet ein Knabe mit dem Spaten, um die Arbeit des Tages anzudeuten. Der Morgen ist eine liebliche Jungfrau mit einem in ihrem Haare glänzenden Morgensterne; sie erwacht vom Schlafe und lüftet ihr Gewand, um das Tagewerk zu beginnen; neben ihr steht, die Sandale am Fuße befestigend,

ein Mädchen, an der anderen Seite ein zweites, welches aus einem Taukrüglein die Blumen tränkt. — Oben angekommen, wendest du den Blick zurück. Da liegen der verkehrsreiche Schloßplatz mit seinen Bauten, die Augustus- und Marienbrücke, das Fernheizwerk, der Packhof und in der Ferne das Gelände der Lößnitz; dann die Neustadt mit Blockhaus, Japanischem Palais, Kirche und Rathaus; elbaufwärts die neuen Gebäude der Ministerien des Kultus und öffentlichen Unterrichts, des Innern und der Justiz. Und davor, mitten in dem Häusermeere und dem emsigen Leben und Treiben der schönen Königstadt, eine bescheidene Wiese mit ihrer grünen Rasenfläche, auf der das Auge einen Augenblick Ruhe findet. Oberhalb der Terrasse spannen zwei Brücken, die Carola- und Albertbrücke, ihre Bogen über die Elbe, die langsam dahinfließt und auf ihrem breiten Rücken sicher und ruhig Personen- und Frachtschiffe trägt. Am Ufer entlang saust die elektrische Straßenbahn; Wagen rasseln, mit Gütern beladen; Menschen eilen hin und her. Überall ist reges Leben und Treiben, welches verkündet, daß die Residenz nicht nur eine schöne, sondern auch eine gewerb- und handelsfleißige Stadt ist. Den breiten, zum Teil von Bäumen beschatteten Weg weiterschreitend, wendest du dich zur rechten Seite. Den Blick auf die tieferliegende Terrassengasse richtend, hast du ein Bild vom alten Dresden: eine enge Gasse mit unscheinbaren, schmucklosen und winkligen Häusern. — Unsere Gedanken schweifen unwillkürlich ein Jahrhundert zurück. Wir sehen im Geiste da unten ehrsame Bürger gehen in langen tuchenen Knieröcken. Leinene Gamaschen umschließen die kurzen Beinkleider, und auf dem Rücken hängt der steifgedrehte Zopf. Sie gehen langsam, und bedächtig weichen sie zur Seite, wenn in der engen Gasse etwa eine Sänfte mit einer vornehmen Person dahergetragen wird. Vor den Türen stehen schwatzende Hausbewohner und erzählen von bösen Zeitläuften oder von Neuigkeiten aus der Welt draußen. Selten nur rasselt ein Wagen hier durch. Selbst der Verkehr am Neumarkte ist noch bescheiden und stört nicht, wie heute, mit seinem Lärm die behagliche Ruhe. Kommt der Spätabend, dann verstummt fast alles Leben, und nur selten eilt ein Bürger die spärlich durch Rüböllaternen beleuchteten Gassen entlang, um daheim bei der tropfenden Unschlittkerze oder der trüben Öllampe das Nachtmahl zu halten.

Doch zurück von Altdresden nach „Elbflorenz!“ Du wanderst an dem neuen stattlichen Ständehause und dem Gebäude der Bibliothek des Prinzen Johann Georg vorbei. Dem Bibliotheksgebäude gegenüber steht das Rietscheldenkmal. An der Säule sitzen drei Jünglingsgestalten. Sie stellen das Zeichnen, Modellieren und die Steinarbeit dar. Die Säule selbst ist mit weiblichen Reliefgestalten geschmückt, welche die Gebiete

versinnbildlichen, in denen Rietschel besonders tätig war: Geschichte, Poesie und Religion. Ferner bewunderst du den langausgedehnten, mit aufstrebenden Säulen, mit Friesen, Medaillons und einem herrlichen Portal gezierten Prachtbau der Kunstakademie, über deren Fenstern die Namen der berühmtesten Künstler aller Zeiten eingegraben sind. Eine mächtige Kuppel mit goldverzierten, überlebensgroßen Figuren künden weit über Dresden hinaus, daß hier eine geweihte Stätte der Kunst für die Mit- und Nachwelt aufgetan ist. Nur leise rauscht das stark pulsierende Leben herüber, als wäre es von diesem Heiligtume der Kunst bezwungen. Hier, zwischen Akademie und Albertinum, einer herrlichen Sammlung von Bildwerken alter und neuer Zeit, und den Überresten der alten Stadt den Rücken kehrend, steht das Denkmal Meister Sempers, des Schöpfers von Dresdens stolzem Kunsttempel, dem Hoftheater. Ihm gegenüber erhebt sich unter dem Schatten mächtiger Platanen das Denkmal Ludwig Richters. Langsam wandern wir durch die Anlagen wieder nach der östlichen, der Elbe zugewendeten Terrasse. Unter uns liegt der frühere, jetzt zugeschüttete Gondelhafen. Hier wiegten sich einst die Kähne und Gondeln der Fischer, und eine starke Bastion ließ ihr Mauerwerk aufragen, den Feinden zum Trutz, den Bürgern zum Schutz. Nach rechts erblicken wir das Belvédère, den Sammelpunkt der vornehmen Welt. Fremde Laute klingen an dein Ohr und sagen dir, daß das gewerbfleißige, schöne und kunstreiche Dresden auch ein sehr beliebter Aufenthaltsort der Fremden ist. Wir treten zurück. Neben der Wirklichkeit hat auch die Sage hier eine Heimstätte. Am Geländer, 45 Schritt nach Osten zu, zeigt dasselbe eine Vertiefung, die einst August der Starke als Beweis seiner Kraft mit seinem Daumen eingedrückt haben soll. Wir stellen uns in den Rundbau gegenüber dem Belvédère. Unter uns steht am Mauerwerk das Moritzdenkmal als eindringliche Mahnung: „Gedenke des Todes! denn alles Ding hat seine Zeit!“ — Wie wandeln sich die Zeiten! Und die Menschen? Sie kommen und gehen, sie streben und schaffen, sie leben und sterben! Und was sie auch schaffen an Hohem und Kühnem, an Starkem und Festem, an Schönem und Edlem — ihre Werke haben keine bleibende Stätte! Nur der Ewige lebt! Sieh! Dort die herrlichen Loschwitzer Höhen, auf denen das Auge entzückt weilt, sie sagen dir laut und eindringlich: „Über alles Menschenwerk erhaben, ewig schön und jung bleibt die Natur!“

Die hängende Wiese.

Du hast vielleicht von den hängenden Gärten der Königin Semiramis gehört, aber von einer hängenden Wiese in unsrer Vaterstadt wohl noch nicht. Und doch gibt es ein solches Wunderwerk. Begleite mich auf das Elbufer unterhalb der Brühlschen Terrasse und betrachte die Steinmauer! Sie ist ein Rest der ehemaligen Festungsmauer und mit allerlei Gräsern und Blumen, die ihre Wurzeln in die Steinfugen gesenkt haben, überzogen. Vermeint man nicht, eine an der Mauer hängende, buntfarbige Wiese vor sich zu sehen? Wer hat die Pflanzen dorthin gesät? Der fortwährend in unserem Elbtale bald linder, bald stärker wehende Wind, Vögel, Elbfluten und die in der Nachbarschaft befindlichen Anlagen und Gärten mögen zur Entstehung dieser Wiese beigetragen haben. Wir finden neben dem zierlichen, violetten Cymbelblümchen den kleinen und gemeinen Frauenflachs, die schwefelgelb herableuchtende Blüte des Pippau, das Habichtskraut, die Braunwurz, ferner das rote Löwenmaul, den gelben Löwenzahn, das Schöllkraut, das Weidenröschen, die Glockenblume, eine kamillenartig blühende, aus den Pyrenäen stammende Wucherblume, dann kleine Birken-, Linden-, Ahornarten u. a. m.

Auch eine sagenhafte Erzählung gibt uns Kunde, wie diese „Steilwiese“ entstanden sein soll. Unter den schönen Frauen, die am Hofe der beiden Könige Augusts des Starken und August III. lebten, war auch ein Edelfräulein von seltener Anmut und Herzensgüte. Gleich einer gütigen Fee erschien es oft in den Häusern der Armut und Not. Zur Zeit einer großen Teuerung verkaufte die Gräfin alle ihre Diamanten und ihr sonstiges Geschmeide und kaufte aus dem Erlöse Brot für die Armen. Eines Tages rettete sie durch eine Liebesgabe ein greises Mütterchen vom Hungertode. Die Alte wollte sich dem Edelfräulein dankbar erzeigen und brachte ihm einen Strauß blühender Wiesen- und Feldblumen. Mit diesem in der Hand wanderte die Gräfin über die Brühlsche Terrasse. Ihr begegneten viele vornehme Herren des Hofes, und diese boten ihr für den Besitz einzelner Blumen viel Geld. Die Gräfin dachte an ihre Armen und verkaufte die Blumen. Sie verlangte aber, daß die Käufer die Blumen nicht behalten, sondern sofort über die Steinmauer werfen sollten. Sie taten es, und die Blumen blieben zwischen den Steinfugen hängen, wurzelten in dem dürftigen Boden ein, vermehrten sich und erzählen nun Jahr für Jahr von der edlen Wohltäterin.

Die innere Neustadt.

Was würden wohl die alten Sorben sagen, wenn sie jetzt wiederkommen und schauen könnten, was aus ihrer Ansiedelung geworden ist? Sicherlich würden sie ihr Fischerdorf nicht wieder erkennen! Höchstens die Anlage des Neustädter Marktes würde sie an den slavischen „Rundling“ erinnern. Nach und nach entwickelte sich die Anlage dieser „Waldleute“ zu einer Stadt, die den früheren Namen des Dorfes „Dresden“ beibehielt, im Gegensatz zu der neueren Stadt auf dem linken Elbufer aber „Altendresden“ genannt wurde. 1403 wird dieser Ort zuerst als Stadt bezeichnet. Markgraf Wilhelm begründete durch die Verleihung des Marktrechts das schnellere Wachstum Altendresdens; denn kein Ort konnte in damaliger Zeit zur Bedeutung kommen, der nicht das Marktrecht besaß. Weil dieses Recht bisher gefehlt hatte, war auch der Zuzug von Kaufleuten und Handwerkern ausgeblieben. Bis jetzt war es den Altendresdnern nicht erlaubt gewesen, einen Kaufmannsladen aufzutun, sondern alles, was sie an Kaufmannsgütern brauchten, mußten sie in Neudresden einkaufen. Nun wurde es anders. Von Neudresden zogen Kaufleute und Handwerker herüber, neue Häuser entstanden, und Handel und Wandel fingen an in Altendresden aufzublühen. Zu dieser Zeit bereits befand sich, wie jetzt, der Markt dicht an der Brücke. Die meisten Gassen der innern Neustadt sind auch damals schon vorhanden gewesen. Das jetzige Blockhausgäßchen führte den Namen Badergasse, weil sich hier eine Badestube befand. Den Ausgang bildete das Badertor. Die Meißnische Gasse, unsere jetzige Große Meißner Straße, führte etwa bis dahin, wo jetzt die beiden Torhäuser sich noch befinden, Reste des ehemaligen Meißnischen Tores. Am Ende der Körnerstraße, auch Kohlmarkt genannt, befand sich das Wassertor. Den Abschluß der Breiten Gasse, der jetzigen Kasernenstraße, bildete das Breite Tor. Von dieser Gasse aus führte ein schmales Gäßchen — Allee- und Rathausgäßchen jetzt genannt — nach der Dreikönigskirche zu, die inmitten der heutigen Hauptstraße ihren Platz hatte. Nach alter Sitte war sie von einem Kirchhof umgeben. Hinter diesem wird nach Norden zu das Städtchen seine Grenzen erreicht haben. Um dieselbe Zeit gründete Markgraf Wilhelm das Augustinerkloster. Große und kleine Klostergasse erinnern an dessen Lage. Die benachbarten Dörfer Serkowitz, Mickten, Pieschen und Radebeul mußten an jedem Michaelistag dem Kloster 4 Malter Korn bringen, das Dorf Weißig aber jährlich 6 Schock 38 Groschen 4 Heller zahlen, $8\frac{1}{2}$ Scheffel Korn, ebensoviel Hafer, 46 Hühner und 10 Schock Eier zinsen. Das Kloster wurde 1539, als die Reformation in Dresden ihren Einzug hielt, aufgehoben. In der Nähe des Klosters stand das

Klostertor. — Dieses Altendresden war ein kleines Landstädtchen mit 6 Stadttoren. In unmittelbarer Nähe befanden sich Felder, Weinberge und der Heidewald.

Bis zur Zeit des Kurfürsten Moritz hatte Altendresden weder Stadtmauern noch Türme. Erst dieser Fürst beschloß, auch Altendresden in den Befestigungskreis hereinzuziehen und Wall und Graben zu errichten. Eine Anzahl Bürger mußte deshalb ihre Häuser und Gärten aufgeben und sich weiter draußen ansiedeln. Auf diese Weise entstand 1546 Neudorf, das jetzt zur Leipziger Vorstadt gehört. Die Befestigungslinie zog sich vom Kohlmarkt nach der Fleischergasse und durch den Ober- und Niedergraben hin. Die Fortsetzung blieb unvollendet. Kurfürst Moritz ordnete auch die Vereinigung der beiden Städte links und rechts der Elbe zu einer Stadt an. Nur ungern fügten sich die Altendresdner dem Zwange. Von 1549 an bildeten aber beide Städte eine Gemeinde, die von einem Rate regiert wurde. Nun hörte auch das besondere Wappen von Altendresden auf. Das jetzige Wappen der Stadt Dresden enthält einen schwarzen Löwen und 2 schwarze Pfähle, fälschlich 3, in goldnem Felde. Kriegerische Überfälle des Ortes machten den Wunsch nach größerer Befestigung immer wieder rege. Joh. Georg I. ließ darum neue Festungswerke errichten. Nun gab es außer dem Brückentor noch drei größere Tore. Nach Osten zu, am Jägerhofe, befand sich das Jägertor. In der Nähe des Japanischen Palais, also nach Westen zu, stand das Meißnische oder Weiße Tor. Den Ausgang nach Norden, da, wo jetzt die Katholische Kapelle sich befindet, lag das Lausitzer oder Schwarze Tor. Eine wesentliche Veränderung erfuhr unsere Stadt nach dem schrecklichen Brande, der am 5. Aug. 1685 auf der Meißnischen Gasse ausbrach. Binnen 5 Stunden lagen 336 Wohnhäuser, Kirche und Schule in Schutt und Asche. Nur das Rathaus und 21 Wohnhäuser blieben erhalten. An Stelle der Fachbauten erhoben sich nun steinerne Gebäude. —

Und wie sieht es gegenwärtig in der inneren Neustadt aus? Die belebteste und wichtigste Straße ist die Hauptstraße. Am Eingange begrüßen uns zwei Fahnenmasten. Sie sind errichtet worden zur Erinnerung an die Anwesenheit des ersten Kaisers in Dresden am 4. September 1882. Manch kriegerisches Bild hat sich auf der Hauptstraße abgespielt. Aus einem Fenster des Hauses mit der Inschrift „An Gottes Segen ist alles gelegen" sah am 24. April 1813 der Dichter Goethe auf den glänzenden Einzug des russischen Kaisers Alexander und des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. herab. Bei seinem Aufenthalte in Dresden (1790) wohnte Goethe ebenfalls in einem Neustädter Hause, nämlich im Gasthause zu den Palmenzweigen auf dem Kaiser Wilhelm-Platz. Als im

August des Jahres 1813 in Dresden Napoleons Geburtstag gefeiert wurde, gab es auf der Hauptstraße viel zu sehen. Zwischen den Lindenreihen waren geschmückte Tafeln aufgestellt, an denen die Garden festlich gespeist wurden. —

Den Abschluß der Neustadt nach Norden zu bildet der Albertplatz mit den sehenswerten Brunnen von Diez, dem artesischen Brunnen und dem unter dem Namen „Alberttheater" bekannten Königlichen Schauspielhause. Strahlenförmig gehen vom schönen Albertplatze nach allen Richtungen Straßen ab. Die König Albertstraße führt uns zum Carolaplatz und zur Carolabrücke, in deren Nähe sich die stolzen Gebäude der Ministerien erheben, aber auch die trefflich eingerichteten Gebäude der Neustädter Realschule, der Dreikönigs- und Baugewerkenschule zu sehen sind. Die Königstraße führt uns nach dem großen Kaiser Wilhelm-Platz. Das stattlichste Gebäude ist hier das Japanische Palais, das nach seinem eigentümlichen Baustile auch das holländische Palais genannt wird. Seine hohen Säle und Zimmer sind mit den reichen Schätzen der Kgl. Bibliothek gefüllt. Der sich anschließende Palaisgarten mit seiner reizenden Aussicht auf den Elbstrom und auf dessen linkes Ufer ist ein gern aufgesuchter Erholungsort. Durch die Meißner Straße gelangen wir zum Markt zurück. In dem Blockhause an der Brücke befinden sich das Kriegsministerium und die Hauptwache. Die aufziehende Wachtparade lockt mit ihrer Musik namentlich sonntags viele Zuhörer hierher. Der Schöpfer dieser Stadt, August der Starke, hat ihr 1732 den Namen „Neustadt" verliehen. Wenige Jahre nach seinem Tode errichtete ihm die Bürgerschaft auf dem Neustädter Markte ein ehernes Reiterstandbild. —

Die Hauptkirche der Neustadt ist die

Dreikönigskirche.

Sie stand ursprünglich in der Nähe des Marktes an der Hauptstraße. In ihr wurde eine berühmte Reliquie, die Fußsohle der Maria, verehrt. Die jetzige Kirche ist 1732—39 nach den Plänen Pöppelmanns erbaut worden. Ihren Altar schmückt die Darstellung der zehn Jungfrauen. Erst in den Jahren 1854—57 wurde der 87,5 m hohe, sehr schöne Turm gebaut. An seinem ersten Stockwerke befinden sich die Statuen der Evangelisten, über dem Portale „die drei Könige", Arbeiten des berühmten Bildhauers Hähnel. Über den vier Zifferblättern lesen wir die Inschriften:

Alles hat seine Zeit! (Königstraße.) Die Zeit ist kurz!
Benutze die Zeit! (Hauptstraße.) Es kommt die Nacht!

Die Brunnen auf dem Albertplatze.

Zwei herrliche Kunstwerke des Bildhauers Robert Diez schmücken seit 1894 den Albertplatz. Das eine versinnbildlicht das stille Wasser, das andere die stürmischen Wogen. In je vier Gruppen sind die Gestalten vereinigt, die sich um den Brunnenkern ziehen. Sie sollen die Stimmungen des Menschen zur Darstellung bringen, wie sie ihn angesichts der ruhigen oder bewegten See ergreifen.

Da ist das Meerweib, die Lorelei der See, die von der ewigen Schönheit des unergründlichen Meeres singt. An des Ufers Rand kniet ein schönes Weib und trägt auf den Händen ein liebliches Kind. Eine Meeresnymphe schaut in seliger Ruhe der jugendlichen Genossin zu. Dort zieht ein fischschwänzig Weib fröhlich über die Flut dahin, ein Nix reicht ihr in neckischem Spiel die Hand, und mit komischem Staunen schaut ein aus der Tiefe emporgetauchter Meerjunge auf die ihm fremde Welt. Daneben umgaukeln Schmetterlinge und Libellen eine Nymphe, die in träumendes Sinnen versunken ist.

In diesen vier Gruppen ist das ruhige Wogen des Wassers versinnbildlicht.

In gleich anschaulicher Weise wird uns am zweiten Brunnen das stürmische Meer dargestellt. Der Sturm jagt auf wild dahinrasendem Rosse über die Wogen. Widerstandslos stürzt alles vor ihm nieder; das Meer und seine Ungeheuer verschlingen die gefallenen Opfer. Rechts neben ihm taucht eine Männergestalt empor, eine Riesenmuschel über dem Haupte haltend und den Mund zum weithingellenden Rufe geöffnet. In ihm wird die jäh aus der Tiefe emporschießende Welle verkörpert. Sie reißt die auf dem Meeresgrunde ruhende Muschel empor und schleudert sie auf den Strand. Gewaltig tönt der Woge donnerndes Gebrüll über die Wasser hin. Hier tobt der Kampf zwischen einem senkrecht aus der Flut emportauchenden Wels und seinem menschlich gebildeten Gegner, der mit geballter Faust und spitzer Muschel auf das Ungeheuer der Tiefe losschlägt. Und weiterhin wogt ein wilder Streit zweier Nixen um einen schönen Jüngling, dessen edle Züge Schmerz durchzuckt.

Wie treffend hat der Künstler doch verstanden, in diesen Gestaltungen der Brunnen Gegensätze zum Ausdruck zu bringen! Hier herrschen Ruhe und Frieden, dort Aufregung und Kampf, hier friedliche Anmut, dort wild bewegte Leidenschaft. —

Der Totentanz.

Wenn man den inneren Neustädter Friedhof betritt, so erblickt man links an der Seitenmauer ein altersgraues, eigenartiges Bildwerk: den Totentanz. Dieses Steinbildnis war anfangs eine Zierde des Georgenschlosses und sollte den Beschauer daran erinnern, daß der Mensch auf Erden keine bleibende Stätte habe, er sei arm oder reich, Fürst oder Bettelmann. Beim großen Schloßbrande 1701 litt es bedeutenden Schaden, wurde abgenommen und später vom Könige August I. der Neustadt geschenkt. Man stellte es an der Außenmauer des Kirchhofes an der Hauptstraße auf; als aber der Kirchhof abgetragen wurde (1737), erhielt es seinen jetzigen Standort. Die Figuren stehen in folgender Reihe: Den Anfang macht ein Totengerippe, das mit der linken Hand eine Pfeife zum Munde führt; ebenso hält es in der rechten Hand eine solche. Auf dem kahlen Schädel trägt es ein Haarbüschel; um die Beine winden sich zwei Schlangen. An die um das Gerippe sich schlingende Schnur hält sich der Papst, welcher in der Hand ein dreifaches Kreuz trägt; sein Haupt ist mit einer dreifach geschlossenen Krone geschmückt. Ihm folgt ein Kirchenfürst in Kardinalstracht; er hält in der linken Hand ein langes Kreuz. Hinter ihm schreiten ein Erzbischof, seinen Bischofsstab in der Rechten, und ein Bischof mit Tiara und Stab. Beiden folgt ein Prälat mit einem Buche unter dem rechten Arm. Diese erste Gruppe, welche den geistlichen Stand darstellt, beschließen ein Domherr, angetan mit dem weißen Chorhemd, in der rechten Hand ebenfalls ein Kreuz tragend, und ein gebückter Mönch mit geschorenem Kopfe, der einen Strick um den Leib geschlungen hat und in der Hand das Brevier hält. Unter dieser Gruppe stehen folgende Verse:

Komm', alter Vater, komm', ich muß dich nun begraben,
Weil dich die Leute hier nicht gerne wollen haben;
Daß aber deiner nicht so ganz vergessen sei,
Stehst du im Bildnis da, samt deiner Klerisei.

In der zweiten Gruppe sehen wir die Vertreter des weltlichen Standes, ebenfalls angeführt von einem Totengerippe, das mit zwei Knochen die Trommel schlägt. Ihrem Klange folgt der Kaiser. Er hat einen großen Bart; ein langer Mantel umhüllt seine Gestalt; auf dem Haupte trägt er die Krone und in der rechten Hand das Zepter; unter dem linken Arme hält er einen Schild, und an der Seite befindet sich ein langes Schwert. Mit ihm geht der König. Er ist bekleidet mit einem Mantel und trägt ebenfalls die Krone, das Zepter, den Schild und das Schwert. Nun erscheint der Herzog Georg von Sachsen selbst. Sein Gesicht umrahmt ein großer Bart. Auf dem Kopfe trägt

er ein Barett, während ihm vom Halse der Orden des goldenen Vließes herabhängt. Ein langer Mantel umwallt ihn. Er hält in den Händen den Rosenkranz und betet. Ihm schließt sich an ein Graf, einen Knebelbart im Gesicht, bekleidet mit einem kurzen Mäntelchen und bewaffnet mit einem Degen. Darauf folgt ein geharnischter Ritter mit einem wehenden Federbusch und mit einem Schwert an der Seite.

Dieser Gruppe sind nachstehende Verse gewidmet:

Ich bin viel mächtiger denn alle Potentaten,
Der Kaiser selbst erschrickt vor meinen großen Taten.
Kein König, Fürst und Graf bis auf den Reitersmann
Ist so beherzt, daß er mir widerstehen kann.

Die dritte Gruppe zeigt uns die verschiedenen Stände im Staate. Wir sehen zuerst einen Edelmann, dem ein Ratsherr in römischer Kleidung und ein Handwerker im Schurzfell folgen; letzterer Winkelmaß und Spitzhaue auf der Schulter tragend. Ihm schließen sich an ein Soldat mit Partisane und Degen, ein Bauer mit einem Dreschflegel und mit einem Schwert an der Seite, und zuletzt ein Bettler mit einer Krücke und einem Stelzbein. Darunter steht:

Ihr seid alle gleich. Wenn einer wär vom Adel,
Ein Ratsherr bey der Stadt, ein Meister ohne Tadel,
Soldat und Bauersmann, ein Mann mit einem Bein:
Noch muß er in Person mit an dem Tanze sein.

Die vierte Gruppe, die uns sagen soll, daß kein Geschlecht und kein Alter vor dem Tode sicher sind, wird eröffnet von einer Äbtissin. Sie ist mit ihrem Ornate bekleidet; der Schleier ist ein wenig zurückgeschoben. In der rechten Hand hält sie einen schneckenförmig gewundenen Stab, an der linken führt sie eine schön geputzte Frau. Diesen beiden folgt eine Bauersfrau mit einer Hocke Gänse auf dem Rücken. Hinter ihr kommt ein junger Mann, der einen Sack voll Geld in der Linken trägt; ein alter gebückter Mann, der hinter beiden schreitet, zeigt auf den Geldsack. Zuletzt erscheint wieder ein Gerippe mit einem großen Schweife und einer hauenden Sense. Unter diesem Schlußbild sind folgende Verse zu lesen:

Und ihr sollt auch mit dran! Kein Weib aus allen Ständen
Wird mir an diesem Tag entwischen aus den Händen.
Der junge Mann muß fort, das Kind, der alte Greis,
Weil man an diesem Ort von Unterschied nichts weiß.

Auch zu Anfang, sowie zu Ende des Bildwerkes befinden sich kurze Verse. Die einleitenden Verse heißen:

Wenn du kommst, und wenn du gehest,
Wo du bist, und wo du stehest,
Denke, daß du sterben mußt.

Den Schluß des Bildwerks bilden die Worte:

So wird eins nach dem andern
Hin zu seinem Grabe wandern,
Bis wir endlich alle seyn.

Die Antonstadt.

Die Bautzner Straße führt uns in die Antonstadt, den Stadtteil, der „auf dem Sande" zwischen Bischofsweg und der Neustadt entstanden ist. Hier war es vor etwa 200 Jahren noch wüste und leer. Außer dem Holzhofe (Gegend des Königlichen Gymnasiums) sah man nur noch das Militärlazarett an der heutigen Wasserstraße, ferner an der Bautzner Landstraße zwei größere Gebäude, welche später den Namen Ballhaus und Linckesches Bad erhielten, und an der Königsbrücker Straße eine Schankwirtschaft (die jetzige grüne Tanne). Erst später entstanden Häuser in der Gegend der Alaun-, Martin Luther- und Bautzner Straße. Bemerkenswerte Straßennamen der Antonstadt sind: Bischofsweg, welche Straße früher der Bischof von Meißen auf seiner Reise nach der Lausitz benutzte; Alaunstraße, die ihren Namen von einer an ihrem nördlichen Ende gelegenen Alaunsiederei erhalten hat; Schönbrunnstraße, genannt nach einem hier befindlichen Gasthofe zum „Schönen Brunnen"; Böhmische Gasse, in welcher sich aus Böhmen eingewanderte Gärtner angesiedelt hatten; die Pulsnitzer Straße, früher „Heideweg", genannt.

Alle außerhalb der Neustadt liegenden Straßen und Häuser bezeichnete man als „Neuer Anbau". Dieser wurde erst 1835 als „Antonstadt" der Stadt Dresden einverleibt.

Albertstadt.

Vom Waldschlößchen bis zum neuen Neustädter Kirchhof zieht sich eine etwa 3 Kilometer lange Straße hin. Hier, wo einst der Heidewald im Norden der Neustadt die sandigen Höhen deckte, ist 1873—1879 eine großartige Soldatenstadt entstanden, wie eine zweite bis jetzt im ganzen deutschen Reiche nicht zu finden ist. Das ist unsere Albertstadt. Die etwa 30 m breite, in nordwestlicher Richtung sich ausdehnende Heerstraße wird durch den Prießnitzgrund, den sie auf der 20 m hohen Carolabrücke überschreitet, durch die Königsbrücker Straße und die schlesische Bahn in vier Abschnitte geteilt.

Auf dem linken Prießnitzufer kommen wir zunächst an den zwei großen Infanteriekasernen vorüber, zwischen welchen auf steinernen Sockeln zwei bronzene Löwen ruhen. Diese Löwen, Sinnbilder der Tapferkeit und Stärke, sind aus dem Metall eroberter französischer Kanonen gegossen worden. An der Marienallee nordwärts liegen die Kadettenanstalt, das Lazarett, die neue Infanteriekaserne für das Regiment Nr. 177, die Militärapotheke, der Friedhof und weit bis in den Wald hinein die Schießstände, südwärts aber, nach der Stadt zu, das neue Kriegsarchiv. Ehe wir die Carolabrücke erreichen, von der wir in einer Höhe von etwa 131 m über Normalnull einen Blick in den Prießnitzgrund, aber auch über die Stadt und ihre Umgebung werfen, gelangen wir zum Mausoleum des Schöpfers der Albertstadt, des ehemaligen Kriegsministers Grafen von Fabrice, dessen ehernes Standbild von Schilling entworfen worden ist.

Auf dem rechten Prießnitzufer kommen wir zu der Garnisonkirche mit ihrem 90 m hohen Turme, einer Simultankirche, deren kleinerer Teil den katholischen, der größere Teil den evangelischen Soldaten als gottesdienstliche Stätte dient. Hinter ihr lugen durch die Bäume die Schützen- und Pionierkaserne am Alaunplatze hervor; bei dem Bau der ersteren mußten auch kriegsgefangene Franzosen helfen. Der Kirche gegenüber sehen wir das Arsenal, in welchem Geschütze, Handfeuerwaffen, blanke Waffen und Ausrüstungsstücke allerlei Art aufbewahrt werden. In den dazugehörigen Artilleriewerkstätten wird mit Ausnahme der Geschützrohre und Gewehrläufe sämtliches Material für das sächsische Heer angefertigt. Nördlich davon liegen das Pulverlaboratorium und die Geschoßfabrik, in welchen, namentlich von Frauenhänden, Geschosse, Artillerie- und Infanteriemunition hergestellt werden. Gehen wir auf der Königsbrücker Straße nordwärts, so gelangen wir zum Festungsgefängnis, zur Waschanstalt, in welcher täglich gegen 4000 Hemden gewaschen werden, zum Proviantamt und zu sämtlichen Mundverpflegungsanstalten mit den dazugehörigen Verwaltungsanlagen. In der Dampfbäckerei werden täglich etwa 5000 Brote gebacken.

Jenseits der Bahn folgen bis zum Friedhof hin die Militär-Reitanstalt, die Gardereiter-, Trainkaserne und die beiden Kasernen für die Artillerie, hinter denen sich weite Exerzierplätze bis in die Heide hinein erstrecken. In dem zu den Kasernen gehörigen Waldpark sind für die Mannschaften Turnplätze, Kegelbahnen und dergleichen angelegt worden.

Der König-Albertpark.

Als man im Herbst des Jahres 1898 das Jubiläum der 25jährigen Regierung des Königs Albert beging, stiftete der Rat der Stadt Dresden eine bedeutende Summe zum Ankauf eines ansehnlichen Waldteils vom damaligen Fischhäuser Revier. Das erworbene Waldgebiet erhielt den Namen König-Albertpark. Es sollte nicht mit Wohnhäusern bebaut, sondern zum Waldpark ausgestaltet und als eine dem Wohle der Stadt dienende Stiftung verwaltet werden.

Unter möglichster Schonung des Waldbestandes sind seitdem zahlreiche Spazierwege angelegt, neue Baumgruppen gepflanzt, sowie hübsche Ausblicke und Ruhepunkte geschaffen worden.

Die Anlage erfreut sich der Gunst der Dresdner Bürger in hohem Maße und wird von zahlreichen Naturfreunden täglich als Erholungsstätte benutzt. Mit Wohlbehagen atmet man dort die reine Höhenluft, die sich mischt mit dem kräftigen Dufte der Kiefern. Das Auge erfreut sich am herrlichen Grün der Buche, am zarten Behang der schlanken Birke, wie an dem knorrigen Geäst der Kiefer. Weite Ausblicke ins grüne Tal und über bewaldete Höhen lohnen den Aufstieg.

Ein Teil des Parkes ist durch Umzäunung abgeschlossen und pachtweise dem Verein „Volkswohl" überlassen worden.

Die Gründer dieses Vereins, edle Volksfreunde, hatten die Absicht, dem Volke durch Veranstaltung von volkstümlichen Spielen und Belustigungen gesunde und billige Erholung zu bieten. So suchen denn während der schönen Jahreszeit zahlreiche Familien Unterhaltung im Naturtheater oder billige Bewirtung in der Erholungsstätte. Durch die „Heidefahrten" des genannten Vereins werden an mehreren Werktagsnachmittagen viele Hunderte von Stadtkindern aus den engen Straßen hinaus in die reine Waldluft geführt, wo sie sich unter Aufsicht in kindlich frohem Spiel bewegen. Neuerdings führt ein herrlicher Promenadenweg durch den Schotengrund nach dem Fischhaus, der ehemaligen Oberförsterei, die zur behaglichen Erholungsstätte umgebaut wurde. In dem östlichen Ende des Parkes wurde ein vom Bildhauer in Sandstein gemeißelter Kentaur als Geschenk des gestaltenden Künstlers aufgestellt.

Der Albertpark umfaßt etwa 116 ha Fläche und liegt in der Hauptsache zwischen der Bautzner und Radeberger Landstraße und dem Pillnitz-Moritzburger Wege.

Nördlich von letzterem gehört noch der waldige Höhenrand mit dem bekannten Wolfshügel dazu, auf dessen Granitkuppe eine Schutzhütte aus Tannenrinde zur Rast und ein Holzgerüst zur Umschau einladen:

Vor uns liegt unsere Vaterstadt, ein Juwel in reizender Fassung!

Die Elbe zieht wie ein Silberband durchs lachende Gefild. Lassen wir den Blick über die Türme der Königstadt hinausschweifen, so erkennen wir am Horizonte den Rücken des Windberges, der besonders scharf hervortritt. Gegen Süden reicht der Blick bis zum Geising, Sattelberg und Mückentürmchen, den hervortretenden Höhen des östlichen Erzgebirges. Im Westen vermögen wir noch den Saum der Hellerberge zu erkennen, während im Norden die bewaldeten Höhenzüge der Dresdner Heide sich ausdehnen. Sicher ist diese Aussicht eine der schönsten in Dresdens Umgebung.

Unsere Wasserversorgung.

Das unserer Haushaltung zugeleitete Wasser dürfen wir als ein Geschenk der umgebenden Höhen betrachten. Der von den Wolken gespendete Regen fällt zur Erde und dringt alsdann in den lockeren Boden ein, bis er sich endlich auf einer undurchlässigen Unterlage sammelt. Auf ihr fließt er als Grundwasserstrom unterirdisch weiter. In früherer Zeit senkte man Brunnen bis zu dem Grundwasser hinab und hob durch ein einfaches Pumpwerk das Wasser zu der Oberfläche empor. Dieses Wasser war nicht immer gut; denn es sickerten von der Seite her vielfach Abfallwässer nach dem Brunnen hinab. Später führte man das Wasser durch hölzerne Rohrleitungen von den Höhen in die Stadt herein.

Da man aber unterdessen erkannt hatte, daß die Gesteinsschichten unter Dresden muldenartig gelagert waren, so suchte man den Wasserreichtum dieser Tiefen durch artesische Brunnen zu erbohren.

Sind nämlich wasserführende Schichten mit beckenförmiger oder geneigter Lagerung von wasserdichten Schichten überdeckt und unterlagert, so bleibt das Wasser zwischen diesen eingeschlossen und kann von dort nicht als Quelle an die Oberfläche dringen. Durchbohrt man aber die Deckschichten, so steigt das Wasser „nach dem Gesetz von den verbundenen Gefäßen" im Bohrloch von selbst empor und zeigt sich bei größerem Druck wohl gar als natürlicher Springquell. Solche künstlich erbohrte aufsteigende Quellen nannte man Bohrbrunnen oder artesische Brunnen, weil die ersten Brunnen dieser Art in der Grafschaft Artois im nordwestlichen Frankreich angelegt wurden. Wie großen Wasservorrat ein derartiger Bohrbrunnen zu liefern vermag, zeigt der artesische Brunnen beim Invalidenhotel in Paris, welcher aus einer Tiefe von 547 m stündlich 125000 Liter Wasser spendet. Dadurch angeregt, begann man auch in Dresden eine ganze Anzahl Bohrbrunnen in die Tiefe zu treiben. Der

bedeutendste aller Dresdner Bohrbrunnen wurde in den Jahren 1835 und 1836 an der Antonstraße nahe dem Albertplatze durch den Baumeister Siemen auf eigene Kosten, die etwa 15000 Mark betrugen, angelegt. Nach langer, mühevoller Arbeit stieß der Erdbohrer 243 m tief auf eine wasserreiche Schicht, und der Segensquell drang nach dem Emporziehen des Bohrers springbrunnenartig herauf.

Der Bohrbrunnen lieferte stündlich 30000 Liter Wasser von vorzüglicher Beschaffenheit, so daß der Wagemut des Unternehmers sich durch erfreulichen Erfolg belohnt sah. Da das hier gewonnene Wasser sich als ein schwaches, nicht aufregendes Mineralwasser erwies, so wurde es den Kranken empfohlen. Wegen seines Eisengehaltes vermag es namentlich den Blutarmen willkommene Labe zu bieten. Es fand ferner Verwendung zu Bädern in einer nahegelegenen Badeanstalt, sowie als Nutz- und Trinkwasser für die Bürgerschaft der Neustadt. Ein am Albertplatz angelegter Springbrunnen wird davon noch jetzt gespeist. Ganz besondere Teilnahme schenkte die Bevölkerung Dresdens der ganzen Bohrarbeit, weil man dabei die Gesteinsschichten des Untergrundes der Stadt genau kennen lernte. Baumeister Siemen hatte die Bohrkerne, welche aus dem Gesteine herausgehoben worden waren, vom Albertplatz nach der Hauptstraße hin unter den Linden aneinanderlegen lassen. Dies geschah, um dem Publikum eine Anschauung von der Tiefe des Brunnens und von der Beschaffenheit der durchbohrten Schichten zu geben. Es zeigte sich, daß die Sand- und Kiesschicht an dieser Stelle 16 m stark gewesen war. Hierauf ging der Bohrkanal 222 m weit durch dunkelgrauen Schieferton und durch Plänerschichten, wie sie bei Altcoschütz, Leutewitz, Briesnitz an den Hängen und in den Steinbrüchen zu sehen sind. Unter diesem Gestein erreichte man in einer Tiefe von 238 m eine graue Sandsteinschicht, die nach untenhin locker und klüftig wurde und reichlich Wasser enthielt, so daß man nur 5 m in sie eindrang. Es ist derselbe Sandstein, welchen wir im Süden von Dresden auf der Goldnen Höhe und Prinzenhöhe in 345 m Seehöhe antreffen. Über dem Sandstein lagern die Plänerschichten in derselben Weise geneigt. Beide sind ehemals aus sandigen und tonigen Niederschlägen eines vorzeitlichen Meeres entstanden. Die Gesteinssohle des Dresdner Elbtales wird aus Schichten der oberen Kreideformation gebildet, wie sie auf den umgebenden Höhen und besonders auch im nahegelegenen Elbsandsteingebirge vorkommen. In dem Bohrbrunnen am Antonsplatze durchbohrte man die Pläner- und Sandsteinschichten vollständig und stieß unter denselben auf Rotliegendes, wie es in der Döhlener Kohlenmulde als Decke der Steinkohlenflöze auftritt. Deshalb hat man schon oft die Meinung geäußert, es müsse auch im Dresdner Elbkessel Kohle zu finden sein. Die Forscher verneinen dies und sagen, es seien

nur tonig-schlammige Massen im Elbbecken abgelagert, ohne daß kohlebildende Pflanzenreste darin eingebettet sind.

Unsere Wasserleitung.

Um den gesteigerten Bedarf an gutem Trinkwasser zu befriedigen und zugleich die ungesunden Hausbrunnen außer Gebrauch zu setzen, legte die Stadtverwaltung in den Jahren 1870 bis 1875 eine städtische Wasserleitung großen Stiles an. Es galt, den aus dem Waldgebiet der Heide unterirdisch abfließenden Grundwasserstrom aufzufangen. Man durfte annehmen, daß derselbe wegen des ausgedehnten Waldbodens sehr reichlich und wegen der durchlässigen Sanddecke besonders rein und ohne den lästigen Kalkgehalt sich zeigen werde. Man faßte den reichen Quell, der als ein Geschenk der Dresdner Heide gelten darf, unterhalb der Saloppe. Hier liegt 4,7 m tief im reinen Kies eine 1438 m lange Leitung von gußeisernen Röhren, die mit Schlitzen versehen sind, um das Grundwasser aufzunehmen. Wegen der Nähe des Elbstromes erhält sich in der Bürgerschaft die Meinung, das Elbwasser dringe in die Sammelgalerie ein, und so verwende der Dresdner Bürger in seinem Haushalte Elbwasser. Wiederholte Untersuchungen haben diese Annahme widerlegt. Die Sammelrohre führen das Wasser den beiden 40 m voneinander entfernt liegenden Hauptbrunnen zu, die unter sich wieder durch Röhren verbunden sind.

Durch Dampfmaschinen, deren drei Paare zur Verfügung stehen, wird das in den Hauptbrunnen gesammelte Wasser emporgesogen und durch eine 1200 m lange Steigeleitung zum Hochbehälter (Reservoir) am Fischhaus etwa 60 m hoch gehoben. Dieser liegt an der Radeberger Straße, wo er durch eine starke Erdüberschüttung kenntlich ist. Seine schützende Decke soll unser Trinkwasser vor zu starker Erwärmung und vor zu großer Abkühlung bewahren. Von der südlichen Ecke des Wasserbehälters führen die beiden Hauptleitungsröhren, welche einen Durchmesser von 75 cm haben, das Wasser nach der Stadt. Von diesem Hauptstrange zweigt sich dann ein großes Netz von Rohrleitungen ab, durchzieht die Stadtteile und versorgt die angeschlossenen Häuser mit Wasser. Die Rohrnetze der Alt- und Neustadt sind durch Rohrleitungen, die in der Augustus- und Albertbrücke liegen, miteinander verbunden.

Der Bau des ganzen Werkes beanspruchte eine Summe von 7 $^1/_2$ Millionen Mark; dafür hatte man aber auch eine außerordentlich leistungsfähige Anlage geschaffen. Sie liefert im Durchschnitt täglich 30000 cbm = 30 Millionen Liter oder 1 $^1/_4$ Million Liter stündlich. Aber selbst zu Zeiten außerordentlichen Bedarfes, wie am 20. Juni 1895, und bei anhaltender Trockenheit, wie im Sommer 1904, bewährte sie sich glänzend,

da sie innerhalb 24 Stunden 46 Millionen Liter (das ist etwa 1,9 Million auf die Stunde) zu liefern vermochte. Obwohl das Wasserwerk dem durchschnittlichen Bedürfnisse der Stadt mit 30 bis 40 Millionen Liter täglich nachkommen konnte, schritt man doch im Hinblick auf die zukünftige Steigerung des Wasserbedarfs zum Bau eines zweiten Wasserwerks bei Tolkewitz. In 6 Saugbrunnen, von denen jeder etwa 15 m tief und 5 m breit ist, sammelt man das im Boden vorhandene Grundwasser. Die Brunnen stehen durch Röhren mit dem Sammelbrunnen in Verbindung und geben an denselben das Wasser ab. Zwei Maschinenpaare im nahegelegenen Hebewerk saugen das Wasser aus dem Sammelbrunnen und heben es in einer 9 km langen Steigeleitung nach dem 66 m höher gelegenen Hochbehälter bei Räcknitz. Dieser liegt am Wege zwischen Räcknitz und Zschertnitz; er faßt bei 5 m Wasserstand 12000 cbm oder 12 Millionen Liter. Die durch Erdanschüttungen gebildete Schutzdecke des Reservoirs ist als ansehnlicher Hügel weithin sichtbar. Durch Bepflanzung mit Bäumen und Strauchwerk ist derselbe zu einem Volksparke geworden, welcher wegen des herrlichen Blickes auf Stadt und Elbtal gern und vielfach aufgesucht wird.

Durch den Loschwitzgrund nach dem Weißen Hirsch.

Einer der beliebtesten Ausflugsorte ist das reizend gelegene Loschwitz, dessen Anblick besonders von Blasewitz oder auch vom Dampfschiffe aus jeden Naturfreund entzückt. Große und kleine Häuser breiten sich, meist von Gärten umgeben, am Fuße des Geländes aus; eine stattliche Zahl von Landhäusern zieht sich aber auch bis zur Höhe hinan. Diese eigentümliche Art der Besiedelung der Hänge, wie wir sie z. B. auf den Höhen zwischen Wachwitz und Pillnitz nicht mehr finden, hat ihren Grund in der verschiedenen Bodenform. Hier in Loschwitz bilden die dem Granit aufgelagerten Heidesandmassen terrassenartige Absätze, die eine Bebauung zulassen. Anderwärts fehlt solche Abstufung. So wird uns recht augenscheinlich der Beweis geliefert, daß der Mensch bei der Besiedlung eines Erdraumes von dessen Bodenbeschaffenheit abhängig ist.

Unter dem Burgberge, dem freundlich gelegenen Luginsland, breitet sich als Mittelpunkt des Ortes der Körnerplatz aus. Von der Bautzner Landstraße her führt der Schillerweg zu ihm. Da finden wir ein kleines Gartenhaus mit einer Gedenktafel. Die Inschrift sagt uns, daß hier im Jahre 1787 Friedrich Schiller bei seinem Freunde Körner

wohnte und sein Schauspiel „Don Carlos“ dichtete. Der Körnerplatz gleicht einem kleinen Marktplatze, der auf der einen Seite von hohen Häusern umgeben ist. Ein ziemlich reger Verkehr fesselt unser Auge. Straßenbahnwagen führen ihre Gäste auf der Landstraße hin durch manch freundlichen Ort bis nach Pillnitz, von wo aus man gern den Borsberg besucht. Andere wieder überschreiten auf der Brücke die Elbe und kehren über Blasewitz nach Dresden zurück.

Wir aber folgen dem Loschwitzbache aufwärts und durchwandern auf guter Straße den Loschwitzgrund. Steil erhebt sich vor uns eine mächtige Bergwand, welche ein Weiterwandern unmöglich zu machen scheint. Doch Bach und Straße umgehen sie in einem großen Bogen und führen uns tiefer in das Bergland hinein. Wir glauben uns fast in das Hochgebirge versetzt, und die kleinfenstrigen, niedrigen Fachwerkhäuschen, welche zu beiden Seiten des Baches, Schwalbennestern gleich, an die Berglehne gebaut sind, lassen uns vergessen, daß nur wenige Schritte talwärts das Leben einer großstädtischen Umgebung flutet. Vor einem Häuschen von auffälliger altertümlicher Bauart, der „Roten Amsel“, machen wir Halt, um die zahlreichen Inschriften und seine Bilderwerke zu betrachten. Der Spruch:

„Herr Gott, verleihe deine Gunst
Diesen vier Pfählen!
Draußen Natur, innen Kunst,
Wie könnt es da fehlen?“

verrät uns, daß hier Kunstschätze (eine Gemäldesammlung vom Besitzer, Maler Leonhardi) untergebracht sind. Andere Inschriften geben uns Kunde, daß zu Kriegszeiten Schweden und Russen, darunter auch Kosaken, dieses Tal heimgesucht haben, und daß 1784 eine große Wasserflut den Grund verwüstet hat. Unmittelbar neben der „Roten Amsel“ ist innerhalb einer Felsgrotte das Bronzebild des Malers Ludwig Richter angebracht. Darunter lesen wir das Wort:

„Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein,
Freu dich in Gott allein.“

Links führen steile Bergpfade nach den emporsteigenden Höhen, wie der Rietzschel-, Sand-, Raken- und Rißweg. Auf letzterem gelangt man durch einen „Riß“ im Berghange unter schattigen Buchen zum Weißen Hirsch. Der rechts abzweigende Alpenweg leitet uns nach der „Schweizerei“. Selbst Bergbahnen fehlen nicht. Links von uns sehen wir beim Burgberg vorüber die gelben Wagen der 600 m langen Drahtseilbahn die Höhe erklimmen. Zweimal verschwinden sie in

Tunneln und sind in wenigen Minuten oben bei dem schloßähnlichen Luisenhofe angelangt. Auf der andern Seite gleiten die roten Hängewagen der Schwebebahn unter eisernem Schienengerüst entweder zu Tal oder hinauf zur Loschwitzhöhe. Auch das im Grunde liegende Dampfsägewerk erweckt in uns die Erinnerung an ein Gebirgstal. In drei stufenartig übereinanderliegenden Teichen sammelt man das zum Betriebe nötige Wasser. Naturereignisse, die in Gebirgsgegenden dann und wann besonders heftig und folgenschwer auftreten, sind den Bewohnern des Grundes nicht erspart geblieben. So richtete am 17. Juni 1875 ein Wolkenbruch, der in dem Quellgebiete des Baches in Bühlau, Rochwitz und auf dem Weißen Hirsch niederging, und dessen Wasser durch den Loschwitzgrund abströmte, in diesem große Verwüstungen an. Der Loschwitzbach ist zeitweilig ein gefährlicher Gesell, vor dessen wildem Übermut sich seine Anwohner durch starke Mauern schützen müssen. Darum die festen Uferbauten und das Auslegen des tiefen Bachbettes mit Sandsteinen! Sein stärkstes Gefälle hat er zwischen der chemischen Fabrik und Tintenfabrik von Leonhardi und der Schneidemühle. In der Nähe der Loschwitzer Brauerei stürzt er mehrmals stufenartig ab und bildet Wasserfälle und Stromschnellen. Hier hat auch die Grundstraße ihre stärkste Steigung. Hinter der Schneidemühle wird das Gefälle geringer, der Grund erweitert sich, und die Höhen werden niedriger; wir nähern uns dem Quellgebiete des Baches. Dem „Alten Forsthaus" gegenüber, wo rechts ein Weg zum Ziegengrunde aufwärts führt, fand am Anfange des Jahres 1880 ein Bergrutsch statt, der ein Wohnhaus zerstörte. Um ähnlichen Schäden vorzubeugen und den hier so kostbaren Boden vor dem Abschwemmen und Abstürzen in die Tiefe bei heftigen Niederschlägen zu schützen, haben die Besitzer der am Gehänge liegenden Weinberge und Gartenanlagen starke Mauerwände terrassenartig aufgeführt. So muß auch hier, wie in den Gebirgstälern, der Bewohner unter harter und mühsamer Arbeit dem Boden seine Erzeugnisse abgewinnen.

Wie mag es aber kommen, daß wir Weinberge und Obstanlagen nur auf der linken Seite finden, während die rechts gelegenen Höhen mit Gras oder mit Wald bewachsen sind? Erstere liegen auf der Sonnen-, letztere auf der Schattenseite. Bei einem Steinbruche angelangt, betrachten wir das Gestein, das hier zu Tage tritt. Die frischen Bruchflächen lassen es als einen kleinkörnigen, ziemlich glimmerreichen Lausitzer Granit erkennen. Er bildet größtenteils den festen Untergrund der Schönfelder Hochflächen und der Dresdner Heide. Merkwürdigerweise stoßen hier auf engem Raume die Grenzen von drei Dörfern zusammen. Das links fast im Steinbruche stehende und im Schweizerstil errichtete Gemeinde-

haus gehört zu Loschwitz, der Gasthof „Zur Eule“ rechts zu Rochwitz und die vor uns auf den Anhöhen liegenden Wirtschaften zu Bühlau. — Wir gehen auf der Grundstraße am Bache weiter durch das freundlich gelegene Niederrochwitz. Der Grund verliert zwar von hier ab an Großartigkeit, aber er gewinnt desto mehr an Lieblichkeit und Anmut. Seine Gehänge treten weiter vom Bache zurück und steigen nur etwa 20—30 m über die Talsohle empor. Sie sind teils bewaldet, teils von saftig grünen Grasflächen überzogen. Erlen, Weiden, Eschen, Linden und Rüstern beschatten jetzt den Bach, der hier in einem natürlichen Bett dahinfließt. Wir achten auf einige Spalten im rechten Höhenzuge. Durch sie geben die Quellbäche der Rochwitzer Höhen ihre Wasser an den Grundbach ab. Immer flacher wird das Tal, bis wir endlich in Bühlau, wo die Grundstraße auf die Bautzner Landstraße mündet, in einer weiten Talmulde stehen. Diese gehört zum Quellgebiete des Grundbaches. Wiesengräben führen von dem ganz allmählich ansteigenden Gelände zwischen Bühlau, Quohren und Oberrochwitz die Gewässer dem Loschwitzbache zu, der hier auch Biela genannt wird. Als kleiner Wiesenbach schlängelt er sich in der Mulde dahin. Wir kreuzen die Landstraße und wandern auf der neuen Straßenanlage in Bühlau zwischen dem Wiesenlande hin bis zu der Stelle, wo sich eine Windturbine erhebt. Jetzt sind wir im eigentlichen Quellengebiete der Biela angekommen. Der Boden, der hier an verschiedenen Stellen aufgegraben ist, sieht schwärzlich aus; das Wasser in den zahlreichen Rinnen ist braun gefärbt. Wir schöpfen ein Glas voll und finden es zu unsrem Erstaunen fast klar. Der dunkle Untergrund ließ es farbig erscheinen. Vor uns breitet sich ein Torfmoor der Dresdner Heide aus. Die ganze Bodendecke ist wie ein Schwamm voll Wasser gesogen, das der tonige Untergrund nicht einsickern läßt. Während die Gräser und Moose aber an der Oberfläche von Jahr zu Jahr lustig weiter wachsen, verwandeln sich die unten absterbenden Pflanzenreste allmählich in eine braune, schließlich schwarze Masse; sie werden zu Torf, der sich jedoch infolge starker Beimengung erdiger Stoffe nicht als Brennmaterial eignet.

Dicht am Waldesrande liegt ein großer Brunnen, der das Wasser einer Anzahl von Heidequellen sammelt. Eine Turbine hebt es nach dem Wasserbehälter, der auf einer Anhöhe im nahen Walde liegt. Von hier aus wird der Weiße Hirsch mit gutem Trink- und Nutzwasser versorgt. Auch jene kleinen Erhöhungen auf der Wiese am Fuße des Taubenberges sind Sammelbrunnen der Wasserleitung des Weißen Hirsches. Wir überschauen noch einmal das eigentliche Quellgebiet der Biela. Von unserem Standpunkte aus neigt sich der Boden allmählich nach Bühlau zu, die gegenüberliegenden Höhen aber dachen

sich nach Norden zu allmählich ab. In dieser Bodenform finden wir die Erklärung für den Quellenreichtum des Gebietes.

Wir lenken unsere Schritte dem Weißen Hirsch zu. Das Dorf breitet sich heute über die ganze Hochfläche aus, welche im S. vom Loschwitzgrund, im N. vom Mordgrund und im W. von der Elbe begrenzt wird. Der alte Kern des Ortes ist die geschlossene Häuserreihe an der Südseite der Straße. Das größte Gebäude ist das Kurhaus. Eisenhaltige Waldquellen spenden das zur Kur nötige Wasser. Wenige Schritte an der Straße abwärts liegt unmittelbar am Walde das weit und breit berühmte „Lahmannsche Sanatorium“, in dem alljährlich über 4000 Kurgäste Stärkung ihrer Gesundheit suchen. Die 240 m hohe Lage des Ortes und die in seiner Nähe weit ausgedehnten Waldungen machen ihn als klimatischen Kurort besonders geeignet.

Über die Entstehung des Namens ist nichts Genaues bekannt. Nach dem Kirchenbuche von Weißig ist der Ort über 200 Jahre alt. Man findet unter dem 25. Mai 1686 folgenden Eintrag: „Der Herr Kapellmeister (Bernhardi) ließ eine Schänke neben dem Weinberge bauen, „Zum Weißen Hirsch“ genannt.“ Von diesem Gasthause ist der Name später auf den ganzen Ort übergegangen.

Wir durchschreiten den Ort, der hier überall mit Villen besetzt ist, und folgen den mehrfachen Windungen der schönen Eschebachstraße in südlicher Richtung am Hange hinab zur Schillerstraße, durch welche die Mordgrundbrücke mit dem Körnerplatz verbunden wird. An einer Stelle der riesigen Stützmauer, links oben, schaut Schillers sitzende Gestalt auf das kleine gegenüberliegende Winzerhäuschen, dessen Inschrift uns sagt, daß hier 1787 Friedrich von Schiller bei seinem Freunde Körner, dem damaligen Besitzer des Weinberges, sein Schauspiel „Don Carlos“ schuf. —

Die Schönfelder Hochfläche.

Auf granitnem Untergrunde breiten sich zwischen dem Mündungsgebiete der Wesenitz und dem Loschwitzbache, der Elbe und dem Oberlaufe der Prießnitz Hochlandsflächen in durchschnittlicher Höhe von 250 bis 300 m aus, die mit dem Namen „Schönfelder Plateau“ bezeichnet werden. In ihrer Mitte liegt an einem Quellenarme des Keppgrundbaches das Dorf Schönfeld. Für die hier zerstreut liegenden Bauerndörfer (Nieder- und Oberrochwitz, Pappritz, Rockau, Krieschen- und Malschendorf, Gönnsdorf, Cunnersdorf) ist Reitzendorf als einziges Kirchdorf, als Marktort und ehemaliger Sitz eines Gerichtsamtes

der Mittelpunkt. Das Schönfelder Schloß, an drei Seiten von einem tiefen Wassergraben umgeben, über den von W. her eine Brücke führt, macht den Eindruck einer gut erhaltenen Ritterburg. Über dem Turmeingange steht an der Westseite die Jahreszahl 1573; es ist aber jedenfalls älter. Das Plateau hat eine Längsausdehnung von 10 km, und da seine Breite ungefähr 5 km beträgt, so umfaßt es demnach ein wenig mehr Flächeninhalt als das Stadtgebiet Dresden. Und doch wird es nur von ungefähr 10 000 Menschen bewohnt, d. i. der 40. Teil der Einwohnerzahl Dresdens. Eine quarz- und glimmerhaltige, teilweise auch sandig-kiesige Lehmdecke, die durch Bearbeitung sehr ertragsfähig gemacht worden ist, bedeckt den felsigen Untergrund und hat dieses Hochland zu einem der drei Ackerbaugebiete in Dresdens Umgebung gemacht; die beiden anderen größeren liegen südlich und westlich von der Stadt. Der landwirtschaftliche Betrieb erfordert aber große Landflächen, und sonach gehören Ackerbaugebiete immer zu den weniger dichtbewohnten Erdräumen. Die größere oder geringere Zahl der Bevölkerung eines Erdraumes hängt von der Bodenbeschaffenheit und von der Beschäftigung der Menschen ab.

Eigentümlich ist die Gliederung der Landschaft, und darnach haben sich auch die menschlichen Ansiedlungen richten müssen. In der Mitte des Hochlandes, ungefähr mit der Richtung der Dorfstraße verlaufend, welche Bühlau, Gönnsdorf, Cunnersdorf, Schönfeld und Reitzendorf verbindet, teilt eine Bodenanschwellung von 300 m Höhenlage den Landstrich in eine westliche und östliche Hälfte. Sie ist die Wasserscheide zwischen der Prießnitz und Wesenitz einerseits und andrerseits zwischen den der Elbe zueilenden Bächen des Friedrichs-, Kepp-, Helfenberger-, Wachwitz- und Loschwitzgrundes. Diese Gründe zerlegen den westlichen Teil des Hochlandes in 5 kleinere, scharf voneinander getrennte Hochflächen; der östliche Teil dagegen bildet einen zusammenhängenden welligen Landstrich. Auf ihm liegen die Fluren vorgenannter Dörfer. Die kleineren Plateaus sind mit je einem, höchstens zwei Dörfern besetzt, nach denen sie als die Plateaus von Rochwitz, von Pappritz, von Rockau oder Helfenberg, von Malschen- und Krieschendorf und von Porsberg benannt werden. Ihre scharfe Begrenzung hat von jeher auf eine weitere Neuansiedlung hemmend eingewirkt, und die überschüssige Bevölkerung war oft gezwungen, die heimatliche Scholle zu verlassen und in der naheliegenden Stadt neuen Erwerb zu suchen. Daher haben die kleinen Bauerndörfer nur eine unbedeutende Bevölkerungszunahme aufzuweisen. Erst in neuerer Zeit, da die Stadt ihre Grenzen immer weiter hinausschiebt, sind auch hier Landhäuser entstanden, die dem wohlhabenden Städter als „Sommerwohnung“ dienen.

Auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegend haben die Ansiedlung beschränkt. Ein großer Teil des Hochlandes ist schon seit Jahrhunderten im Besitz der drei großen Rittergüter von Gönnsdorf, Helfenberg und Schönfeld, in deren Frondiensten ein großer Teil der ehemaligen Bevölkerung bis Anfang des vorigen Jahrhunderts gestanden hat. Dadurch ist die Anlage von Großbauergütern verhindert worden, und es herrscht in einzelnen Dörfern die Kleinbauerwirtschaft vor, am auffälligsten in Pappritz und Rockau, wo sich die Rittergutsfluren von Gönnsdorf und Helfenberg über den größten Teil der kleinen Hochflächen ausbreiten. Selbst die klimatischen Verhältnisse der Hochebene haben ihren Einfluß bei der Besiedlung geltend gemacht. Das hochgelegene Land ist den rauhen Winden ausgesetzt. Um sich vor denselben zu schützen, haben die Ansiedler nach Süden gerichtete, sonnige Gehänge oder muldenartige Einsenkungen für ihre Dorfanlage gewählt. (Rochwitz, Pappritz, Rockau, Cunnersdorf, Schönfeld, Reitzendorf.) Und selbst da, wo der Mensch gezwungen war, seine Wohnung auf freier Höhe anzulegen, hat er durch die Bauweise seines Gehöftes die unangenehmen Witterungseinflüsse zu mildern gewußt. Da hier die rauhen Nord-, Nordwest- und Westwinde besonders stark auftreten, so sind die Gehöfte in der Regel nach diesen Seiten geschlossen gebaut, während die offene Hofseite und die Ausfahrt nach der entgegengesetzten Richtung liegen. Solche Anlagen finden wir in dem Rittergute Helfenberg, in Gönnsdorf, Schullwitz und in dem Rittergute Rossendorf. Unter dem Einflusse der klimatischen Erscheinungen steht naturgemäß auch die Pflanzenwelt dieser Hochflächen. Während an dem südwestlichen, sonnigen Steilhange der Hochebene Gewächse der wärmeren Zone gedeihen, findet man solche auf der Ebene ganz vereinzelt und dann nur am Spalier an der Sonnenseite der Häuser, wo sie Schutz vor den rauhen Winden haben. Doch erlaubt die mäßige Höhenlage von 300 m den Anbau sämtlicher einheimischer Getreidearten, sowie der besseren Obstsorten. Für das Gedeihen des Obstes ist das Klima günstig. Der herrschende frische Luftzug läßt die den Obstbäumen so schädliche Insektenwelt nicht allzusehr überhandnehmen, und so sind madige Kirschen und wurmstichige Äpfel und Birnen hier nicht so häufig, wie in den geschützten Niederungen.

Die Prießnitz.

Als munteres Kind der waldigen Heide eilt die Prießnitz der Elbe zu, um mit ihr zum Weltmeere zu reisen. Laß uns dem Laufe des Baches von der Quelle bis zur Mündung folgen! Der Name des Baches wird

aus dem Slavischen „bresen“ = Birke abgeleitet und bedeutet demnach „Birkenbach“. Der Bach hat seinen Ursprung östlich von dem bekannten Hutberge bei Weißig und zwar im Rossendorfer Teiche, dessen Wasserspiegel etwa 284 m über der Ostsee gelegen ist. Nach dem Verlassen des Quellbeckens windet er sich durch die moorigen Hainwiesen und tritt alsdann nördlich vom Dorfe Weißig in das Waldgebiet ein. Von allen Seiten erhält er hier Zuflüsse. Teils eilen ihm die Wässer aus den feuchten Gründen und kühlen Schluchten des Heidewaldes zu, teils führen unbedeutende Gerinne die Bodenfeuchtigkeit von den moorigen Hochflächen in trägem Laufe heran. Wir schreiten an der Seite des bald ansehnlich gewordenen Baches dahin. Am großen Steinbruch vorbei, gelangen wir in schönen Fichtenwald, eilen darauf durch grünes Wiesenland und verweilen an der reizend gelegenen Heidemühle, wo lauschige Plätzchen zur Rast und Erquickung einladen. Später tritt der Prießnitzbach wiederum aus der Talweitung in den felsigen Grund und fließt rauschend über Blöcke und Geröll. Wir verlassen die bequeme Grundstraße und folgen dem jugendlichen Springinsfeld hinein in das kühle Walddunkel am steilen Felsenhange. Hier sehen wir, wie er sich im tollen Laufe über ein Granitriff hinabstürzt. Dieser schäumende „Wasserfall“ ist wegen des landschaftlichen Reizes ein Wanderziel der Maler und Naturfreunde. An dem herrlichen Anblick pflegte sich ehemals auch König Johann zu erfreuen; er ließ, um zu seinem Lieblingsplätzchen gelangen zu können, den noch heute benutzten Fußweg, die „Königsstiege“, anlegen. Eine kurze Strecke unterhalb des Wasserfalles liegt ein großer Steinbruch, in welchem der Granit zum Teil durch Gebirgsdruck zu schieferartigem Gestein verändert ist. Hier werden zuweilen Spuren von Bleiglanz und Arsenkies gefunden. Nach alten Berichten soll man früher an dieser, wie auch an anderen Stellen, Versuche auf Erzbergbau unternommen haben.

Die Prießnitz biegt bald darnach, unterhalb des Klotzscher Bahnhofes, in scharfer Wendung nach Süden ab. Der Bach tritt dann in das Gebiet des Heidesandes ein, in dessen hochaufgeschichteten Massen er sich ein tiefes Tal mit steilen Böschungen ausgewaschen hat. Mehrfach öffnen sich am linken Ufer tiefe Schluchten, durch welche silberhelle Bäche herabrieseln. (Silberquell, Lynchbach.) Der Prießnitzgrund ist hier von ganz besonders steilen Böschungen eingeschlossen, so daß es der Schutzvorrichtung bedurfte, um das Abrutschen der Sandmassen zu verhindern. Man hat zu diesem Zwecke die vielfach vom Wasser zerstörten Bachufer durch Pfahlwerk, Geflecht oder feste Mauern geschützt. Trotzdem weiß das wilde Heidekind im heftigen Laufe noch manchen Durchschlupf zu finden. Wohl jede Frühjahrsflut oder größere Anschwellung nach heftigen Regen-

güssen bewirkt eine teilweise Veränderung des Bettes. Kürzt der Bach den vielfach gewundenen Lauf um eine Windung, indem er den der Strömung entgegenstehenden Riegel durchbricht, ohne das alte Bett aufzugeben, so entsteht eine kleine Insel.

Begleiten wir den Bach weiterhin, so bemerken wir in dem klaren Gewässer manch munteres Fischlein, das beim Geräusch der nahenden Schritte unter den hohlen Uferrändern verschwindet. Außer der wertvollen Forelle kommen zahlreiche Schmerlen und Elritzen, sowie vereinzelt Barsche und Hechte vor. Sie gedeihen in dem klaren Waldgewässer sehr gut, da dieses nirgends Verunreinigungen erfährt. Wo ein Sonnenstrahl den Grund des Baches beleuchtet, da bemerken wir blinkende Quarzkörnchen und silberweiße oder messinggelbe Glimmerblättchen, die das Wasser in leiser, zierlicher Bewegung dahinführt. Da, wo das Tal bei der Heerstraße von einer hohen Brücke (Carolabrücke) überspannt wird, verlassen wir das Waldgebiet und nähern uns der Stadt und somit der Mündung des Prießnitzbaches. Die Sandmassen, auf denen Antonstadt und Neustadt erbaut sind, wurden ehemals von dem Prießnitzbache abgelagert. Man darf sogar annehmen, daß der Elbstrom durch diese angehäuften Kiesmassen zu jener südlichen Ausbiegung von der Saloppe zur Augustusbrücke veranlaßt worden ist; denn ehemals hat er seinen Lauf nach den Trachenbergen zu genommen. Auch in der Gegenwart werden, zumal bei Hochwasser, bedeutende Massen des feinkörnigen Heidesandes an der Mündung des Prießnitzbaches abgesetzt, die dann bei niederem Wasserstande deutlich sichtbar sind. Da sich diese Sandbänke weit ins Elbbett hinein erstrecken, werden sie durch regelmäßige Baggerungen wieder entfernt. Dabei hat sich ergeben, daß der Prießnitzlauf durchschnittlich in jedem Jahre 210 cbm Sinkstoffe an der Mündung absetzt.

Übrigens berichtet man, daß der Sand der Prießnitz feine Goldkörnchen und sogar verschiedene kleine Edelsteine enthalte, die wohl sämtlich dem Granituntergrunde des Oberlaufes entstammen mögen. Ein Abbau auf diese Kleinodien würde freilich nicht lohnen. — Da die Quelle der Prießnitz in 284 m Seehöhe liegt, ihre Einmündung aber in 105 m Höhe erfolgt, so beträgt ihr Gefälle 179 m. Die Länge ihres Laufes mißt etwa 24 km; es kommen demnach auf 1 km Prießnitzlauf 7,46 m Gefälle. Zur Vergleichung sei erwähnt, daß der Flußlauf der Elbe innerhalb unseres Vaterlandes 122 km mißt und ein Gefälle von 30,85 m hat, so daß der Fluß auf 1 km Entfernung um 0,25 m fällt. Es ergibt sich demnach für die Prießnitz ein beinahe 30 mal so starkes Gefälle.

Die Dresdner Heide.

Wir wandern hinaus in den grünen Wald, wo das Rauschen der Bäume uns empfängt und stiller Frieden wohnt. Unsere schöne Vaterstadt genießt den seltenen Vorteil, in unmittelbarer Nähe ein großes und landschaftlich schönes Waldgebiet zu haben. Die Dresdner Heide breitet sich als ein wohlgepflegter Nadelwald auf der sandigen Hochfläche im Norden der Stadt aus, wo wegen der Bodenart ein ergiebiger Feldbau nicht möglich ist. Dennoch leistet sie uns allen wertvolle Dienste; denn sie schützt unsere Stadt vor den rauhen Nordwinden, spendet unsern Lungen eine reine, gesunde Luft und sendet einen Teil ihrer Feuchtigkeit als vorzügliches Trinkwasser durch die Wasserleitung ins Haus. Auch als wohlgepflegter Staatsforst gewährt sie guten Ertrag, so daß wir mit Recht ihren bedeutenden Wert für den menschlichen Haushalt rühmen dürfen.

Das Gelände der Dresdner Heide zeigt eine eigenartig wellige Oberfläche. Der Gesteinsuntergrund besteht größtenteils aus Granit; nur die Hellerberge und ihre westliche Fortsetzung sind aus Syenit gebildet. Der felsige Untergrund ist meist durch eine mächtige Sandschicht, den sogenannten Heidesand, verhüllt.

Die Entwässerung des Waldgebietes erfolgt durch den Prießnitzbach. Wie ein Teil seines Tales, so sind auch einige andere, elbwärts gerichtete Schluchten vom Wasser bis auf den unterlagernden Granit ausgenagt. Da bei ihnen der felsige Untergrund nicht immer bis zum Elbufer reicht, so versiegt der Wasserlauf bald, nachdem er den dichten Gesteinsuntergrund verlassen hat. Kies und Sand gestatten dem Wasser, in die Tiefe zu schlüpfen, so daß man das Rinnsal als das „verlorne Wasser“ bezeichnen darf.

Der Waldbestand der sandigen Flächen wird vorwiegend von Kiefern gebildet, während auf dem felsigen Boden die Fichten überwiegen. Tannen treten nur vereinzelt auf. Von den Laubbäumen erscheint auf leichtem Heideboden die genügsame Birke. Wo in den feuchten Tälern und Gründen eine leichte Humusdecke entstanden ist, da finden auch die Rot- und Hainbuche einen günstigen Standort; ja, bei Klotzsche, Dippelsdorf und im Prießnitzgrunde zwischen Carola- und Küchenbrücke, kann man auch Eichen in kleinen Beständen und von ziemlicher Größe finden.

Durchschreitet man den dunklen Heidewald, so berührt der Fuß dichte Lagen von abgefallenen Nadeln, deren Harzreichtum ein rasches Modern und so eine Umwandlung in fruchtbaren Humusboden verhindert. Zuweilen thront auf den Zweigen der Kiefer ein schmarotzender Mistel-

busch, der dem Baume einen Teil des Saftes entzieht, den dieser erst mühsam dem dürftigen Sandboden entnahm. Auf dem Pflanzenmoder des Waldbodens sehen wir Pilzgeschlechter in raschem Wachstum gedeihen, so daß die durchs Gehölz schreitenden Pilzsucher zur Sammelzeit reiche Ausbeute gewinnen.

Wo sich die Stämme lichten, da erblicken wir zur Sommerszeit ein sonniges Gefild, auf dem sich die zierlichen Glöckchen des Heidekrautes und die hellpurpurnen Blütentrauben des Weidenröschens in Pracht entfalten. Fleißige Bienen, aus den Heidedörfern herzugeflogen, sammeln leckeren Vorrat für den Winter; und was sie dann als Überfluß in ihren Stöcken haben, nimmt der Imker für sich oder schickt es als süße Speise nach der Stadt. Das niedere Gestrüpp der Heidelbeeren ist zur Sommerszeit reichlich mit blauschwarzen Beeren behangen, so daß die eifrigen Sammler mit bestem Erfolg den Waldsegen ernten.

An einzelnen Stellen des Waldgebietes ist der sandige Heideboden von jeglichem Pflanzenwuchs entblößt. Der leichtbewegliche Heidesand wird hier von jedem heftigen Windstoß fortgeführt und nach und nach zu langgestreckten Hügeln zusammengeweht. Man bezeichnet diese Sandrücken, die man sonst nur am flachen, sandigen Meeresufer findet, als Dünen. In unserer Heide bietet sich dem Blicke mehr als einmal eine solche ausgeprägte Dünenlandschaft; doch ist man mit großem Eifer und nicht ohne Erfolg bemüht, die kahlen Flächen aufzuforsten. Infolge der häufigen Westwinde und der besonders wirksamen Ostwinde haben die Sanddünen fast durchweg eine Längsrichtung von Nord nach Süd.

An den Wegen des sandigen Gebietes bemerken wir besonders häufig die zierlich gebauten Fangtrichter des Ameisenlöwen. Dieser kleine Baumeister ist ein raubgieriges Insekt, das vom tiefsten Punkte seiner Grube aus die hereinrutschenden Ameisen mit einem Sandregen überschüttet und so erbeutet. Das leichtbewegliche Volk der Sandlaufkäfer übt im hellen Sonnenglanze auf dem öden Heidegebiet scharfe Polizei und überwältigt manch flüchtendes Insekt.

Im Gebiete der sumpfigen und moorigen Heide zeigt sich uns ein anderes Bild. In flachen Vertiefungen, die durch eingelagerte Lehmteilchen wasserdicht wurden, entwickelt sich ein üppiges Pflanzenwachstum. Weiße, grüne oder rötliche Polster von Torfmoos, die von Wasser strotzen, bedecken die feuchte Strecke. Leben und Tod scheinen in dem zierlichen Gebilde vereint; denn während oben das üppige, immer neue Blätter treibende Leben grünt, nagt an den unteren Teilen unter den Anzeichen der Verwesung der düstere Tod. Unter der grünenden Decke bildet sich aus absterbenden Pflanzenteilen der Torf, weshalb man die ganze Pflanzengesellschaft als Torfmoor bezeichnet. Ein solches finden wir

am Saugartenteich nahe der Heidemühle. Hier schaut aus dem dichten Polster die wunderbar zarte, karminrote Blüte der Moosbeere, einer Verwandten der Preißel- und Heidelbeere, hervor. Mancherlei Grasarten, darunter die vielgestaltigen Riedgräser, suchen hier gleichfalls Schutz und Nahrung. Ihnen gesellen sich Torfheidekräuter und hochaufstrebende, zierlich geformte Wedel der Farnkräuter zu. Im Spiel der Winde wehen die weißen Flocken des Wollgrases über die Moorfläche dahin, an deren Rande der zierliche Sonnentau seine rosettenständigen Blätter zum Insektenfange öffnet.

Der Heidewald bedeckt eine Fläche von etwa 70 Quadratkilometern, das ist etwa 2½ qkm mehr, als die Gesamtfläche des Dresdner Stadtgebietes beträgt. Er wird von 12 breiten Flügelwegen durchzogen, die in schnurgerader Richtung von Nordost nach Südwest führen. Der erste derselben wird mit A bezeichnet und beginnt bei Ullersdorf, während der letzte, das M, bei der Bahnwiese das Waldgebiet abschließt. Genau rechtwinklig zu diesen Flügeln durchschneiden in regelmäßigen Abständen 29 Schneisen den Wald. Diese schmalen Waldabgrenzungen zählt man von Schneise 1 bei Großerkmannsdorf bis 29 an der Eisenbahnbrücke bei Trachau.

Das Waldgebiet ist zum Zwecke der bequemeren Bewirtschaftung in drei Forstreviere eingeteilt; diese sind: das Ullersdorfer, das Langebrücker und das Dresdner Revier.

Die oft seltsamen Namen der einzelnen Waldteile, Wege und Zeichen weisen auf eine sehr alte Zeit zurück. Bereits im 13. Jahrhundert war die Heide im Besitz der meißnischen Markgrafen und diente ihnen oft bei Ausübung des edlen Weidwerks als reiches Jagdrevier. An die früher hier zahlreich vorkommenden Wölfe erinnert noch der Name Wolfshügel.

Der Wildbestand ist auch heute noch bedeutend. Im ruhig gelegenen Waldrevier kommt dem hohen Jagdherrn außer dem scheuen Reh noch manch stattlicher Hirsch vor die Büchse. Im Randgebiet des Heidewaldes erlegt man wohl auch den furchtsamen Hasen und seinen Vetter, das wilde Kaninchen. An Raubzeug fehlt es natürlich in einem so umfangreichen Walde nicht; man verfolgt mit Eifer Dachs, Fuchs, Marder und Bussard.

Der schöne Heidewald ist auch ein Anziehungspunkt für den Naturfreund. In Scharen sieht man die Bewohner Dresdens nach dem herrlichen Prießnitzwalde wandern. Im kühlen Waldesschatten laben den Wandermüden die sauerstoffreiche Luft, der kräftige Harzgeruch und die Ruhe des Waldfriedens. Darum wählen auch Tausende von Städtern die stillen Walddörfer Ullersdorf, Weißig, Bühlau, Weißer Hirsch, Langebrück, Klotzsche rc. als Sommerfrische und finden

hier Erholung und Kräftigung für ihre durch das Großstadtleben angegriffene Gesundheit. Infolge der geschützten und doch sonnigen Lage auf bewaldeter Höhe haben einzelne Punkte als Kurorte besonderen Ruf erlangt. So sind seit Jahren Weißer Hirsch, Klotzsche und Langebrück von zahlreichen Erholungsbedürftigen bevorzugt.

Selbst aus der Ferne wirkt die landschaftliche Schönheit der Dresdner Heide auf uns ein. Halten wir von der schönen Brühlschen Terrasse aus Umschau, so möchten wir in dem wirkungsvollen Gesamtbilde der Landschaft den Rahmen des im Hintergrunde sichtbaren Waldes nicht missen.

Die Lößnitz.

Das reichgesegnete Gefild der Lößnitz breitet sich am Fuße der bewaldeten Höhen zwischen Radebeul und Kötzschenbroda aus. Eine breite, reich belebte Landstraße zieht sich zwischen den Obstalleen dahin. Auf blanken Schienenwegen führt die Leipzig-Dresdner Eisenbahn vorbei, und der Silberglanz des verkehrsreichen Elbstromes blinkt aus der grünen Aue zu uns herüber.

Der Höhenzug, dessen Untergrund von Syenit gebildet wird, zeigt sich auf weite Strecken mit leichtem, unfruchtbarem Sande bedeckt und ist darum meist mit Kiefern bewachsen. An sanft geneigten Hängen ist der leichte Boden bei guter Düngung zum Anbau von Wein, Gemüse und Obst vortrefflich geeignet. Aber nicht die Güte des Bodens macht die Gehänge der Lößnitz zum ertragsreichen Fruchtlande, sondern vor allem die freie, sonnige Lage nach Süden und der Schutz gegen rauhe Nordwinde. Wegen dieser günstigen klimatischen Lage wird die Lößnitz auch gern das „Sächsische Nizza“ genannt.

Aus der Kette der Rebenhügel schauen viele kleine freundliche Winzerhäuschen hervor, und langgestreckte Mauern ziehen sich an den Bergen hin. Sie gliedern den Hang in zahlreiche Terrassen und geben dem Pflanzenboden Halt und Festigkeit. Leider erblicken wir gegenwärtig in dem sonst grünen Rebengelände zahlreiche Blößen, weil die durch fremde Gewächse eingeschleppte Reblaus die Vernichtung aller betroffenen Pflanzungen nötig machte. In einigen von der Krankheit unberührt gebliebenen Weinbergen gedeiht aber die Rebe noch weiter. Freilich bedarf es großer Mühe und sorgfältiger Pflege; denn es gilt, in den steinigen Boden Löcher für die Weinstöcke zu graben und bis zu gehöriger Tiefe zu lockern, sowie mit Kompost kräftig zu düngen. Alsdann sind Stecklinge zu setzen, Reben zu verschneiden und neue Ranken an Pfähle

zu binden. Um den Fruchtansatz zu fördern, werden die Ruten gebrochen. Bedeckende Blätter müssen entfernt und die Traube der Erde genähert werden, damit sie möglichst viel Wärme empfängt und der Reife entgegengeführt wird. Der Boden im Weinberge muß dreimal im Jahre gehackt, gelockert und von Unkraut befreit werden. Mancher Tropfen sauren Schweißes rinnt von der Stirne des tätigen Winzers, ehe ihm zur Zeit der Weinlese die reife Traube winkt. Da er sie nicht immer als Tafelobst verwerten kann, so preßt er süßen Most, um daraus nach wohlbeobachteter Gärung den guten „Meißner Landwein“ zu gewinnen.

Beide, der süße Most und der gehaltvolle, würzige Wein, werden bei froher Wanderfahrt nach den Lößnitzbergen oder nach dem bewaldeten Lößnitzgrunde gern als Labetrunk genossen.

Für den Ausflugsverkehr bieten die Lößnitzhöhen manchen reizvollen Aussichtspunkt. An den sonnigen Hängen der Wilhelmshöhe, am Spitzhaus und Pfeiffer, sowie westwärts vom Grunde, am Paradies und an der Friedensburg, erscheinen im Vorfrühling die ersten Boten des Lenzes.

Wegen des günstigen Klimas hat man auch Kur- und Heilanstalten für Kranke und Heimstätten für Genesende hier angelegt. Eine ununterbrochene Reihe von Villen jeder Größe und Bauart, zum Teil große, schloßartige, mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gebäude, zum Teil einfach gehaltene, mehr praktischen Zwecken dienende Häuser, zum Teil endlich niedliche, nur für eine Familie berechnete, zu einem ruhigen, beschaulichen Leben wie geschaffene Bauten ziehen sich längs des Hanges hin. Die anmutige Gegend lockt nicht bloß zahlreiche Spaziergänger und Sommerfrischler an, sondern hält auch viele Ausländer dauernd fest. Mit Vorliebe wählen Offiziere und Beamte, sowie Kaufleute und Gutsbesitzer, die ihre Lebensarbeit abgeschlossen haben und sich der behaglichen Ruhe hingeben können, die Lößnitz zum Wohnsitz. Nach erfolgreicher Arbeit erfreuen sie sich der wohlverdienten Altersruhe und widmen meist, ihrem Tätigkeitstriebe folgend, dem Hausgarten liebevolle Sorgfalt.

Außer dem Wein bilden die Erdbeeren, die in den Gärten und besonders in den Weinbergen gezogen werden, einen wichtigen Handelsartikel. Zur Erleichterung des Verkehrs zwischen Käufer und Verkäufer dient die zur Reifezeit stattfindende „Erdbeerbörse“. Hierher bringen die Weinbergsbesitzer die in den frühesten Morgenstunden gepflückten würzigen Früchte und stapeln Hunderte von gefüllten Schachteln auf. Der Versand geschieht in der Hauptsache nach Dresden, Leipzig, Berlin, Breslau, Magdeburg, Stettin und Hamburg. Auch für den Anbau edler Obstsorten, wie Aprikosen und Pfirsiche, sind Boden und Klima

besonders günstig. Seit einer Reihe von Jahren bürgert sich auch der Anbau des Spargels, für welchen der leichte Sandboden sich trefflich eignet, immer mehr ein. Dieses vielfach begehrte Gemüse, das an Güte dem berühmten Braunschweiger Spargel nicht nachsteht, wird von Jahr zu Jahr in steigenden Mengen ausgeführt.

Beobachtungen am Elbufer.

Auf unserem heutigen Gange wollen wir in der Hauptsache die Einwirkung des fließenden Wassers auf die feste Erdrinde, also einen Teil der Arbeit des Flusses für den Haushalt der Natur kennen lernen. Um die gestaltende Kraft des fließenden Wassers beobachten zu können, verlassen wir das Stadtgebiet, wo der Strom zwischen festen Ufermauern eingeengt ist, und suchen im Großen Gehege einen geeigneten Beobachtungspunkt.

Treten wir der Flußrinne näher, die bei Niederwasser nicht völlig vom Wasser ausgefüllt wird. Wir können trockenen Fußes die mit zahllosen Flußkieseln bedeckte Fläche betreten.

In der bunten Gesellschaft der Gerölle fallen uns zunächst einige Sonderlinge im hellen Reisekleid auf. Wir bemerken Scherben von bunten Porzellantellern, von Biergläsern und -flaschen, von Waschbecken und Tonpfeifen. Daneben finden sich auch zahlreiche rote Ziegelbrocken, sowie dunkle Braunkohlestücken den Geschieben beigemengt. Alle diese durch die Hand des Menschen gegangenen Gegenstände tragen deutlich die Arbeitsspuren des fließenden Wassers an sich; denn alle Ecken und Kanten der Bruchstücke sind sauber gerundet und geglättet. Ebenso zeigen alle Rollsteine im Flußbette runde und glatte Flächen, obwohl sie doch alle ehemals eckige und kantige Gesteinsbrocken waren. Durch den harten Winterfrost wurden von den Felswänden oben im Gebirge Teile losgesprengt und aus dem Gleichgewicht gebracht. Abstürzend gelangten sie in den Wasserlauf. Durch den kräftigen Stoß des fließenden Wassers wurden die trägen Gesellen mit fortgerissen. Sie rollten im Bette dahin und teilten nun selber wacker Stöße aus an alle, die sich ihnen hindernd in den Weg stellten. Bei diesem schwerfälligen Rollen und gegenseitigem Stoßen ging es freilich ohne Verlust nicht ab. Sie büßten ihre Ecken ein und rundeten sich allmählich. So mußte jeder Stein dem Wasser seinen Zoll entrichten; der Fluß zog allen die Kosten für die Beförderung gleich am Leibe ab. Die abgestoßenen Teilchen begleiten als Kies, Sand oder Schlamm die Rollsteine auf ihrer Reise zu Tal.

Rollsteine, Kies, Sand und Schlamm sind also Gesteinsteile, die von der Erdoberfläche abgelöst und im bewegten Wasser teils gerundet, teils zermahlen worden sind.

Das fließende Wasser hat die ehemalige Form der Steine verändert; es hat zerstörend auf die feste Erdrinde eingewirkt.

Wir schöpfen von dem klaren Flußwasser, das über die Kiesel dahinfließt, und nehmen ein Fläschchen voll mit, um zu Hause die Probe in einem Kochfläschchen durch Kochen zu verdampfen. So klar und durchsichtig das Flußwasser auch erscheint, es wird sich beim Verdunsten ein Rückstand in fester Form zeigen. Es sind also im Wasser Bestandteile enthalten, die dem Auge nicht sichtbar sind. Sie sind im Wasser gelöst enthalten. Daß das Wasser lösende Kraft besitzt, ist uns ja kein Geheimnis mehr, da wir mit einer Lösung von Kochsalz am frühen Morgen Mund- und Rachenhöhle spülen und uns den Morgentrank durch Auflösen eines Zuckerstücks versüßen.

Woher aber hat unser Elbwasser die aufgelösten Stoffe entnommen? Um dies zu ergründen, müssen wir den Kreislauf des Wassers verfolgen. Der fallende Regentropfen ist völlig frei von Beimengungen; er ist reines Wasser. Sobald er aber mit der Erdrinde in Berührung kommt, nimmt er mineralische Bestandteile in sich auf und führt diese gelöst mit sich fort. Diese zehrende, auflösende Kraft des Wassers zeigt sich aber nicht nur an der Oberfläche. Auch in der lichtlosen Tiefe des felsigen Gesteins, wohin es aus Klüften und Spalten dringt, nagt und zehrt es leichtlösliche Bestandteile heraus. Es nimmt namentlich gern Kalk und Gips auf und überwindet bei dem nötigen Kohlensäuregehalt auch den harten Quarz oder Kiesel. Natürlich entsteht dort, wo die Stoffe dem Felsen entführt werden, eine Lücke. Allmählich bildet sich eine Höhlung; denn das Wasser nagt und zehrt weiter. So sind namentlich in Kalkgebirgen die großartigen Höhlenbildungen entstanden. Das fließende Wasser hat demnach Bestandteile der festen Erdrinde aufgelöst und dadurch zerstörend auf die Erdschichten eingewirkt.

Wir kehren zum Elbufer zurück nnd wandern zwischen Bahndamm und Fluß auf festgemauertem Quaderwege dahin. Die Elbe wendet sich hier im Bogen nach Norden zu. Sie prallt an dieser Stelle auf felsigen Boden (Pläner) und muß deshalb ihren Lauf in anderer Richtung fortsetzen. Die Plänerschichten treten im Flußbett bei niedrigem Wasserstand hervor (am deutlichsten gewöhnlich im September), so daß man zu dieser Zeit den Anprall des Wassers beobachten kann. Die vom Wasser mitgeführten Gerölle, Kiese und Sande schleifen fortgesetzt an den Plänerschichten, so daß sich die Flußrinne vertieft. An einzelnen Punkten sehen wir kleine kesselartige Vertiefungen im felsigen Untergrunde, die mit Roll-

steinen, Sand und Schlamm teilweise ausgefüllt sind. Hier hat das strudelnde Wasser durch die im Kreise bewegten Rollsteine Löcher in den Untergrund eingeschliffen. Die so entstandenen topfartigen Vertiefungen bezeichnet man als Strudellöcher.

Das fließende Wasser verändert seinen Untergrund; es vertieft fortgesetzt die Flußrinne und reibt im strudelnden Wasser Teilchen los. Es wirkt demnach zerstörend auf die Erdrinde ein, indem es Steine abrollt, Stoffe löst und seinen Untergrund fortgesetzt benagt und vertieft.

Wir dürfen also mit Recht von einer zerstörenden Tätigkeit des fließenden Wassers reden.

Wenden wir uns wieder dem Elbbett und besonders den hier ausgebreiteten Rollsteinen zu. Wollten wir nach der Heimat der letzteren forschen, so würden wir erfahren, daß wohl alle Felsen in den Tälern des oberen Flußgebietes der Elbe durch Abgesandte hier vertreten sind. Jene Wandergesellen im dunklen Röcklein (Basalt und Kieselschiefer) sind aus dem Böhmerlande gekommen. Die im graubraunen Gewande Erscheinenden (Phonolith oder Klingstein) sind böhmische Musikanten; sie geben beim Anschlagen hellen, metallischen Klang. Auch das östliche Erzgebirge ist durch zahlreiche Gneis-, Granit- und Porphyrgerölle vertreten. Vom Lausitzer Plateau stammen vereinzelte Granitgerölle, während aus dem Elbsandsteingebirge zahlreiche Sandsteingerölle vorhanden sind. Der nahegelegene Plauensche Grund hat die weniggerundeten Syenite geliefert.

Wodurch mögen diese Steine aus zum Teil recht entlegenen Gegenden befördert worden sein? Diese bewegende, forttragende Kraft liegt wiederum im fließenden Wasser. Schon wenn dasselbe der Quelle entrinnt und als Bächlein wie ein munterer Geselle dahinspringt, offenbart es diese Kraft, indem es die im Bachgerinne liegenden Steinbrocken schiebt und talabwärts rollt. Je reichlicher das Wasser der Quelle enteilt, desto kräftiger wird der Stoß, und desto schneller rollen die trägen Gesellen im Wasserlaufe dahin. Vom Gebirge aus geht die Reise hinab ins Flußtal, durch das ebene Land hin zum weiten Ozean. Besonders zahlreich ist die Reisegesellschaft, wenn im Frühjahr die Schmelzwässer von den Bergen herabströmen und Bäche und Flüsse anschwellen. Alsdann ist das Wasser nicht mehr klar, sondern es erscheint trüb und schmutzig. Diese Verfärbung rührt von Sand und Schlamm her, welche vom Wasser fortbewegt werden. Alle diese Massen werden vom fließenden Wasser teils getragen, teils geschoben und gerollt.

Das fließende Wasser befördert mineralische Stoffe von den Gebirgen hinab zum Meere.

Während des Weiterströmens entledigt sich unser Fluß eines Teiles seiner Last, indem er Gerölle und Sand ablagert. Doch nicht jede Stelle

des Flusses ist zur Aufnahme jener Ablagerungen geeignet. Im stark fließenden Wasser sinken Kies, Sand und Schlamm nicht nieder; sie erhalten sich schwebend oder rollend, erst in ruhiger fließendem Wasser setzen sie sich zu Boden und zwar zunächst die schwereren Gerölle, alsdann wohl auch der Sand und zuletzt der Schlamm.

Die im Flußbett abgelagerten Massen sind von der Schnelligkeit und Kraft des fließenden Wassers abhängig.

Es bilden sich im langsam fließenden Wasser, wo namentlich Kies- und Sandmassen zu Boden sinken, sogenannte Sandheger, die das Flußbett teilweise ausfüllen und damit der Schiffahrt ein Hindernis bereiten.

Bei unsrer Uferwanderung fiel uns kurz vor Cotta eine Stelle auf, an welcher das Wasser so ruhig floß, daß es still zu stehen schien. Hier konnten wir eine Schlammablagerung beobachten.

Der Fluß ist gegenwärtig, soweit wir sehen können, in feste Steindämme eingeschlossen, innerhalb deren er sein Wasser zum Meere führt. Zuweilen geschieht es, daß er die ihm gezogenen Grenzen überschreitet und Wiesen, Felder und Wege überschwemmt. Sobald die Hochflut sich verläuft, zeigt sich's dann, daß er überall seine Kies- und Schlammspuren hinterlassen hat. Auf diese Weise werden die flachen Gefilde der Elbaue durch den Fluß mit einer Erdschicht überdeckt, und wenn das Wasser sinkt, hat sich die Ebene um eine geringe Schicht erhöht. Dies mag früher schon oft geschehen sein; ja wir dürfen von unsrer Elbaue sagen, sie ist ein Geschenk unseres heimatlichen Stromes. Die Elbe, welche ihr Bett im Laufe der Jahrhunderte immer mehr vertieft hat, kann gegenwärtig nicht mehr die ganze Elbtalwanne, sondern nur den tiefer gelegenen Teil derselben überfluten und mit sandigen und schlammigen Ablagerungen bedecken.

Die Elbaue ist demnach durch sandige und schlammige Ablagerungen der Elbe entstanden.

Wir erkennen daraus die aufbauende Tätigkeit des fließenden Wassers.

Indem das Wasser zerstörend, forttragend und aufbauend tätig ist, wirkt es ausgleichend. Die Gebirge werden von Jahrtausend zu Jahrtausend kleiner und die gewaltigen Tiefen des Meeres flacher. Dem Zerstören folgt ein Aufbauen, dem Vergehen ein Werden: das ist die umgestaltende Kraft des fließenden Wassers.

Die Lage.

Das Aufblühen Dresdens aus dem kleinen Fischerdorfe zur Großstadt ist zum großen Teile durch die reichen Gaben bedingt, die ihm in Strom und Tal, Boden und Klima, sowie durch die Gunst der Landesfürsten und durch die der geschichtlichen Entwickelung überhaupt zu teil wurden.

Der Strom bietet die wichtigste Grundbedingung für menschliche Ansiedelung: Das immer bewegliche und bewegende Wasser.

Die Elbaue mit ihrem reichen Fruchtboden gestattete schon frühe eine dichte Besiedelung. Das Tal weitet sich hier zu einem Kessel und gewährt Raum für die Entfaltung der Großstadt. Die Elbe nimmt darin zwei Nebenflüßchen auf, bildet je eine große Ausbiegung nach Süden und Norden und bietet besonders an der Außenseite der Flußbogen günstige Gelegenheit zum Anlegen der Fahrzeuge. Namentlich seit dem wirtschaftlichen Aufschwunge nach der Neugründung des Deutschen Reiches konnte sich der Handelsverkehr auf der Elbe zu ungeahnter Höhe entwickeln. Dresden, als wichtige Station an der Haupthandelsstraße, wurde ein bedeutender Handelsplatz.

Da unsere Stadt die Steinkohlen des Plauenschen Grundes sozusagen vor der Tür fand und der Flußverkehr die Zufuhr der Rohstoffe und Abfuhr der Erzeugnisse begünstigte, so wurden bald in einzelnen Stadtteilen und Vororten wichtige Industriezweige seßhaft; Dresden wurde Industrieplatz.

Aus allen Teilen des Landes führten Straßen nach dem Sitz des Hofes und der Regierung, nach dem Mittelpunkte des gesellschaftlichen und gewerblichen Lebens. In der Zeit des Dampfes entwickelten sich die Zugänge zu Schienenwegen, auf denen heute der Weltverkehr rastlos dahinbraust. Dresden hat sich infolge seiner Mittellage zu einem bedeutenden Knotenpunkt des Verkehrs entfaltet. Diese Lage an wichtigen Handelswegen und Verkehrslinien ist freilich auch zu Kriegszeiten Dresden teuer zu stehen gekommen. Da es an der offenen Heerstraße lag, wurden seine Fluren zur Walstatt für die großen Kämpfe in den Kriegen Friedrichs des Großen und Napoleons I.

Durch den Kunstsinn und die Prachtentfaltung des Hofes gewann Dresden herrliche Bauten und in seinen Museen und Sammlungen reiche Kunstschätze. Im Opern- und Schauspielhause, in Akademien, Kunstsälen und Ausstellungshallen, vor öffentlichen Bauwerken und Denkmälern erfreuen wir uns edler Kunst. Wir dürfen mit vollem Rechte unser Dresden als Kunststadt bezeichnen.

Durch die im Norden der Stadt vorlagernden bewaldeten Höhen genießt Dresden einen willkommenen Schutz gegen rauhe Nordwinde und empfängt aus dem grünen Heidewalde gesunde Atemluft, welche in die vom Elblauf durchschnittene Doppelstadt eindringen kann. Dresdens gesundheitliche Lage ist besonders günstig.

Dresden und seine Umgebung sind reich an Naturschönheiten. Ein Gang über die Brühlsche Terrasse erfüllt jede Menschenbrust mit Freude. Die reiche Auswahl der Verkehrsmittel gestattet es leicht, die Schönheit des Plauenschen Grundes, der Lößnitz, der Sächsischen Schweiz oder anderer Punkte von Dresden aus zu genießen.

Da Dresden eine Fülle von Annehmlichkeiten des Lebens bietet, so wird es seit Jahrzehnten von Fremden bevorzugt. (Fremdenkolonie.)

Die Gaben der Natur, die Gunst des Königshauses und die Betriebsamkeit der Bewohner, der Gewerbefleiß, der strenge Ordnungssinn, die lebensfrohe Gemütlichkeit der Bürger sind uns eine Gewähr für das weitere Gedeihen unsrer Vaterstadt Dresden, auf die wir immer mit Stolz und Freude schauen werden.

Hans Jagenteufel.

Wenn in den stillen Dörfern zur Dämmerstunde die Großmutter mit ihren Enkelkindern zusammensitzt, dann geschieht es wohl, daß das neugierige Jungvolk sagt: „Großmutter, erzähle uns etwas!“

Und dann lächelt die gute Alte und nickt; — die Kinder aber rücken enger zusammen; — man kann nicht wissen: etwas Gruseliges ist ja bei solchen Geschichten fast immer zu hören.

So gut, wie Großmutter auf dem Lande, hat es allerdings die Sagenerzählerin in der Großstadt nicht. Hier fehlen die stillen Weiher mit ihrem zur Abend- und Nachtzeit gespenstisch nickenden Strauchwerk; hier gibt es kein altes Gemäuer und keine verfallene Scheune, wo Käuzchen und Eulen hocken und Fledermäuse unheimlich durch die Luft huschen. Auch der Wald fehlt mit seinen Geheimnissen: dem Rauschen der Äste, — der uralten Höhle, in der Zwerge und Spukgeister wohnen, — dem moorigen Tümpel, aus dem die Gespenster in langen Nebelkleidern aufsteigen, um die Menschen zu schrecken; es fehlt auch der alte, abgestorbene Baum, der zur Nachtzeit einem unholden Wesen gleicht u. a. m.

So gern die Sage bei den Menschenkindern wohnt, in der Großstadt

hat sie eben keine bleibende Stätte gefunden. Die nüchteren Steinhäuser, in denen vom Abend bis zum Schlafengehen das helle Gaslicht bis in die Winkel der Treppen hineinleuchtet, die breiten, immer mit Menschen belebten Straßen und Plätze und das bewegte Leben überall — das alles hat die Sage fortgescheucht in die einsamen Dörfer und in die kleinen Städtchen, die ihr noch in engen Gassen und düsteren Winkeln alter Häuser eine ungestörte Heimstätte bieten.

So finden wir auch in unserer Vaterstadt keine volkstümlichen oder etwa allbekannten Sagen. Hin und wieder hört man vielleicht von der Schlangenkönigin erzählen, die draußen auf dem Heller bei den Oltersteinen in mondhellen Nächten ihre goldne Krone auf dem Kopfe trägt — oder es wird von dem furchtlosen Trompeter erzählt, der einst im Trompeterschlößchen die Gespenster in der Mitternachtsstunde durch sein herzhaftes Blasen vertrieb — aber das ist auch fast alles.

Nur ein alter Waldwärter, dem ich oft bei meinen Spaziergängen in der Heide begegnete, wußte mancherlei von den alten Geheimnissen aus dem Heidewalde. Eine Sage, von der er mir berichtete, als ich ihn vor vielen, vielen Jahren einmal „am verlornen Wasser" hinter den Militärschießständen traf, soll hier aufgezeichnet sein:

„Man glaubt: wer eine mit Enthauptung zu sühnende Untat begehe, die bei seinen Lebzeiten nicht herauskomme, der müsse nach dem Tode mit dem Kopfe unter dem Arme umgehen.

Im Jahre 1644 ging ein Weib aus Dresden eines Sonntags früh in den nahen Wald, um Eicheln zu lesen. In der Heide hörte sie an einem Grunde, nicht weit von dem Orte, der das verlorene Wasser genannt wird, stark mit dem Jägerhorn blasen. Darauf tat es einen harten Fall, als ob ein Baum fiele. Das Weib erschrak und barg ihr Säcklein Eicheln ins Gestrüpp. Bald darnach blies das Horn wieder. Als sie sich umsah, erblickte sie auf einem Grauschimmel einen Mann. Dieser ritt ohne Kopf daher und hatte einen grauen Rock an. Er trug Stiefel und Sporen und ein Hifthorn über dem Rücken. Weil er aber ruhig vorbeiritt, faßte sie wieder Mut, las ihre Eicheln auf und kehrte abends ungestört heim.

Neun Tage später kam die Frau in gleicher Absicht in dieselbe Gegend. Als sie am Försterberg niedersaß, einen Apfel zu schälen, rief hinter ihr eine Stimme: „Habt ihr den Sack voll Eicheln und seid nicht gepfändet worden?" „Nein," sprach sie, „die Förster sind fromm und haben mir nichts getan. Gott sei mir Sünder gnädig!"

Mit diesen Worten drehte sie sich um. Da war derselbe Graurock wieder, aber ohne Pferd, und hielt den Kopf mit bräunlichem, krausem Haar unter dem Arm. Die Frau fuhr zusammen, das Gespenst aber

sprach: „Hieran tuet ihr wohl, Gott um Vergebung eurer Sünden zu bitten, mir hat's nicht so wohl werden können."

Darauf erzählte der Graurock, daß er vor 130 Jahren gelebt und wie sein Vater Hans Jagenteufel geheißen habe. Sein Vater habe ihn oft ermahnt, gegen die armen Leute nicht zu scharf zu sein. Er aber habe die Lehre in den Wind geschlagen, ein lasterhaftes Leben geführt und viel Böses getan. Darum müsse er nun als ein verdammter Geist umherwandern." — — — — — — — — — — — — — —

Druck von A. Rietz & Sohn in Naumburg a. S.

